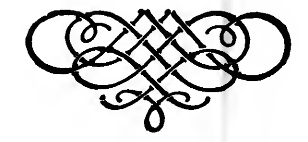
Diedrich Speckmanns Heideerzählungen

Gesamtausgabe

Dritter Band:

Neu-Lohe

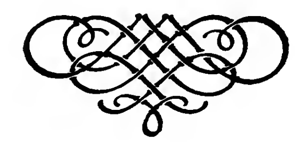


Leipzig 1921 / Hesse & Becker

Neu-Lohe

Von

Diedrich Speckmann



Leipzig 1921 / Hesse & Becker

Erschienen 1920
der Gesamtauflage 40. Tausend

Gedruckt in Stuttgart bei J. F. Steinkopf

Hat der Zug aus Richtung Hamburg viel Verspätung, Herr Vorsteher?"

„Nee, heute bloß 'ne halbe Stunde, Frau Lohmann. Sie erwarten wohl einen von den Herren Söhnen?"

„Alle beide. Otto kommt von Norden, Hinrich anderthalb Stunden später von Süden."

„Können Sie aber von Glück sagen! Mein Wilhelm sitzt als Gefangener hinten in Sibirien. Ob ich den überhaupt noch wieder zu sehen krieg'?"

Das Signalwerk rief den Stationsvorsteher von Elldingen in sein Dienstzimmer. Frau Else Lohmann, geborne Riewitz, schritt langsam den Bahnsteig auf und ab. Ja, froh und dankbar war sie, daß zwei Söhne ihr gesund heimkehrten, aber auch sie hatte ein schweres Opfer bringen müssen. Jürgen, ihr Ältester, war vor dreiviertel Jahren in Frankreich gefallen...

Endlich erschien über dem braunen Heideland die ersehnte Rauchfahne, der Zug lief ein, eine Wagentür sprang auf, und die Mutter konnte ihren Zweitgebornen in die Arme schließen. Sie hatte gleich ein paar Fragen an ihn zu richten, aber der Sohn ergriff sie bei der Hand und sagte: „Das erzähl' ich dir alles nachher. Erst laß uns sehen, daß wir vom Bahnsteig herunter und auf den Weg nach Hause kommen."

„Du wirst dich noch ein bißchen gedulden müssen," sagte die Mutter lächelnd. „Hinrich hat heute früh

telegraphiert, in einer Stunde wird er hier sein. So könnt ihr miteinander euren Einzug in die Heimat halten."

„Das paßt ja großartig," rief Otto, „ich freu' mich mächtig auf den Jungen! Es werden jetzt drei Jahr, daß wir uns nicht gesehen haben."

Einige Minuten später saßen die beiden in einem behaglich durchwärmten kleinen Zimmer, das die Wirtin des „Gasthofs zur Eisenbahn" zur Verfügung gestellt hatte. Und schon brachte diese in einer Dreiportionenkanne den Kaffee.

„Es ist echter Bohnenkaffee," sagte Frau Lohmann, „von Friedenstagen her hatte ich immer noch einen kleinen Rest gespart."

Sie öffnete ein Körbchen und stellte einen mit Pergamentpapier bedeckten Teller auf den Tisch.

„Butterkuchen?" wunderte sich der Heimgekehrte. „Ihr eßt noch Butterkuchen?"

„Haben seit Jahr und Tag keinen mehr gesehen," sagte die Mutter, „aber für diesen Freudentag einen zu backen, das konnte ich verantworten. Laß ihn dir schmecken, mein Junge!"

Der Junge langte wacker zu, auch die Mutter nahm sich einen Streifen. Nach einer Weile sagte er: „So, nun hör' ich erst mal auf. Wenn Hinrich da ist, fang' ich frisch wieder mit an ... Ich sehe nicht ein, Mutter, was wir hier Mutter Sengstakes Brettstühle drücken. Versenken wir uns lieber in ihr beblümtes Kanapee."

Als sie in das Sofa übergesiedelt waren, nahm der Sohn der Mutter Hand. „Diese liebe Hand," begann

er nach einer Weile, „ist in den schlimmen Jahren, die hinter uns liegen, rauh und hart geworden; das hier könnten sogar Schwielen sein... Und in das liebe, liebe Gesicht hat der Krieg seine Runen eingegraben..."

In der Mutter Augen schimmerte es feucht. Da schlug der Sohn die Arme um sie, drückte sie in leidenschaftlich aufwallender Freude an sich und küßte sie einmal über das andere. Dann saßen sie lange Zeit, ohne ein Wort zu sagen, die Hände ineinander verschlungen.

„Ich denke doch," brach die Mutter endlich das Schweigen, „du wirst dich erst mal eine schöne Zeit zu Hause erholen."

„Darauf kannst du dich heilig verlassen!" rief Otto.

„Hast du dir schon überlegt, wann du wohl dein Assessorexamen machen könntest?"

„Das ist eine heikle Frage, liebe Mutter. Hab' die Juristerei in diesen Jahren natürlich vollkommen verschwitzt."

„Kann ich mir denken, mein Junge, aber du arbeitest dich gewiß schnell wieder ein. Wenn du dich erst ein paar Wochen oder Monate gründlich ausgeruht hast, wirst du selber wünschen, möglichst bald mit allem fertig zu werden und einen Beruf zu haben. Mehr als vier Jahre hast du ja schon durch den Krieg verloren."

„Eigentlich wollte ich heut' noch nicht mit dir darüber sprechen," begann Otto nach einer Pause, „aber da du einmal davon angefangen hast, ist es wohl das beste, ich schenke dir gleich reinen Wein ein. Ich pfeife auf

den Assessor! Es reizt mich nicht im geringsten mehr, Richter zu werden. Die Revolution krempelt wahrscheinlich doch den ganzen Kram um, und die Juristen werden stark umlernen müssen. Dazu hab' ich keine Lust, dafür bin ich zu müde... All diese Jahre bin ich ein Sklave gewesen, nun will ich endlich wieder mein eigener Herr sein. Das ist aber heutzutage einzig und allein der Landwirt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Kurz und gut, ich möchte den Hof übernehmen.

„Junge," rief die Mutter erschrocken, „das ist doch nicht dein Ernst?"

„Ja, es ist mein voller Ernst. Und wenn du dich ruhig in meine Lage hineindenkst, Mutter, wirst du selber sagen müssen, daß ich gar nichts Besseres tun kann."

„Das weiß ich doch nicht... Du bist so lange auf Schulen und Universitäten gewesen, und das alles soll nun umsonst sein?"

„Es ist vieles für die Katz', was wir früher wer weiß wie wichtig genommen haben. Und das bißchen Schul- und Kathederweisheit wird ja auch wohl einem Landwirt nicht weiter im Wege sein."

„Aber, was du als Landwirt brauchst, das fehlt dir."

„Gewiß fehlt mir da manches, aber das läßt sich nachholen. Im Kriege haben wir's gelernt, uns schnell in die verschiedensten Lagen und Aufgaben hineinzufinden. Und wenn einer ein Sohn des Lohhofs ist, wird's ihm ja auch wohl ein bißchen im Blute stecken."

„Ich fürchte, mein Sohn, du stellst dir das doch gar

zu leicht vor. Ich habe als junge Frau auf eurem Hofe die Landwirtschaft auch erst lernen müssen, und was hat das für Schwierigkeiten gegeben! Gerade in den Jahren, in denen der Mensch lernen muß und aufnahmefähig ist, gingen deine Interessen in so ganz anderer Richtung ... Ich glaube auch nicht, daß das Leben auf dem Lande dir dauernd zusagen wird, da du doch einmal an ganz andersartigen Verkehr gewöhnt bist. Die großen Universitätsferien wurden dir früher jedesmal zu lang, und du warst froh, wenn du endlich wieder abreisen konntest."

„Das war einmal, aber glaube mir, Mutter, das hat sich von Grund aus geändert. Von den Menschen und dem Lärm, den sie machen, hab' ich in diesen Jahren für mein Leben genug gekriegt, und das ist mir bei unserm Hof ja gerade das liebste, daß er so weltverloren in der Heide liegt."

„Und Hinrich?" fragte die Mutter nach einer Weile.

„Um den tut's mir leid," sagte Otto, „denn er wird sich ja Hoffnungen auf den Hof gemacht haben. Aber es gilt bei uns nun einmal das Anerbenrecht des Ältesten, und in solchen Dingen ist jeder sich selbst der Nächste. Es liegt für Hinrich jetzt doch nicht anders, als wenn Jürgen am Leben geblieben wäre. Er ist ein tüchtiger Landwirt, überhaupt ein fixer Mensch, und es gibt Höfe genug, denen der Krieg die männlichen Erben genommen hat. Da wird er schon irgendwo nett unterkriechen können. Und für die ersten Jahre, bis ich mich eingearbeitet habe, wird er uns ja auch groß vonnöten sein."

„Er, der gelernte Landwirt, als Knecht unter einem Bauern, der erst lernen muß? Wenn das nur geht …"

„Als Knecht? Sagen wir Inspektor oder Verwalter, oder verzichten wir lieber ganz darauf, dem Kind einen Namen zu geben. Wir werden für das brüderliche Zusammenwirken auf dem Hof unserer Väter schon die rechte Form finden, haben uns ja Zeit unsers Lebens gut verstanden. Du kennst deine Jungens, Mutter, und wirst dir ihrerwegen doch keine Sorge machen?"

Die Mutter schwieg. Die Sorgenfalten der Kriegsjahre auf ihrer Stirn hatten sich vertieft.

„Tu' mir den Gefallen," sagte sie nach einer Weile, „und sprich heute noch nicht mit Hinrich von deinem Vorhaben. Es könnte gar zu leicht einen Mißklang in diesen Freudentag bringen."

„Ich halte Hinrich für viel zu vernünftig, als daß er sich nicht sehr schnell in die Sache finden sollte," sagte Otto. „Aber da du es wünschest, werd' ich selbstverständlich heute schweigen."

Er fing nun an, von den Schwierigkeiten des Rückzugs zu erzählen, hatte dabei aber eine wenig aufmerksame Zuhörerin. Als er in der Schilderung, wie seine brave Kompagnie Revolution gemacht hatte, einigen Humor entwickelte, gewann er der Mutter nur ein gequältes Lächeln ab.

Der Zug aus der Richtung Hannover lief — o Wunder! — auf die Minute pünktlich ein, und es entstieg ihm ein schmucker Vizewachtmeister der Ulanen, der Frau Lohmanns Rechte mit beiden Händen ergriff und

ihr strahlend in die Augen blickte. Dann drückte er dem Infanterieleutnant die Hand und rief: „Famos, Bruder, daß du auch schon da bist! Aber nun kommt erst und seht, was ich uns mitgebracht habe!"

Während er sie die Wagenreihe hinunterführte, begann der gemischte Zug zu rangieren und stieß einen Wagen auf das Nebengeleise. „Ratet mal, was es ist!" sagte Hinrich. Ein helles Gewieher wurde laut, und Otto fragte: „Ein Pferd?" — „Nee, mein Junge, zwei Pferde, ein prächtiges Fuchsgespann!" rief Hinrich. „Ihr werdet Augen machen!"

„Haben wir denn Pferde nötig?" wandte Otto sich an seine Mutter.

„Versteht sich," antwortete Hinrich, „unsere braven alten Kriegskracken haben längst ihre Ruhe verdient."

„Aber ein Pferdekauf ist doch keine Kleinigkeit. Wär's nicht besser gewesen, du hättest das vorher mit Mutter überlegt?"

„Wer redet denn von Kauf, Mensch? Schenken hab' ich sie mir lassen, das heißt für 1300 Mark, aber das ist für solche Pferde ein Trinkgeld. Ich kenne sie ganz genau, denn sie stammen beide von meiner Schwadron. Wenn ich da nicht zugegriffen hätte, verdiente ich Prügel."

Die Pferde wurden an der Rampe ausgeladen, und mit freudigem Stolz machte Hinrich auf ihre Vorzüge aufmerksam. Der Bruder stand mit etwas kritischer Miene dabei. „Wenn du auch keinen Pferdeverstand hast," sagte der Ulan, „das mußt du auch durch deine Brille sehen, daß dies ein Gespann ist, wie

Hof Lohe kaum je eins gehabt hat." — „Nun tu' bloß nicht so," brummte der andere, „als ob du allein was von Pferden verstehst. Als ich draußen Adjutant war, hatte ich die sämtlichen Pferde des Stabes unter mir." — „Schön, dann soll dieser fromme Wallach dein Reitpferd sein, wenn du mal bei uns zu Besuch bist," sagte Hinrich und drückte dem Bruder einen Halfterstrick in die Hand. „Ich als Kavallerist nehm' natürlich die hitzigere Stute," fuhr er fort, und schon hatte er sich auf das Tier geschwungen, um es vorzureiten. Im Trab bewegte er sich einige hundert Meter die Straße hinunter, im Galopp kam er zurück. „Willst du deinen Gaul auch gleich mal probieren?" fragte er den Bruder, „oder brauchst du einen Sattel?" — „Ich hab' hier am Bahnhof nichts herumzureiten," murrte Otto.

Die Pferde wurden vor dem Gasthause angebunden, und man ging hinein, Kaffee zu trinken. „Kuck mal, Butterkuchen," sagte Hinrich, angenehm überrascht, und begann einen Streifen in den Kaffee zu stippen und in großen Bissen zu essen. Aus der Zuckerdose nahm er zwei Stücke und schob sie in die Tasche. „Willst du sie nicht lieber in deinen Kaffee tun?" fragte die Mutter. „Nee, der Zucker ist für mich zu schade, den kriegen meine Füchse," sagte Hinrich und reckte den Hals, um durch das Fenster nach ihnen zu sehen. „Ach, ich kann's ihnen auch gleich bringen," und schon war er aufgesprungen und eilte hinaus. „Er hat den ganzen Kopf voll von seinen Gäulen," sagte Otto ein wenig säuerlich. „Ja," stimmte die Mutter zu, „er ist gerade so ein Pferdenarr, wie sein Vater war." — „Übrigens

sind die Tiere gut," fuhr der Sohn fort, „und es ist mir sehr recht, daß der Junge zugegriffen hat, wenn das Heeresgut nun einmal so verschleudert werden sollte... Sieh doch bloß mal an, wie albern er sich mit ihnen hat! Die Freude macht ihn rein närrisch." Sie erhoben sich vom Sofa und beobachteten Hinrich, wie er auf seine Pferde einredete und sie liebkosend tätschelte; die Mutter sich herzlich mit ihrem Jüngsten freuend, der Bruder mit einem spöttischen Zug um die Mundwinkel.

Hinrich kam wieder herein und setzte das Kaffeetrinken fort. Nachdem er den beiden Pferden, die vor Jahren die Mobilmachung entführt, Worte wehmütiger Erinnerung gewidmet hatte, bekamen die wackeren alten Tiere, die während des Krieges die Arbeit des Hofes nach besten Kräften getan hatten, ihre Anerkennung. Das eine müsse als Reserve bleiben; das andere aber bringe man am besten zum Schlachter, damit es nicht einem kleinen Anbauer in die Hände falle und auf seine alten Tage noch bis aufs Blut abgetrieben werde. Und nun war Hinrich glücklich wieder bei seinen Füchsen. Er berichtete, welche Verwendung sie im Felde gefunden und was sie alles hatten leisten müssen; die Stute war auch einmal leicht verwundet worden. Die Mutter und der ältere Bruder wechselten verstohlene Blicke. So redselig kannten sie den Jüngsten der Familie gar nicht; er war immer mehr eine zurückhaltende Natur gewesen, ähnlich wie sein Vater und anders als seine Geschwister, die mehr von der Lebhaftigkeit der Mutter geerbt hatten.

Die Mutter bot noch einmal Kaffee und Kuchen an, und da beide Söhne dankten, schlug sie vor, man solle aufbrechen, damit man den Hof noch bei Tag erreiche. „Dann will ich anspannen," sagte Hinrich sich erhebend. „Und ich helfe dir," erklärte Otto, ebenfalls aufstehend. „Warum?" fragte Hinrich verwundert, „leiste doch lieber Mutter Gesellschaft!" — „Ich helfe anspannen!" sagte Otto mit großer Bestimmtheit.

Frau Lohmann sah ihren Söhnen kummervoll nach und seufzte. Wie hatte sie sich auf diesen Tag, der eine schwere Last von ihren Schultern nehmen sollte, gefreut! Nun packte er ihr, wenn nicht alles täuschte, eine neue Last auf, und niemand konnte wissen, ob die nicht noch schwerer zu tragen sein würde als die alte ...

Nach einer Minute waren die beiden wieder da. „Mutter," sagte der Jüngere, „ich möchte gern nach Hause telephonieren, daß Iwan kommt und die alten Pferde holt. Dann spanne ich die Füchse vor, und ihr könnt gleich sehen, wie sie im Geschirr gehen. Otto aber will dich mit den alten fahren, und ich soll auf meinen Füchsen hinterher reiten. Wir können uns nicht recht einig werden. Entscheide du, bitte, wie's gemacht werden soll."

Frau Lohmann sandte ihrem älteren Sohne, der mit finsterem Gesicht hinter dem Bruder in der Stubentür stand, einen bittenden Blick zu. „Meinetwegen mag der Russe kommen," sagte er zögernd, „ich werde zu Hause anrufen; schirre du nur unterdessen deine Wundertiere an."

Als er aus der Gaststube zurückkam, lag noch immer Verdruß und Ärger auf seinem Gesicht.

„Bist du böse?" fragte die Mutter.

„Warum böse?" brummte Otto. „Aber mir scheint, er nimmt sich ziemlich viel heraus. Heute werde ich ihm noch nichts sagen, weil ich's dir einmal versprochen habe. Aber ich bin dafür, daß wir möglichst bald klare Verhältnisse schaffen, damit man weiß, wer Koch und wer Kellner ist."

Einer Antwort wurde die Mutter überhoben, da eben Hinrich ans Fenster klopfte und zum Aufsteigen rief.

In straffer Haltung nahm er den Bock ein und führte seine Füchse in allen Gangarten vor. Von Zeit zu Zeit wandte er sich herum, um Mutter und Bruder bald auf ihre gute Kopfhaltung, bald auf den raumen Schritt, bald auf das flotte und anhaltende Traben aufmerksam zu machen. Daß die Seinen nur mäßiges Interesse an den Tag legten, entging ihm in der Freude seines Herzens.

Schnurgerade lief die birkengesäumte Landstraße unter dem grauverhangenen Winterhimmel durch das braune Land. An der Grenze des Kirchspiels Wiechel bot ein Ehrenbogen aus Tannengrün und Papierblumen das erste Willkommen der engeren Heimat. In der Hauptstraße des Kirchdorfs war einer hinter dem andern errichtet. Bekannte grüßten mit Handwinken und Zurufen. Zweimal mußte man aus Höflichkeit halten und sich durch Händedruck beglückwünschen lassen, zur Heimkehr und zum neuen Gespann.

Hinter dem Dorf lag der gemeinsame Friedhof der ausgedehnten Heidgemeinde. Frau Lohmann sagte, sie habe noch niemals mit beiden Söhnen zugleich das Grab des Vaters besuchen können, und ließ halten. Eine Strecke gingen die drei über das faulende Lindenlaub des Hauptweges, um sodann, nach rechts abbiegend, bald das Erbbegräbnis des Lohhofs zu erreichen. Ein schlichter Granitstein trug die Inschrift: „Ruhestätte der Familie Lohmann." Die einzelnen Gräber waren durch Holzkreuze bezeichnet. Zurzeit ragten deren zwei. Vollhöfner Jürgen Christoph Lohmann hatte sich vor einer Reihe von Jahren zu seinen Vätern schlafen gelegt. Vollhöfner Hinrich Lohmann war ein Opfer des Krieges geworden. Der Arbeitskräfte beraubt, hatte er sich bei der Ernte übernommen, war in eine hitzige Krankheit gefallen und binnen weniger Tage gesund und tot gewesen.

Schweigend standen sie vor den Gräbern, die Söhne entblößten Hauptes. Nach einer Weile trat Frau Lohmann an das links sich anschließende Erbbegräbnis des Nachbarhofes Delmsloh. „Anton Riewitz" stand auf einem grauen Sandstein zu lesen. Von dem Rosenstrauch, der das Grab überzogen hatte, pflückte sie einige verfaulende Knospen, die in der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr zur Blüte gekommen waren. Die Söhne standen auch jetzt der eine zu ihrer Rechten, der andere zur Linken, und ehrten schweigend das Gedächtnis des vor ihrer Zeit durch ein jähes Geschick hingerafften Großvaters. Dann wandten sie sich alle wieder der Grabstätte des väterlichen Hofes zu.

„Wenn nun Friede wird," sagte Frau Lohmann leise, „was meint ihr, ob wir Jürgen dann überführen lassen?"

„Ich hab' nicht viel damit im Sinn," antwortete Hinrich. „Wo er begraben liegt, da ist zuletzt noch wieder schwer gekämpft worden. Wenn wir überführten, so würde ich für mein Teil immer zweifeln, ob es wirklich die Überreste meines Bruders wären."

„Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand," fügte Otto hinzu, „ruht auch in fremder Erde — im Vaterland."

„Ihr mögt recht haben, daß wir lieber davon absehen," sagte die Mutter.

„Aber etwas anderes könnten wir tun," meinte der ältere Sohn, „nämlich unserem Bruder hier einen Gedenkstein setzen, damit wir und die nach uns kommen, wenn wir an dieser Stätte unserer Toten gedenken, auch seiner nicht vergessen."

„Das ist 'n Gedanke!" stimmte Hinrich lebhaft zu, und die Mutter sagte: „Ja, das soll geschehen."

„Erlaubst du wohl, daß ich zu meinen Pferden gehe?" wandte sich Hinrich an seine Mutter. „Sie sind ja nicht wild, aber ..."

Sie nickte, und er eilte schnellen Schrittes davon. Langsam folgten die beiden andern.

„Otto," begann die Mutter nach einiger Zeit, „die drei Männer, die da jetzt friedlich nebeneinander ruhen, sind in ihren Lebenstagen hart aneinander geraten. Zuerst deine beiden Großväter, über der leidigen Politik; ich hab' dir davon wohl erzählt. Und dann dein

Vater und Großvater; da war deine Mutter die Ursache. Ihr vom Lohhof seid eine harte, schwerblütige Art. Du hast zwar manches von mir, aber ein Lohmann bist du deshalb doch... Was ich an Kampfzeiten durchgemacht habe, — für ein Menschenleben, dünkt mich, genügt das. Wenn noch wieder solche kommen sollten..."

„Von deinen Jungens? Aber Mutter, kennst du Hinrich und mich denn so wenig?"

„Ihr wollt gewiß nicht, aber, aber... Es war mir lieb, daß einer meiner Söhne studierte, wie es in meiner Familie seit langem üblich gewesen ist, und ich habe mich immer so gefreut, wenn du die guten Zeugnisse heimbrachtest oder deine Prüfungen mit Auszeichnung bestandest... Es will mir doch gar nicht in den Sinn, daß das alles für nichts gewesen sein soll. Gewiß, ich verstehe, daß die gegenwärtigen Verhältnisse dich nicht sonderlich locken, aber die können doch nicht immer so bleiben, es muß doch mal wieder ein Aufstieg kommen, und dann werden wir einen unparteiischen und zuverlässigen Richterstand sehr nötig haben. Ja, der wird tüchtig mitwirken müssen, wenn wir an den Wiederaufbau gehen. Du wirst mir natürlich antworten, das könntest du auf dem Lande, als Besitzer eines großen Hofes, auch. Gewiß, aber da kann es dein Bruder, der viel weniger gelernt hat, ebenso gut, — nein, besser als du! Ich werde das Gefühl nicht los, daß du an eine andere Stelle gehörst. Aus augenblicklicher Verstimmung über unsere unerquicklichen Verhältnisse darfst du nicht über deine ganze Zukunft ent-

scheiden. Ein solcher Schritt will auf das gewissenhafteste erwogen sein ... Mein Sohn, tu' es deiner Mutter zu Gefallen, daß du in dieser Angelegenheit nichts übereilst. Versprich mir, daß du dir alles noch einmal recht gründlich und sorgfältig überlegen willst. Willst du mir die Liebe antun?"

Sie war stehen geblieben und sah dem Sohn bittend in die Augen. „Gut," sagte dieser, „ich werde auch die nächsten Tage noch nicht mit Hinrich sprechen und mir das Ding noch mal ernstlich durch den Kopf gehen lassen. Aber dann sorge du, bitte, dafür, daß mein Bruder sich unterdessen nicht allzusehr an das Herrschen auf Lohe gewöhnt. Du hast ja diese Jahre den Hof regiert und mußt das weiter tun, bis sich alles entschieden hat. Und wenn du Hinrich gelegentlich Andeutungen machen wolltest, daß es noch recht zweifelhaft ist, ob er Bauer wird, so könnte das nicht schaden. Dann wäre nachher seine Enttäuschung nicht so groß. Ist es dir so recht, Mutter?"

„Ich danke dir, mein Sohn," sagte sie und strich ihm sanft mit der Hand am Arm hinunter.

Eine gute halbe Stunde waren die Füchse wieder die ebene Kiesbahn dahingetrappelt, da wandte Hinrich sich herum und sagte: „Eben sind wir über unsere Grenze gefahren. Neulich, als wir über die deutsche Grenze marschierten, war das ein putzwunderliches Gefühl, aber dies ist beinah noch komischer."

Als das Gefährt eine Höhe gewonnen hatte, erspähten die Augen der Heimkehrenden im dämmernden Tale einen grauen Flecken Wald. „Junge, Junge!"

sagte Hinrich halblaut vor sich hin, während Otto seiner Mutter mit den Fingern auf dem Rücken der Hand trommelte, die auf dem Wagenleder lag.

Im Schritt ging's durch das Dunkel des Föhrenwaldes. Dumpf dröhnten die Hufe auf der Werlebrücke. Über dem weitgeöffneten Hoftor wölbte sich ein Ehrenbogen. Die mächtigen Eichen reckten ihr kahles Geäst trotzig in die Dämmerung empor. Der Hund vor seiner Hütte schlug an und entbot das Gesinde zur Begrüßung; auch die Leute aus den Häuslingskaten fanden sich ein. Alle reichten den Söhnen des Hofes die Hand. Gesprochen wurde kaum ein Wort, aber in aller Augen glänzte die Freude. „Nun seht euch man vor allen Dingen erst mal meine Pferde an!" sagte Hinrich. Da traten alle an das Gespann, und Ausrufe der Bewunderung wurden laut. Als er Anstalt machte auszuspannen, streckten sich viele Hände aus, ihm zu helfen. Aber Frau Lohmann sagte: „Kinder, nun geht erst mal gleich zur Großmutter; sie hat sicher den Wagen gehört, da dürft ihr sie nicht warten lassen." — „Das ist auch wahr!" rief Hinrich, „na, dann besorgt mir die Füchse gut, ich bin bald wieder da und sehe nach, ob ihr's ordentlich gemacht habt."

„Oma, wi sünd'r!" rief Hinrich, der vor seinem Bruder in das Altenteilerstübchen trat.

„Is dat würklich wohr?" kam es aus dem Ofenwinkel, „und beide up enen Dag? Du lewe Herrgott in dinen hogen Himmel, dat ick dat noch beläwen schall! ..."

„Und dat wi di hier noch in dine Eck dräpen dot,"

sagte Hinrich, der immer der Großmutter Verzug gewesen war, „und dat du de öl Sük,[1] de di fat harr, god öwerstahn hest, dat is benahsten unse gröttste Freude an düssen Dag."

Er nahm ihre linke Hand und drückte sie an sich, und sein Bruder holte ihre rechte Hand, um sie zu streicheln. „Kinners, Kinners," wimmerte die alte Frau, „nu makt't ok nich gor to slimm, achjajijajija ... Kind, Else, wat freu ick mi för di, dat nu all dine Hartenssorgen 'n Ende funnen hebbt!"

Frau Lohmann nickte und sah bewegt in die tief in Runzeln gebetteten Augen der Greisin, aus denen die Freude leuchtete.

Bald saß man beim Abendbrot. Es gab eine tüchtige Schüssel Bratkartoffeln und gebratenes Rindfleisch; denn man hatte kürzlich eingeschlachtet. Auf einen Teller mit Leberwurst deutend, sagte Frau Lohmann: „Dies schickt eure Schwester von Delmsloh. Sie wäre gern herübergekommen, aber ich riet ihr, sie sollte sich lieber noch schonen. Morgen früh müßt ihr sie gleich besuchen und ihren dicken Jungen bewundern."

Der Großmutter kam plötzlich die Erinnerung an einen Tag, der länger als ein Menschenalter zurücklag: wie ihr Sohn Hinrich, dieser beiden Vater, nachdem er seine drei Jahre bei den hannoverschen Ulanen abgedient, nach Hause zurückkam und am ersten Abend unmenschliche Mengen Pellkartoffeln mit saurer Specksoße weggepackt hatte. „Jungs," sagte sie, „wenn ener von't Volk torügkummt, mutt he äten för dree Schün-

[1] Seuche

döscher,"[1] und schob ihnen mit ihren zitterigen Händen die Schüsseln zu. Aber sie erlebte an den Enkeln nicht annähernd die gleiche Freude wie einst an dem Sohne. Sie konnten bald nicht mehr, und als die Großmutter erschrocken fragte, ob sie krank wären, bekam der Butterkuchen die Schuld, den die Mutter ihnen entgegengebracht hatte. Ihren Liebling Hinrich nötigte die alte Frau aber noch einmal so dringlich, daß er ihr zu Gefallen ein übriges tat.

Die Stimmung bei Tische war gedrückt. Wenn man sich auch des Tages der Heimkehr freute, so wurde man es doch nicht ganz aus dem Gefühl los, was für traurige Umstände ihn herbeigeführt hatten. Frau Lohmann war zerstreut und merkwürdig schweigsam. Das fiel Hinrich auf, und er sagte: „Mutter, du machst ja ein Gesicht, als ob deine Jungens heut abend erst in den Krieg hinaus müßten, und nicht glücklich aus ihm heimkämen." Da raffte sie sich auf, wurde gesprächiger, versuchte auch einmal einen Scherz zu machen, ohne daß es ihr gelang, die Stimmung dadurch zu heben.

Als man gesättigt war, tippte die Großmutter Hinrich an den Arm und wies auf das Bücherbrett an der Wand. Er verstand sofort, holte das abgegriffene Abendsegenbuch und legte es aufgeschlagen vor seine Mutter hin. „Soll ich die Leute rufen?" fragte er, stehen bleibend. „Ich denke, heute am ersten Abend bleiben wir lieber für uns," sagte Otto. Aber da sah die Großmutter ihn über ihre Brille weg mißbilligend an und sagte, so lange sie denken könne, seien die Leute nie

[1] Scheunendrescher

ohne Abendsegen in das Bett geschickt worden, und sie hoffe das auch nicht mehr zu erleben. Sie war die treue Hüterin frommer Vätersitte auf dem Lohhof. Wenn sie auch nicht hatte hindern können, daß die Zeit außer Fernsprecher und elektrischem Licht auch sonst mancherlei Neues auf den einsamen Hof in der Heide gebracht hatte, so wachte sie doch mit unerbittlicher Strenge darüber, daß an den Grundlagen, auf denen, wie sie überzeugt war, das Glück des Hofes und Hauses ruhte, nicht gerüttelt wurde.

Nach dem Abendsegen ging man bald zur Ruhe. Die Wohnseite des Hauses war einige Jahre vor dem Krieg umgebaut und um ein Stockwerk erhöht worden, in dem jeder der Söhne sein eigenes Zimmer bekommen hatte.

Kurz nachdem die Familie auseinander gegangen war, ließen sich aus Hinrichs Giebelstube die Klänge seiner Handharmonika vernehmen. Es war die Weise jenes kunterbunten Liedes, mit dem Deutschlands Söhne im August 1914 hinauszogen, das sie aber im Lauf der Jahre fast vergessen hatten.

„Ich hatt' einen Kameraden." Otto, der eben dabei war, seinen Feldkoffer auszupacken, nahm das Bild eines ihm vor anderen lieben Kameraden, der noch in den letzten Kämpfen gefallen war, zur Hand und betrachtete es mit schmerzlicher Trauer. — „Gloria, Gloria, Gloria Viktoria, ja, mit Herz und Hand, mit Herz und Hand, fürs Vaterland." Trotz aller ruhmreichen Siege, mit heißem Herzen und starker Hand erstritten, dachte er bitter, haben wir's nicht schaffen können und

werden ohnmächtig zusehen müssen, wie die Feinde Schindluder mit dir spielen, armes Vaterland ...

„Die Vöglein im Walde, die sangen so wunder-, wunderschön: In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn." In der Kammer am Kuhstall lagen in ihrem Zweischläferbett Rieke und Tine, des Hofes rüstige Mägde. Rieke schlang heimlich die Arme um ihr Kissen, voller Sehnsucht nach ihrem Klaus, der dieser Tage auch heimkehren mußte. Tine preßte den Arm über ihre Augen und weinte heiße Tränen in das Hemdlinnen; denn ihren Heini sollte sie niemals wiedersehen ...

In einer der Häuslingskaten waren die russischen Gefangenen untergebracht. Sie hatten sich schon früh auf ihre Pritschen hingestreckt. Als die Musik erklang, richtete sich einer nach dem anderen auf, um zu lauschen. Als die Harmonika schwieg, stimmte einer an, und alle fielen ein, und sie sangen die schwermütigen Lieder ihrer Heimat fern im Osten. Der Wachmann, der im Raum nebenan sein Lager hatte, hörte anfangs mit einer leisen Rührung in seiner verkrusteten Landsturmseele zu, bald aber wurde es ihm über, und er schnauzte: „Ruhe da! Ich will schlafen!" Worauf der Gesang jäh abriß und verstummte ...

Damit war der letzte Laut erstorben auf Hof Lohe. Dicht und schwer lag über ihm die von keinem freundlichen Stern erhellte Winternacht.

Als Hinrich am nächsten Morgen erwachte, war zwar noch nicht Aufstehenszeit, aber es litt ihn nicht länger im Bette. Es gab ja so vieles, worüber er sich unterrichten mußte, und die stille Morgenstunde schien ihm recht dafür geeignet.

Als er die Viehdiele betrat und das Licht eingeschaltet hatte, zog es ihn zuerst, wie sich von selbst versteht, zum Pferdestall. Die Füchse, die in der Heidestreu lagen, erhoben sich und begrüßten ihren Kriegskameraden und Herrn mit freudigem Gewieher. Er gab ihnen einige Handvoll Hafer vor. Das Geräusch des Zermalmens machte die alten Pferde im benachbarten Stall munter. Sie streckten schnuppernd die Köpfe vor, und Hinrich steckte ihnen eine Forke Heu in die Raufe. Aber dann sagte er sich, die Braven hätten eine solche Zurücksetzung nicht verdient, und spendete auch ihnen ein wenig des rar gewordenen Leckerbissens.

Von den Pferden ging's zu den Kühen, die in langer Reihe an der Längsseite der Diele aufgestallt waren. Vor jeder einzelnen blieb er stehen, prüfte sie mit kundigem Auge und las, was mit Kreide ihr zu Häupten geschrieben stand, wann sie gekalbt hatte oder wann sie kalben sollte. Die schärfste Prüfung hatte zu bestehen, was seit seinem letzten Urlaub neu eingestellt oder seitdem zum erstenmal milchgeworden war. Um ein gutes Drittel war der Viehbestand seit Kriegsanfang zurückgegangen. Aber diese fünfzehn Milchkühe — die Mutter hatte Sorge getragen, daß kein schlech-

tes Stück darunter war — stellten doch immer noch einen recht bedeutenden reellen Wert dar. Eine Kuh bleibt eine Kuh, aber was eines Tages aus den braunen Lappen werden mochte, auf die man gedruckt hatte: Tausend Mark, das wußte nur der liebe Gott. — Als er mit der Besichtigung fertig war und auch einen Blick in den Kälberstall geworfen hatte, ging er noch einmal die Reihe entlang und warf den Tieren einige Armvoll Heu vor. Er wollte damit ebensowenig wie vorhin bei den Pferden der Fütterung, die in etwa einer halben Stunde beginnen mußte, vorgreifen. Die Tiere sollten nur, da ihr neuer Herr sich ihnen auf diesem Gang durch das morgenstille Haus gleichsam vorstellte, sofort ein wenig von seiner Fürsorglichkeit spüren.

Hinrich öffnete ein Viertel der breiten und hohen vierteiligen Missentür und trat zu dem erst einige Jahre vorm Krieg erbauten neuzeitlichen Schweinepalast hinüber. Die weiten Hallen lagen verödet; nur die ersten beiden Buchten rechts vom Eingang waren mit Borstenträgern besetzt, die teils eingeschlachtet werden sollten, teils bestimmt waren, die Art zu erhalten. Man sah ihnen an, daß die Hofeichen in diesem Jahr reichlich Früchte getragen hatten. Eine Sau war guter, wenn der Augenschein nicht trog, sehr guter Hoffnung. — Einige Kellen Eichelmehl weckten dankbares Gegrunze.

Nun zum Schafstall. Der scharfe Duft, der ihn umwehte, rief dem Bauernsohn plötzlich das Bild des Großvaters in seltener Schärfe vor die Seele. Der hatte

in seinen alten Tagen mit Vorliebe die Heidschnucken gehütet, und für den kleinen Hinni war es das größte Vergnügen gewesen, ihm dabei Gesellschaft zu leisten. Sie saßen auf einmal wieder miteinander in der Heide auf einem Hünengrab und Großvater gab seine Belehrungen über Welt und Menschen. Ein ganzer Mann, wie man heute nicht leicht einen mehr traf; auch Vater wirkte neben ihm wie eine glatte Pappel neben einem knorrigen Eichbaum. Dem Großvater war es vor allem zu danken, daß Hof Lohe weit und breit in so hohem Ansehen stand... Wunderlich, daß er, von den drei Söhnen der jüngste, diesen Hof nun bald sein eigen nennen sollte. Die Mutter würde ihn gewiß an einem der nächsten Tage in aller Form übergeben; sie mußte ja froh sein, die Last loszuwerden.

Hinrich war stehengeblieben, um diesen Gedanken nachzuhängen. Nun öffnete er das Tor des Schafstalles und schaltete das Licht ein. Obgleich man die Herbsthammel bereits abgeliefert hatte, war die Herde noch immer recht stattlich. Auf einem Hof mit mehr als tausend Morgen Heideödland fehlte es nicht an Nahrung für diese genügsamen Tiere. — Da Hinrich sich ihnen nicht durch eine Futtergabe empfehlen konnte, packte er einen Bock an den Hörnern, der aber wollte sich durch Stoßen und Springen befreien, und so gab's eine lustige kleine Balgerei, die den ganzen Stall in Bewegung brachte.

Im Quartier der Bienen war keine elektrische Beleuchtung vorgesehen; darum mußte der Besuch bei ihnen auf den hellen Tag verschoben werden.

Hinrich kam an der Unterkunft der Russen vorüber, wo noch alles still war. Es ging auf sechs Uhr, da konnten die Herrschaften sich allmählich wohl erheben. An ihr Fenster klopfend, rief er: „Holla, Panjes, aufstehen!" — „Jau," kam es schlaftrunken als Antwort.

Hinrich begab sich ins Haus zurück. Da waren inzwischen die Mägde erschienen. Rieke fegte die Küche aus, während Tine auf dem Herd Feuer anlegte. Der junge Bauer setzte sich auf den Küchentisch, ließ die Beine baumeln und erkundigte sich nach diesem und jenem aus der Wirtschaft. Als der Kaffee fertig war, bat er sich eine Schale voll aus und schlürfte den heißen Trank mit spitzen Lippen. Nun kam auch die Mutter aus ihrer Kammer und wunderte sich, ihren Jüngsten schon munter zu finden. „Ich konnte vor Neugierde nicht mehr schlafen," sagte er. „Mutter, wie hab' ich mich gefreut, daß unser Hof in den langen Kriegsjahren nicht mehr zurückgekommen ist! ... Du hast es die letzten Jahre böse gehabt, und ich bei meiner Schwadron viel zu gut. Kuck' bloß mal meine Hände an! Das sind Hände für eine Hebamme, aber nicht für einen Bauern. Na, du sollst sie dir nach einem halben Jahr mal wieder besehen! ... Du kannst nun aber auch ruhig ein bißchen länger in den Federn bleiben; ich werde schon aufpassen, daß die Karre läuft."

„Willst du mich junge Frau denn mit aller Gewalt aufs Altenteil abschieben?" fragte die Mutter.

„Davon ist keine Rede, Mutter. Für die Frau bleibt auf einem großen Hof ja immer noch genug zu tun, aber was Sache des Bauern ist, das möchte ich dir

allerdings abnehmen. Du machst so 'n komisches Gesicht. Ist dir das vielleicht nicht recht?"

„Ich danke dir für deine guten Absichten. Wie nun alles werden soll, darüber müssen wir später mal in aller Ruhe reden. Auch Otto hat dabei wohl ein Wort mitzureden."

„Na, in unsere Bauernwirtschaft wird der Herr Referendar seine Nase ja wohl nicht hineinstecken. Sonst müßte man ihm eben zurufen: ‚Schuster, bleib bei deinem Leisten'!"

„Pst!" machte die Mutter, mit einem Blick auf Rieke, die den Vorplatz gefegt hatte und jetzt in die Küche zurückkam.

„Es wird ja wohl langsam anfangen zu dämmern," sagte Hinrich, zum Fenster hinaus sehend, „da will ich mich gleich mal auf unserm Land ein bißchen umkucken."

„Du solltest damit lieber warten, bis Tag ist," riet die Mutter.

„Ich hab' nicht eher Ruhe, als bis ich wieder von allem Bescheid weiß," sagte Hinrich und ging seiner Wege.

Die Mutter blickte ihm mit trüben Augen nach. — —

Gegen acht Uhr kam Otto die Treppe herunter. Nachdem er Rieke den Auftrag gegeben hatte, ihm in der Wohnstube den Kaffeetisch zu decken, suchte er seine Mutter. Er fand sie schließlich in der Milchkammer, gab ihr den Morgenkuß und bat sie, ihm beim Frühstück Gesellschaft zu leisten. „Aber du siehst doch, daß ich zu tun habe!" sagte Frau Lohmann ein wenig ver-

wundert. „Fang nur an; wenn ich Zeit habe, komme ich nach."

Otto zündete sich eben die Morgenzigarre an, als die Mutter in die Stube trat. „Endlich!" rief er, „und nun setz' dich, bitte, gemütlich ins Sofa; ich möchte dich gern allerlei fragen."

„Am Vormittag ich ins Sofa? Junge, hast du 'ne Ahnung, was es bei uns zu tun gibt!"

Sie ließ sich auf einem Rohrstuhl nieder, ohne den Rücken anzulehnen.

„Wenn du es denn so eilig hast," sagte Otto, „muß ich ja wohl das eine oder andere, was ich dich fragen wollte, zurückstellen. Aber die augenblickliche Stärke unseres Viehbestandes bist du wohl so gut mir schnell anzugeben. Wieviel Schweine haben wir?"

„Acht," sagte Frau Lohmann ohne Besinnen.

„Wieviel Kopf Rindvieh?"

„Da muß ich erst mal nachzählen... Mit den Aufhägern und Kälbern sind es zwei-, nein dreiundzwanzig."

„Wieviel Schafe?"

Frau Lohmann lachte hell auf. „Nun fehlt bloß noch, daß du wissen willst, wie viel Hühner auf unserem Hof herumlaufen! Mach' lieber einen Rundgang mit mir durch die Wirtschaft und überzeuge dich mit eigenen Augen, was da ist. Dabei kommt mehr heraus, als wenn du mich hier verhörst wie einen Angeklagten oder Zeugen vor Gericht."

Otto war einverstanden, und sie traten den Besichtigungsgang sofort an. Das Verhältnis zwischen dem lieben Vieh und dem Referendar, der Bauer werden

wollte, war ein recht kühles. Nie kam er auf den Gedanken, eins der Tiere anzureden oder zu berühren, wie es dem Landwirt, der sie gern hat, doch so natürlich ist. Er stellte weiter seine informatorischen Fragen, die seine Mutter ihm nur zum Teil beantworten konnte, und wenn er selbst einmal etwas zu wissen glaubte, dann brachte er es in eine Form, daß es wunder nach was klang. Frau Lohmann dachte lebhaft an ihre eigene Jugendzeit zurück, da auch sie der Landwirtschaft so fremd gegenüber gestanden hatte. Sie war dank den Bemühungen wackerer Lehrmeister und durch eigene Willenskraft doch noch eine tüchtige Bäuerin geworden, wie sogar ihr recht spröder Schwiegervater anerkannt hatte. Aber ob man Ähnliches bei ihrem Referendar erwarten durfte? Er war zehn Jahre älter, als sie damals gewesen war, und ob er, aus seinem bisherigen Beruf herausgeschleudert, mit einer solchen Frische an die Aufgaben seines neuerwählten Berufs herangehen würde wie sie in ihren jungen Jahren?

„Ich weiß selbst am besten," begann Otto, als sie den Rundgang beendet hatten, „daß mir zum Landwirt noch sehr viel fehlt, aber ich werde mir die erdenklichste Mühe geben, die Lücken auszufüllen. Dir, Mutter, ist das seinerzeit ja auch gelungen, wie du mir selbst mal erzählt hast. Du mußt mir erlauben, dich in der ersten Zeit recht oft um Rat zu fragen. Ich komme lieber zu dir als zu meinem Bruder, der dann wohl ein überlegenes Gesicht machen würde, was ich nicht gut vertragen kann. Auch um die Theorie werde ich mich ernstlich bemühen; einige anerkannte landwirtschaftliche

Bücher habe ich mir schon mitgebracht. Wenn nötig, kann ich später ja auch noch einige Semester auf einer Landwirtschaftlichen Hochschule studieren... Ich verachte die bäuerliche Tradition, wie sie der Sohn unbesehens vom Vater übernimmt, durchaus nicht, möchte aber doch glauben, daß ein Hof wie der unsere sich heutzutage noch ein gut Teil rationeller bewirtschaften läßt, als es zurzeit bei uns der Fall ist. Wir Deutsche müssen ja jetzt das letzte aus unserm Boden herausholen, wenn wir nicht ein Drittel unsers Volks verhungern lassen oder zur Auswanderung zwingen wollen. Da ist es vielleicht ganz gut, daß einmal jemand sich der Sache annimmt, der nicht von der Pike auf gedient hat und mit gar zu vielen Vorurteilen belastet ist, sondern frische Augen mitbringt und auch vor neuen Wegen nicht zurückschreckt."

Die Mutter nagte an ihrer Unterlippe und schwieg. Wie sehr unterschätzte Otto doch die Schwierigkeiten eines Berufswechsels in vorgerückten Jahren! Mit seinem Versprechen, sich den Schritt noch einmal gründlich zu überlegen, nahm er es offenbar überaus leicht. Weil er von Kind auf gesehen hatte, wie das Leben des Hofes sich geräuschlos um ihn abwickelte, war es ihm nie zum Bewußtsein gekommen, was für eine Unsumme von praktischen Erfahrungen nicht nur, sondern auch von Kenntnissen dazu gehörte, um all die kleinen Räder des Getriebes in Gang zu halten. Und nun fing dieser Junge, der noch nicht einmal das Abc der Landwirtschaft beherrschte, schon an von Reformen und rationellerem Betrieb zu reden!

„Ich hätte dir auf das alles wohl einiges zu erwidern," sagte sie, „finde aber jetzt am Vormittag keine Zeit und Ruhe dazu. Zu gelegener Stunde müssen wir über diese Dinge noch einmal gründlich sprechen."

Damit verließ sie die Stube und ging an ihre Hausarbeit. Otto aber holte sich von seinem Zimmer eine „Geschichte der deutschen Landwirtschaft", setzte sich an den warmen Ofen, stopfte ein Pfeifchen und begann als gründlicher Deutscher seine landwirtschaftlichen Studien mit den Agrarverhältnissen der alten Germanen zur Zeit des Tazitus.

Als Hinrich die Felder begangen und sich von der Art ihrer Bestellung und dergleichen unterrichtet hatte, nahm er den Rückweg über den Nachbarhof Delmsloh, um seine Schwester Martha zu begrüßen, die dort als junge Frau waltete.

Delmsloh war nach wechselvollen Schicksalen und nach dem Tode des Herrn Riewitz, des Vaters der Frau Else Lohmann, in Hände gekommen, die es festzuhalten verstanden, und der Hof hatte sich in dem Menschenalter, das seither vergangen war, sichtlich erholt. Die Ländereien waren gut im Stande, die Urbarmachung des Ödlandes hatte tüchtige Fortschritte gemacht, und statt des Kahlschlages, den die früheren Besitzer zurückgelassen hatten, bot sich überall guter Waldbestand dem Auge dar.

Herr Adolf Wessing, aus dem Mecklenburgischen gebürtig, hatte sich im Gegensatz zu seinen Vorgängern mit dem Volk des Landes zu stellen gewußt. Die gute

Nachbarschaft mit Lohe war nie ernstlich getrübt worden. Die Kinder der beiden Höfe hatten nicht nur die Jugendspiele, sondern auch den Unterricht durch einen Hauslehrer geteilt. Die Eltern ihrer Kameraden blieben für sie Onkel und Tante, auch als sie den Kinderschuhen entwachsen waren. Und dann wurde die Verbindung der befreundeten Höfe noch enger, indem Eduard Wessing, der Erbe von Delmsloh, sich Martha Lohmann, die einzige Tochter des Lohhofes, als junge Frau nach Delmsloh holte. Eben jetzt hatte sie ihm, während er in englischer Gefangenschaft festgehalten wurde, ein Söhnchen geschenkt. Und als Jürgen Lohmann, der Erbe des Lohhofes, vor dreiviertel Jahren zum letztenmal auf Urlaub zu Hause war, hatte er sich mit Eduards Schwester, Hilde Wessing, verlobt. Bald nach seiner Rückkehr an die Front war er dann gefallen.

Als Hinrich auf dem Hof anlangte, begegnete ihm der Besitzer, ein Hüne mit langwallendem grauen Bart, eine prachtvolle agrarische Erscheinung, die in der Heide mit ihrem nicht sehr stattlichen Menschenschlag ein wenig fremdartig wirkte. Über der grünen Joppe trug er einen Drilling, der rassige Vorstehhund trottete ihm zur Seite. „Was macht ihr in aller Welt für Geschichten!" rief er mit schallender Stimme Hinrich entgegen. „Schmeißt auf einmal die Flinte ins Korn und laßt uns von den Halunken das Fell über die Ohren ziehen?" — „Nee, nee, Onkel Wessing," sagte der Junge vom Nachbarhof, in seine Hand einschlagend, „nun bloß nicht die Sache auf den Kopf stellen! Ihr hier zu Hause habt

angefangen. Als ihr nicht mehr wolltet, konnten wir natürlich auch nicht mehr." Herr Wessing stieß einen Seufzer aus seinem mächtigen Brustkasten. „Es ist furchtbar, furcht—bar," stöhnte er, „reden wir nicht weiter darüber... Du willst deiner Schwester einen Wochenbesuch machen? Ist ein Prachtmädel, eure Martha, hat uns da einen Mordsbengel herangebracht, — die Enakssöhne werden nicht aussterben auf Delmsloh, wär' mir auch nicht recht, wenn da Heidschnucken jungwerden sollten! Na, denn geh' man 'rein, laß dir 'n Frühstück geben und sag' Hilde, zur Feier des Tages möchte sie auch mit 'nem kleinen Korn 'rausrücken. Ich will sehen, ob ich uns nicht für Sonntag einen Krummen umlegen kann."

Der Delmsloher Stammhalter wurde eben gebadet, als Hinrich ankam, und so hatte der Onkel die beste Gelegenheit, den Neffen zu bewundern. „Neun und einhalb Pfund wog er bei der Geburt," prahlte die junge Mutter, „und heute morgen fehlen nur einundzwanzig Gramm an zwölf Pfund." — „Ja, ja, ein höllischer Brocken," staunte Hinrich, „alle Achtung, Schwester! Und dir hat er nicht 'ne Idee von deiner Schönheit genommen. Kuck mal an, wenn du lachst, sind auch die netten kleinen Kuhlen in den Backen auf einmal wieder da! Ich finde, als junges Mädchen sahst du nicht so blendend aus wie heute als junge Frau und Mutter."

Frau Marthas Gesicht wurde plötzlich ganz ernst. „Wenn ich ihn nur erst seinem Vater auf den Arm geben könnte! Was meinst du, wann kann Edu wohl

wieder hier sein? Wo wir jetzt Frieden mit ihnen machen, da m ü s s e n sie uns unsere Gefangenen doch herausgeben."

Hinrich zuckte die Achseln. „Wollen das Beste hoffen, Kind, aber die Engländer sind eine bös dickdräwische Sorte. Na, das Warten kann dir jetzt ja nicht lang werden, wo du dir diesen allerliebsten kleinen Zeitvertreib zugelegt hast."

Die Augen der glücklichen Mutter lächelten auch schon wieder, als sie den Nakeldei auf den Schoß nahm, um ihn in dem Badelaken abzutrocknen.

Hinrich erzählte nun erst von seinen Füchsen, dann verbreitete er sich darüber, wie er auf dem väterlichen Hof alles getroffen habe. Er schloß mit einem Loblied auf die Tüchtigkeit und Umsicht seiner Mutter und fügte hinzu: „Sie hat schwere Jahre hinter sich, aber dafür soll sie es nun auch gut haben. Du glaubst nicht, wie ich mich darauf freue, daß ich nach all den Bummeljahren nun endlich mal ordentlich wieder die Arbeit anpacken kann."

Die Schwester sah den Bruder von unten herauf schelmisch an. „Und Bokelmanns Anna von Swiebertshof? Willst du die noch lange warten lassen?"

Hinrich hob die Schultern und ließ sie fallen. „In vier Jahren Krieg," sagte er, „ändert sich allerlei. Auch bei uns hat sich nicht wenig geändert: Vater tot, Jürgen gefallen. Als Jürgen noch lebte, mußte ich natürlich die Augen aufmachen und zusehen, wo ich sonst gut unterkommen konnte. Da war Swiebertshof so übel nicht, und Anna ist ja auch so weit ein ganz nettes Mäd-

chen. Aber jetzt darf ich Mutter und den Hof nicht verlassen, und nun brauch' ich nicht just eine, an der ein Hof hängt."

„Schade," sagte die Schwester, „ich hätte Anna gern als Schwägerin gehabt."

„Darnach kann es nicht gehen," meinte Hinrich trocken.

„Und sie würde sicher mit Mutter und Großmutter gut auskommen."

„Möglich, aber mit denen auszukommen, ist keine große Kunst. Das kann jedes Mädchen, wenn's nicht grade ein Satan ist."

„Wo steckt eigentlich Hilde?" fragte er nach einer Pause. „Die dürfte sich ruhig auch mal sehen lassen, wenn ein alter Jugendkamerad heil aus dem Felde kommt."

„Sie hat um diese Zeit mit der Milch zu tun," sagte Frau Martha. „Wolltest du was von ihr?"

„Allerdings. Ich soll ihr von ihrem Vater bestellen, daß sie mir ein Frühstück macht und einen kleinen Klaren dazu einschenkt. Seit halb 5 Uhr bin ich auf den Beinen; 'ne kleine Stärkung würde mir guttun."

„Junge, dann geh' doch hin und sag' ihr das!" rief die Schwester lachend.

Hinrich ging. Als er zurückkam, sagte er: „Ich bin beinah erschrocken. Was hat Hilde für traurige Augen!"

„Kein Wunder," versetzte Frau Martha, „es war ja auch zu schrecklich. Eben verlobt, Jürgen so glücklich abgereist, und nach vierzehn Tagen die Nachricht, daß er gefallen ist."

„Offen gestanden, Martha, als ihr mir von dieser Verlobung schriebt, hab' ich mich ein bißchen gewundert."

„Warum?"

„Als wir Kinder waren, schien es mir immer, als ob Hilde es mit unserm Otto hielte."

„Och Junge, das kommt meist nachher ganz anders. Edu und ich konnten uns als Kinder nie recht vertragen und sind nachher doch das glücklichste Paar von der Welt geworden."

„Na ja, da ging's vielleicht mal nach der Melodie: Was sich liebt, das neckt sich. Aber Jürgen und Hilde waren damals, dünkt mich, einander gleichgültig, und darum hab' ich mich gewundert."

Hilde kam mit dem Frühstück. Als sie den Tisch gedeckt hatte, ließ sie sich auf Marthas Bitte bei den Geschwistern nieder.

„Es ist noch gar nicht lange her," sagte Hinrich nach einer Weile, „da hab' ich an Jürgens Grab gestanden. Es liegt auf einem wunderschönen Waldfriedhof; man konnte vor lauter Blumen den Erdboden nicht sehen."

Hilde nickte. „Ja, der Lazarettpastor hat uns ein Bild geschickt, ich habe mich sehr darüber gefreut. Aber zuletzt sollen dort ja noch wieder harte Kämpfe gewesen sein. Wer weiß, wie das Grab heute aussieht?"

„Das wäre ein merkwürdiger Zufall," meinte Hinrich, „wenn es just den Friedhof getroffen hätte. Ich möcht's kaum glauben."

Nach einiger Zeit erhob sich Hilde und sagte: „Ihr entschuldigt wohl, es gibt heute so viel zu tun. Auf Wiedersehen, Hinrich, grüß deine Mutter."

„Es ist man gut, daß sie weggegangen ist," meinte Hinrich, als sie das Zimmer verlassen hatte. „Man weiß doch nicht recht, was man mit so einer sprechen soll."

Nun erst widmete er sich seinem Frühstück mit Hingebung. Da er die frische Leberwurst vom Delmsloher Schwein gestern abend zu Hause schon probiert hatte, hielt er sich jetzt an die Rotwurst, die er nicht weniger vortrefflich fand. Als er das Gläschen zum Munde führte, sagte er: „Prost, Martha, auf deinen Jungen!"

Der Junge tat sich eben saugend und schmatzend an der Mutterbrust gütlich. —

Gegen 10 Uhr machte Otto sich auf den Weg, um seine Schwester zu begrüßen. Da das Wetter angenehm war, folgte er nicht dem Waldweg, der in einer knappen Viertelstunde nach Delmsloh führte, sondern machte einen kleinen Umweg hinter dem Wald herum durch die Heide. So erreichte er eine kleine Anhöhe, von der die ganze Loher Gemarkung gut zu überblicken war.

Eine Riesenfläche — diese fast 2000 Morgen, die sich rings um ihn dehnten!...

Als Student und Referendar hatte er mit Eifer volkswirtschaftliche Studien getrieben, die nun seinen Gedanken die Richtung wiesen.

Auf diesen 500 Hektar hausten, die Häuslinge eingerechnet, kaum dreißig Personen. Mit Recht an Grund und Boden nur die Familie des Bauern selbst, denn die Häuslinge wechselten von Hof zu Hof, wenn sich ihnen günstigere Verhältnisse boten. Also Heimat in

wahrem Sinne des Wortes bot die weite Fläche zur Zeit nur vier Menschen. Ja, von den Söhnen des Hauses genau genommen nur dem Anerben; denn da das geltende Höferecht im Interesse der Erhaltung des Hofes eine Teilung ausschloß, hatten die jüngeren Söhne auf ihm keine bleibende Stätte, wenn sie sich nicht als unverheiratete alte Onkels in der Familie des ältesten Bruders wollten verschleißen lassen. Man mußte sich wundern, daß dermaßen patriarchalische Verhältnisse sich bis auf den heutigen Tag hatten halten können.

Ob sie auch in die neue Zeit hinein dauern würden?

Damaschkes „Bodenreform" hatte während des Krieges eine Auflage nach der andern erlebt, war im Felde eins der meistgelesenen Bücher gewesen. Die Männer und Jünglinge, die da draußen den heimatlichen Boden mit ihrem Blute verteidigten, hatten sich also offenbar wegen seiner Fragen gestellt, die noch keineswegs beantwortet waren, eine Beantwortung aber dringend erheischten ...

Wie waren diese Riesenhöfe nur entstanden?

Hier und da in der Heide hatten Bauern gesessen und ihre Schnuckenherden geweidet. Jeder da, wo es ihm bequem war, denn die Heide war Allmende. Dann kam die Verkoppelung. Während die Allmende auf germanischem Recht beruhte, war die Verkoppelung, die aus Gemeindebesitz Privateigentum machte, ein Symptom für das Vordringen des römischen Rechts. Man hatte sie seinerzeit als großen Fortschritt gefeiert. War sie das wirklich? Es war recht gut möglich, ja sogar

wahrscheinlich, daß die Zukunft diese Ansicht einer gründlichen Revision unterzog.

Wie hatte man sich nun damals über die Verteilung geeinigt? Jeder Bauer wies nach, wie weit über die öden Heideflächen hin er seine Herden geweidet hatte. Was jemals der Zahn seiner Schnucken beknabbert hatte, darauf legte er bei der Verkoppelung seine Hand. Was so weit von menschlichen Behausungen entfernt lag, daß kein Schnuckenfuß es je betreten hatte, wurde zur Königsheide oder zum Königsmoor erklärt. Also der Größe ihrer Schnuckenherden zur Zeit der Verkoppelung hatten die Heidbauern ihre großen Höfe zu verdanken.

Damals war die Heide in weiten Strecken lediglich als Schnucken- und Immenweide von Wert gewesen. Aber seither hatte sich das von Grund aus geändert. Die Schafzucht war stark zurückgegangen; viele Bauern hatten sie gänzlich aufgegeben. Dem Dampfpflug war es ein leichtes, den harten Boden tief umzureißen, und die künstlichen Dungmittel verwandelten ihn schnell in ertragfähiges Kulturland. Früher war ein Hof wie Lohe in der Tat kaum imstande gewesen, mehr Menschen zu ernähren als die knapp dreißig, die heute noch auf ihm saßen. Heute, unter Ausnutzung aller Errungenschaften der neueren Landwirtschaft, könnte er gewiß hundert und mehr Menschen Nahrung geben. Und nicht bloß Nahrung, — auch wohl eine Heimat...

Vor dem Kriege hatte alles dies nicht viel zu sagen gehabt. Deutschland befand sich in der Entwicklung vom Agrarstaat zum Industriestaat. Wer auf dem platten

Lande kein bequemes Auskommen fand oder wem es dort aus irgend welchen Gründen nicht gefiel, der ging in die Stadt und wurde von der Industrie mit offenen Armen aufgenommen. Der deutsche Boden, dem sich die Arbeitskräfte in steigendem Maße abwandten, konnte nun zwar nicht entfernt das hergeben, was die Ernährung eines von Million zu Million wachsenden Volkes verlangte, aber das Fehlende schaffte als Gegenwert für die Erzeugnisse der immer mehr aufblühenden Industrie der Handel mit Vergnügen aus dem Ausland herbei.

Nun hatte der unglückliche Ausgang des Krieges einen ungeheuren Umschwung herbeigeführt. Die deutsche Industrie, der deutsche Handel, sie lagen am Boden. Millionen Menschen waren arbeitslos. Einstweilen ließen sie sich allerdings Arbeitslosenunterstützung zahlen, und die Notenpressen arbeiteten mit Tag- und Nachtschicht, um den Bedarf zu decken. Aber ewig konnte diese Schwindelwirtschaft nicht währen. Eine zweite Revolution, von der große Massen das Heil erwarteten, würde ebenso, wie es die erste getan hatte, Milliardenwerte vernichten, aber Brot, Kartoffeln und Fleisch schaffen konnte auch sie nicht. Eines Tages würden die Dinge einfach so liegen: Millionen Deutsche müssen verhungern oder auswandern, oder aber — sich besinnen auf das einzige fast, was dem Deutschen geblieben ist, auf den deutschen Boden; müssen von den Industriezentren zurückströmen auf das nährende Land . . .

Ob dann Hof Lohe immer der schöne, geschlossene

Komplex von 2000 Morgen, wie sie da im Mattsilberlicht des freundlichen Wintertages sich dehnten, bleiben würde? Das war kaum anzunehmen. Das Recht, das einmal der Schnuckenzahn geschaffen hatte, würde in den Grund sinken vor dem Recht, das hungernde und sich endlich wieder nach reeller Arbeit sehnende Menschen aufrichten würden. Es wäre sehr töricht, wenn einer sich mit dem Egoismus des Großgrundbesitzers gegen diese notwendige Entwicklung sperren wollte.

Otto dachte an seine Jugendzeit zurück. Was war sein Großvater doch für ein prächtiger Patriarch im Bauernwams gewesen! Und wie patriarchalisch der ganze Zuschnitt des Lebens auf dem Hofe! Solange er denken konnte, hatte kein Häusling Lohe verlassen, — so wohl hatten sie sich unter dem wohlwollenden altmodischen Regiment gefühlt. Ein nach Urväterweise bewirtschafteter behäbiger Hof abseits von der Welt in der weiten Heide hatte etwas seltsam Anheimelndes, bot einen ungemein befriedigenden Anblick. Ein Mensch, in dessen Kinderträume die Eichen eines Hof Lohe hineingerauscht hatten, durfte Zeit seines Lebens dafür dankbar bleiben. Aber die Tore der alten traulichen Zeit waren unter den Donnern des Weltkrieges krachend zugeschlagen, und die Revolution hatte sie noch vollends verrammelt. Über dem Eingang zur neuen Zeit aber stand geschrieben — vielleicht nicht gerade wie über Dantes Hölle: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren," aber doch: „Die ihr eintretet, macht euch auf Nöte gefaßt, die in der Geschichte eures Volks wohl nicht einmal nach dem Dreißigjährigen Krieg ihres-

gleichen hatten." Da durfte man nicht den freundlichen Idyllen einer versunkenen Zeit nachtrauern, sondern mußte tapfer ergeben sich den harten und bitteren Notwendigkeiten der Gegenwart fügen.

Es war am Ende gut, daß jemand, der für diese Notwendigkeiten einen klaren Blick hatte, eben jetzt den Hof übernahm. Hinrich hätte sicher in der Weise der Väter fortgewirtschaftet und würde der Krise, die eines Tages unfehlbar kommen mußte, kaum gewachsen sein. Die Mutter, daran zweifelte er nicht, würde schon das nötige Verständnis gewinnen, wenn man sie nur ein wenig anleitete. Sie stammte ja von auswärts, war nicht so in den Traditionen des niederdeutschen Bauerntums verwurzelt, hatte sogar unter ihnen zu leiden gehabt. Übrigens stand er ihr von den Söhnen seit seinen Kindertagen am nächsten, und wie gern hatte sie immer mit ihm über Dinge gesprochen, die für ihren Mann und die andern Söhne einfach nicht da waren!

Unter solchen Erwägungen näherte er sich Delmsloh. Als er durch das Hoftor trat, wurde ihm sehr unbehaglich. Er sollte nun ja Hilde Wessing wiedersehen. Er konnte nicht anders als ihr im stillen Untreue vorwerfen. Wenn auch nie ein bindendes Wort zwischen ihm und ihr gesprochen war, so hatte er doch ihrer sicher zu sein geglaubt und war durch ihre Verlobung mit seinem Bruder Jürgen schwer getroffen worden. In der Unruhe des Kriegslebens glaubte er das zwar bald verwunden zu haben, aber jetzt, da er ihr wieder unter die Augen treten sollte, merkte er, daß ein Gefühl der Bitterkeit in ihm zurückgeblieben war. Es war ihm lieb,

daß eine Magd ihn auf dem Hausflur empfing und ihn gleich zu seiner Schwester führte.

Den Delmsloher Erben traf er im Wagen schlummernd und seine Mutter neben diesem auf einen Liegestuhl hingestreckt. Nachdem Bruder und Schwester sich umarmt hatten, brach die junge Frau in Tränen aus. „Ihr alle kommt wieder," jammerte sie, „bloß mein armer Mann nicht. Und eben hab' ich noch wieder in der Zeitung gelesen, wie schlecht sie unsere Gefangenen behandeln."

Otto tröstete seine Schwester, so gut er konnte. Sie von ihren trüben Gedanken abzubringen, gelang ihm aber erst, als er anfing, ihren Jungen zu bewundern. Da mußte auch er hören, wieviel Pfund das Kerlchen heute morgen gewogen habe, und wieviel eine Stunde nach seiner Geburt, und was sonst von seinen Lebensäußerungen der jungen Mutter wichtig war.

Als dieses Thema endlich erschöpft war, sagte Otto nach einer Pause: „Mich wundert, daß Hilde sich gar nicht einmal sehen läßt, um mir guten Tag zu sagen."

„Sie hat heut' alle Hände voll mit dem Sirupkochen zu tun," entschuldigte Frau Martha. „Vielleicht weiß sie auch noch gar nicht, daß du hier bist."

„Möglich ... Wie trägt sie es denn?"

„Oh, äußerlich merkt man ihr nicht viel an. Auf meinen Zustand hat sie immer die zarteste Rücksicht genommen."

„War sie damals sehr glücklich?"

„Du kennst sie ja. Sie hat etwas Ruhiges, Gleichmäßiges in ihrem Wesen, das behielt sie auch als Ver-

lobte. Aber Jürgen war unendlich glücklich. Für den armen Jungen hab' ich mich von Herzen gefreut."

„Mich hat diese Verlobung eigentlich ein wenig überrascht. Daß die beiden so zueinander ständen, davon hatte ich nie etwas gemerkt."

„Na, weißt du, Otto, zu den Leuten, die jeden in ihr Herz gucken ließen, haben Jürgen und Hilde niemals gehört. Ich bin doch mit meiner Schwägerin ganz vertraut und habe kaum ein Geheimnis vor ihr. Aber auch mir hatte sie vorher nicht die geringste Andeutung gemacht, und so war ich im ersten Augenblick auch etwas überrascht... Ich freue mich für unsern Bruder, daß er das zuletzt noch gehabt hat. Als er auf Urlaub kam, war er schrecklich herunter. Er hatte einen so wunderlich fernen Blick, daß einem manchmal ganz bange wurde, wenn man ihm in die Augen sah. Das Lachen schien er völlig verlernt zu haben. Kein Wunder, er kam ja aus der allerschlimmsten Ecke in Frankreich... Nun hättest du seh'n sollen, wie er hier bei uns auflebte, gerade hier in Delmsloh, denn bei uns war er fast mehr als bei euch in Lohe. Als er abreiste, hatte er seine alten fröhlichen Augen beinah wieder, und er zweifelte nicht daran, daß er bald, nach einem siegreichen Frieden, gesund zu seiner Liebsten zurückkehren würde. Es ist uns allen ein so tröstlicher Gedanke, daß unser armer Bruder in seinem Leben, das er so früh hat hingeben müssen, diese wenigen Tage einmal restlos glücklich gewesen ist."

Otto schwieg.

„Meinst du das nicht auch?" fragte die Schwester.

„Gewiß," sagte er, „das war ihm von Herzen zu gönnen."

Vom Flur her kündeten gewichtige Schritte das Nahen des Hausherrn, und Herr Wessing, der eben von der Jagd kam, trat in die Stube. „Schön willkommen in der Heimat, lieber Otto," rief er und schüttelte dem Heimgekehrten die Hand auf das kräftigste. „Ich hab' mir eben zwei Hasen geholt, den einen kannst du deiner Mutter mitnehmen, damit sie einen Sonntagsbraten hat für ihre Jungens ... Na, und was meinst du zu unserm Stammhalter?"

„Oh," sagte Otto, „bis jetzt hab' ich nur einen Teil seines Gesichts gesehen. Aber er scheint ja ein ganz niedlicher Kerl zu sein."

„Niedlicher Kerl? Hat sich was zu niedlicher Kerl! Ein Mordskerl ist's! Kind, Martha, kannst du den Bengel nicht eben mal hochnehmen, damit dein ahnungsloser Bruder unsern Nachwuchs keine Minute länger für niedlich und allerliebst und zuckersüß hält?"

„Adölfchen im Schlaf zu stören, fällt mir gar nicht ein," weigerte sich lachend die junge Mutter. „Bin herzlich froh, wenn er mal eine Stunde Ruhe gibt."

„Na, Otto," fügte sich der Großvater, „du siehst, augenblicklich ist nichts zu machen. Finde dich man mal morgens um acht Uhr oder abends gegen sechs Uhr ein, wo er gebadet wird. Dann ist die Gelegenheit am günstigsten."

„Ja," sagte Frau Martha. „Hinrich hatte heute morgen Glück, und er hat sich mächtig gewundert."

Otto versprach, er werde sich die Stunde merken.

„Und man hat dir nicht mal was angeboten?" rief Herr Wessing, einen Blick über den leeren Tisch werfend.

„Ich bin noch keine Viertelstunde hier," sagte Otto, „und gehe gleich zum Mittagessen nach Hause."

„Ach was, wenigstens müssen wir auf das glückliche Wiedersehen anstoßen." Der Hausherr ging zur Tür, öffnete sie ein wenig und rief mit seiner dröhnenden Stimme hinaus: „Hilde! Die Flasche Korn und zwei Gläser! Aber ein büschen dalli!"

Otto fühlte sein Herz heftig klopfen.

Hilde erschien, stellte das Gewünschte auf den Tisch und reichte Otto die Hand, ihn zur Heimkehr beglückwünschend.

„Was? Jetzt begrüßt ihr beiden euch erst?" lärmte Vater Wessing.

„Entschuldige, Otto, daß ich mich nicht eher habe sehen lassen," sagte das junge Mädchen, „aber ich war sehr beschäftigt und konnte die Hände nicht sogleich freimachen."

„Nun stamere hier nicht eine Viertelstunde lang Entschuldigungen, sondern setz' dich, Kind," sagte der Hausherr, die Tochter auf einen Stuhl drückend. „Und nun noch einmal, lieber Otto, herzlich willkommen in der Heimat und auf Delmsloh im besondern! Als wir euch damals hinausschickten, hofften wir ja freilich, daß ihr uns ganz was anderes holen solltet als diesen Schandfrieden, aber du kannst da nichts zu, du hast dein Bestes getan, und ich freue mich, daß ich dich gesund hier vor mir sehe. Wohl bekomm's, mein Junge."

Als sie die Gläschen geleert hatten, fragte Onkel Wessing: „Wie denkst du denn über deine nächste Zukunft? Wirst du das Assessorexamen schon nächste

Ostern machen? Die Jahre, mein' ich, müßten herum sein."

Otto druckste vor sich hin und wollte nicht recht mit der Sprache heraus.

„Du findest es doch nicht indiskret, wenn man sich danach erkundigt?"

„Onkel Wessing," begann Otto nach einigem Zögern, „ich möchte gern mal eine wichtige Angelegenheit mit dir besprechen, und würde auch Marthas und Hildens Rat gern hören. Ich weiß aber nicht, ob Zeit und Ort günstig sind, ob zum Beispiel mein langer Besuch Martha nicht noch zu sehr anstrengt."

„Ach was," rief die Schwester, „ich leg' mich wieder lang, und dann kannst du meinetwegen eine Stunde reden. Neugierig hast du einen mit deinem feierlichen Getue doch einmal gemacht, nun mußt du mir auch die Ruhe wiedergeben."

„Ich denke ernstlich daran, meinen Beruf aufzugeben," sagte Otto.

„Das wär' aber schade!" stieß Frau Martha heraus. „Ich hatte mich immer schon so darauf gefreut, einen Bruder Amtsrichter oder Landrat zu haben."

Onkel Wessing fuhr sich mit der Hand durch seinen langen Bart, nickte bedächtig und sagte: „Ich kann's recht gut verstehen, mein Junge, daß du keine Lust hast, dich Zeit deines Lebens mit jüdischen Advokaten und wilden Revoluzern herumzukatzbalgen. Man schreit ja auch schon nach Volksrichtern. Wenn die die Sache erst aus dem Handgelenk machen, könnt ihr Rechtsgelehrten euer Corpus juris nur als Makulatur verkaufen...

Aber was möchtest du denn beginnen? Denn ich hoffe doch nicht, daß die allgemeine Arbeitsscheu dich angesteckt hat und du dich hinsetzen willst, um ‚deine Gelder zu leben‘, wie man hierzulande so schön sagt."

„Einen andern Beruf zu finden," sagte Otto, „ist in meinem Falle leicht. Ich werde unsern Hof übernehmen."

„Du und Bauer?" lachte Frau Martha hell heraus. „Entschuldige, daß ich lachen muß, aber dies kommt mir wirklich zu komisch vor."

„Ich finde hier gar nichts Lächerliches und Komisches," sagte Otto etwas gereizt. „Onkel Wessing, bitte, gib du mir in dieser Sache deinen Rat. Du weißt, wie wertvoll der mir immer gewesen ist."

„Ratet mir gut, aber ratet mir nicht ab, sagte das Mädchen, als es die Freierei im Kopf hatte," begann Herr Wessing. „Du bist offenbar schon fest entschlossen, darum behalte ich meine Weisheit wohl besser für mich. Eins möchte ich dir aber doch sagen. Bilde dir nur nicht ein, daß jemand, der gestern ein guter Jurist war, morgen ein guter Landwirt sein wird. Es ist mir schon öfters aufgefallen, daß das, was unsereins wissen und können muß, von euch studierten Herrn stark unterschätzt wird."

„Was sagt denn aber Hinrich dazu?" fragte die Schwester.

„Mit dem hab' ich noch nicht darüber gesprochen. Ich möchte euch daher alle bitten, ihm gegenüber die Sache einstweilen als vertraulich zu behandeln."

„Und Mutter?" forschte Frau Martha weiter. „Hast du der auch noch nichts gesagt?"

„Mit Mutter hab' ich selbstverständlich zuerst geredet. Einstweilen hat sie noch einige Bedenken, was ich auch wohl verstehe... Ihr würdet mir einen großen Gefallen tun, wenn ihr helfen wolltet, diese zu zerstreuen, besonders du, Onkel Wessing, der du ihr alle diese Jahre so freundlich mit Rat und Tat zur Seite gestanden hast."

Herr Wessing schüttelte den Kopf. „Das darfst du nicht von mir verlangen, mein Junge," begann er. „Lohe und Delmsloh haben sich Jahrzehnte hindurch so gut vertragen, weil die einen sich nie in die inneren Angelegenheiten der anderen eingemischt haben. Und wir unsererseits gedenken das auch ferner so zu halten. Ihr müßt dies also ganz unter euch abmachen. Aber eins möchte ich dir als alter Freund eures Hauses noch sagen. Prüfe dich ja recht gründlich, ob du wirklich hoffen kannst, in der Landwirtschaft und dem Landleben dauernd Befriedigung zu finden. Wenn du darüber in Zweifel sein mußt, so laß um Gottes willen die Finger davon. Du weißt, wie Delmsloh vor meiner Zeit von Landwirten, die ihren Beruf verfehlt hatten, heruntergewirtschaftet ist. Für ein solches Schicksal ist euer herrlicher alter Hof zu schade."

„Ich werde mir alles noch einmal gründlich überlegen," sagte Otto nachdenklich. Die Worte des väterlichen Freundes hatten doch einigen Eindruck auf ihn gemacht.

Ein Blick auf die Uhr sagte ihm, daß es auf Mittag ging, und er machte sich schleunigst auf den Nachhauseweg, um die Mutter mit dem Essen nicht warten zu lassen.

Weihnachten, Neujahr und ein paar Wochen des neuen Jahres waren ins Land gezogen.

Hinrich wartete von Tag zu Tag, daß die Mutter ihm den Hof übergeben sollte. Da sie gar keine Anstalten dazu machte, nahm er sich einmal über das andere vor, die Sache vorsichtig zur Sprache zu bringen, schob es aber immer wieder hinaus, in der Hoffnung, daß sie selbst davon anfangen werde.

Otto, der seinen Entschluß nicht geändert hatte, fand es nachgerade an der Zeit, mit Hinrich darüber zu sprechen, konnte aber auch gar nicht recht dazu kommen, da er hoffte, seine Mutter würde eines Tages von Herzen ihre Zustimmung geben. Da sie Hinrichs Herrschaftsgelüste nicht aufkommen ließ und das Regiment des Hofes fest in der Hand hielt, kam es auf einen Tag früher oder später ja auch nicht an.

Eines Nachmittags war Frau Lohmann nach Wiechel gefahren, um Besorgungen zu machen und an einer Sitzung des Vaterländischen Frauenvereins, dessen stellvertretende Vorsitzende sie war, teilzunehmen. Die Brüder saßen beieinander in der Wohnstube. Otto unterrichtete sich aus einem Lehrbuch der Landwirtschaft über die chemische Zusammensetzung der gangbarsten künstlichen Dungmittel. Hinrich schnitzte Zinken für die Heuharken, wie er denn überhaupt die winterlich stille Zeit benutzte, das landwirtschaftliche Gerät nachzusehen

und auszubessern. Die Russen hatten doch manches verludern lassen.

Da trat Jochen Wullkopp, der Gemeindebote von Brunkenbostel, ins Zimmer, lüftete vor Otto ehrerbietig die Mütze, setzte sie vor Hinrich wieder auf und sagte zu letzterem, morgen nachmittag Punkt Klock zwei Uhr wäre Bauermal, und der Vorsteher lasse bitten, daß doch alle kämen, denn es stünden sehr wichtige Punkte auf der Tagesordnung.

Hinrich nickte, und Jochen Wullkopp ging, seine Botschaft auf die anderen Höfe der Bauerschaft Brunkenbostel zu tragen.

„Ich möchte morgen zur Gemeindeversammlung gehen," sagte Otto nach einer Weile.

„Du?" fragte Hinrich verwundert, von seiner Arbeit aufblickend.

„Ja, denn ich bin jetzt der Älteste. Und einstweilen hab' ich auf mein Recht als Anerbe nicht verzichtet."

„Aber Mensch, du bist doch kein Bauer!"

„Na, das könnte ich am Ende noch werden."

„Ich weiß nicht, wohin du zielst mit deinen Andeutungen."

„Schon länger hatte ich die Absicht, mit dir darüber zu sprechen, Bruder, aber es wollte sich nie recht schicken. Heute nachmittag sind wir beide unter uns, und da können wir ja mal ruhig und gründlich über alles miteinander reden. Also es handelt sich darum, daß ich unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Lust mehr habe, Richter zu werden. Ich werde deshalb hier bei euch bleiben und den Hof übernehmen."

Hinrich war jäh erbleicht. Er legte das Schnitzmesser hin und faßte mit beiden Händen die Tischkante.

„Es ist möglich, Bruder, daß ich damit deine Pläne durchkreuze," fuhr Otto fort, „und das sollte mir aufrichtig leidtun. Aber ich kann es nicht ändern. In solchen Dingen ist jeder sich selbst der Nächste."

„Nun wird mir auf einmal manches klar," sagte Hinrich nach einer Pause. „Ich Esel, daß ich nicht schon eher gemerkt habe, was in der Luft lag! ... 'ne wunderliche Geschichte! Erst brauchst du als Schüler, feiner Student, hochnobler Referendar 'ne Masse Geld, wohl beinah so viel, wie dir von Vaters Erbe überhaupt zukommt, und nun willst du auf einmal auch noch den ganzen Hof in die Tasche stecken ... Wenn das Gerechtigkeit ist ..."

„Du sollst in deinem Recht nicht geschädigt werden, nicht um einen Pfennig, verlaß dich darauf! Aber daß ich zu deinen Gunsten auf mein Recht verzichte, kannst du nicht verlangen. Du würdest es an meiner Stelle auch nicht tun."

Hinrich sagte darauf nichts.

„Lieber Bruder," fuhr Otto fort, „es wäre das beste, wenn du dich in die neue Sachlage, die zu ändern nicht in deiner Macht steht, still schicken wolltest. Vor allem unserer Mutter wegen. Sie fürchtet nämlich, wir beide könnten uns wegen des Hofes in die Haare geraten. Wie sollten wir dazu kommen? Wir sind doch vernünftige Menschen und haben uns noch immer gut vertragen ... Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich dich vom Hof verdrängen will. Im Gegenteil, weil ich kein

gelernter Landwirt bin, muß ich zunächst stark mit deinem Beistand rechnen und möchte dich bitten, als Inspektor den Hof zu verwalten. Über die Bedingungen werden wir schon einig werden."

„Ein Heidehof braucht keinen Inspektor," brummte Hinrich, „da kommt nach dem Bauern gleich der Großknecht. Kommandieren und in großem Bogen spucken tut's hier überhaupt nicht, es muß zugepackt werden."

„Inspektor oder Verwalter, oder wie du dich sonst nennen willst — auf den Namen kommt nichts an. Es schwebt mir vor, daß wir beide unter den Augen unserer Mutter, die noch zu jung ist, um aufs Altenteil zu ziehen, dem väterlichen Hof unsere Kraft widmen. Ich sehe wirklich nicht ein, was das für Schwierigkeiten haben sollte."

„Ein Hof kann nicht zwei oder gar drei Herren haben."

„Freilich nicht. Darüber muß Klarheit herrschen, wer das letzte Wort zu sagen hat, und darum hab' ich ja eben diese Aussprache herbeigeführt... Selbstverständlich mute ich dir nicht zu, als alter Onkel hier auf dem Hof zu versauern. Es wird sich dir schon einmal die Gelegenheit bieten, selbständig zu werden. Ich meine schon vor dem Kriege gehört zu haben, daß du etwas Derartiges auf dem Visier hattest. Aber bis eine derartige Möglichkeit in handgreifliche Nähe rückt, möchte ich dich herzlich bitten, hierzubleiben, dich der Wirtschaft anzunehmen und mich nebenbei praktisch etwas anzulernen. Einstweilen bemühe ich mich allerdings in erster Linie um die Theorie der Landwirtschaft, — dies Buch,

das ich eben studiere, geht außerordentlich gründlich zu Werke und ist doch ganz faßlich geschrieben. Da würdest du also in der Wirtschaft in einem Maße freie Hand haben, wie du es dir nur wünschen kannst. Nimmst du meinen Vorschlag an? Es wäre dies vorderhand für uns alle die beste Lösung."

Er streckte seine Hand aus, aber Hinrich schlug nicht ein. „Ich kann dir jetzt noch nichts versprechen," sagte er, „es kommt mir alles zu unerwartet, ich muß mich da erst langsam hineinfinden. Wie konnte ich auch denken, daß einer, der sich den ganzen Kopf vollstudiert hat, auf einmal Lust kriegen könnte, Bauer zu spielen! Aber die ganze Welt ist ja heutzutage verrückt. Als im November auch meine Schwadron den Klamauk mitgemacht hatte, fragte mich mein Leutnant, ob wir nicht einen besseren Knecht brauchten für unseren Hof, und als ich lachte, sagte er, es wäre ihm völliger Ernst damit, denn es bliebe ihm jetzt nichts übrig, als Landwirt zu werden. Der Windhund und Landwirt! Aber natürlich, auf die Landwirtschaft geht alles nieder heutzutage! Was nicht 'nen Ochsen vom Bullen unterscheiden kann, das will Landwirt markieren heutzutage!"

„Darüber darfst du dich nicht aufregen, Bruder," sagte Otto. „Jeder will leben, und auch ich bin überzeugt, die Landwirtschaft kann, wenn es sein muß, ganz gut noch einige Millionen Menschen mehr ernähren, als sie vor dem Kriege getan hat."

„Du hast bei allem immer gleich deine großen Ideen," murrte Hinrich. „Das kennen wir schon."

Nach einer Weile stand er auf. „Ich muß jetzt mal nach Wittfoot sehen, die zum Kalben steht."

„Wenn's so weit ist," sagte Otto, „kannst du mich rufen. Ich möchte das auch mal kennenlernen."

Hinrich lächelte spöttisch und verließ die Stube.

Otto war mit dem Verlauf dieser Unterredung, der er mit Unbehagen entgegengesehen hatte, im ganzen zufrieden. Der Bruder hatte die Sache ruhig und vernünftig aufgenommen, und es war auch kaum zu zweifeln, daß seine Arbeitskraft dem Hofe würde erhalten bleiben. Er widmete sich wieder seinem Lehrbuch, schlug aber zunächst das Kapitel von der Fortpflanzung des Rindviehs auf, damit Theorie und Praxis immer fein Hand in Hand gingen. —

Etwa anderthalb Stunden später kam Hinrich zurück.

„Na, ist es so weit?" fragte Otto.

„Was?"

„Das mit der Kuh."

„Nee, die hat noch ein paar Stunden Zeit. Aber du solltest mal zu Großmutter kommen; sie will mit dir sprechen."

„Hast du ihr von dem gesagt, was wir vorhin miteinander beredet haben?"

„Ja. Durfte ich das nicht?"

„So grausame Eile hätte es damit nicht gehabt. Ich hätt's ihr lieber selber gesagt."

„Ich werde dazu ja wohl dasselbe Recht haben wie du. Nun geh man zu, daß Großmutter nicht erst ungeduldig wird."

Otto ging. Im Flur kratzte er sich hinter dem rechten

Ohr. Das konnte einen hübschen kleinen Tanz geben! Hinrich war der alten Frau Schoßkind. Wer dem an den Wagen fuhr, der bekam es mit ihr zu tun.

„Na, Oma, wat giwt't Godes?" fragte er, als er in das Altenteilerstübchen trat.

„Sett di 'n bäten dal," sagte die Großmutter.

Otto ließ sich auf einem Stuhl am Fenster nieder.

„Nee, kumm mit dinen Stohl hierher an den Aben [1], dat ick di in de Ogen kieken kann."

Der Enkel gehorchte.

„Achjajijajija, wat mutt'n allens an sine Kinneskinner beläwen! ..."

„Och Oma, dat is woll so ganz slimm nich," meinte Otto lächelnd, „wi sünd ja so wied alle ganz god geraden."

„Ick segg jo ok nich, dat je slechte Keerls sünd, 't giwt 'r aber doch allerhand mit jo, achjajija ..."

„Min Jung," fuhr die Greisin nach einer Pause fort, „ick bin man 'ne ole eenfoltige Fro und hebb in de School nich väl lehrt, und du bist 'n hochstodeerten, vörnehmen Herrn. Aber ick bin dinen seligen Vader sin Mudder, und so bidd ick di: nimm dat von mi an, wat ick di to seggen hebb."

„Spräk di man free ut, Oma," ermunterte Otto, „ick nehm von kenen Minschen lewer an as von di."

„Achja, wenn doch Vader selig, wat din Großvader wän is, noch bi uns wör! He wör 'n bannig koppfasten Keerl und woll di dat allens väl bäter verklaren as ick old Minsch mit minen swacken und vergätern Kopp."

[1] Ofen

„Och, beste Oma, dat schall sacht gahn. Du kiekst noch jümmer ganz grall ut de Ogen."

„Du hest god snacken. Na, ick mutt min Beste versöken... Dat is nu woll so 'ner Stieg Johre her, dar sitten uns Vader und ick 's Winterabends in de Schummertied hier achtern Aben, und dat Gespräk kummt up jo Kinner. ‚Mudder, wat is dat doch för'n grot Glück,' seggt Vader, ‚dat de Herrgott bi unse Jungs de Gaben so god verdeelt hett. Unse Jürn — de Lüe willt behaupten, dat he ganz up mi slechtet — hett sinen Kopp vull von Peer und Beester und all dat annere, wat mit de Bueree tosamenhangt. Da schast man sehn, wenn wi't noch belämt, dat giwt mal 'n fixen, düchdigen Lohbuern.' Ach, wat is dat doch för 'ne grote Gnade von Gott, dat he Vadern vör den olen gräsigen Krieg affropen hett, wie geschrieben stehet: ‚Die Gerechten werden hinweggerafft vor dem Unglück.' Wenn he de Nahricht krägen harr, dat se em sinen Hartensjungen dodschaten harrn, — ick mag'r nich an denken! As Jürn dree Jahr old wör, kreeg he dat mal ganz slimm in den Hals, de Wor ut de lütten Apteken slög nix an, und de Dokter möß em snien. Da wör Vader rein von Sinnen, achjajija, he harr so 'n week Hart, 'n Hart as 'n Kind..."

Die Greisin unterbrach ihre Rede, fuhr sich mit der Schürze über die Augen und seufzte ein paarmal so recht aus der Tiefe heraus.

„Und denn," fuhr sie fort, „köm dat Gespräk ok up di, min Jung. Vader schüddkoppte und sä: ‚'t schöll kener glöwen, dat uns Otto mit Jürn in een Nest jung-

worrn is. Jümmer de Böker, de Böker, und wat hett de Slüngel for'n Handschrift!' Na, de is nu all wat slechter worrn; von de Brewen, de du uns ut'n Krieg schräwen hest, künn ick nich een Woord lesen. ‚Du schast sehn, Mudder,' sä Vader to mi, ‚dor stickt 'n Gelehrten in.' — ‚Meenst du 'n Pestor?' frog ick. Vader schüddkoppte. ‚Von geistliche Gaben', sä he, ‚bin ick bet hento noch nix wies worrn. Ick glöw, 't sitt'r mehr 'n Awkat in. He weet sick jümmer Utflüchten und is gor nich fasttokriegen. 'n Awkat, da hebb ick egentlich nich väl mit in 'n Sinn, abers 'n düchdigen Amtsrichter, da harr 'ck nix gegen, denn Recht muß doch Recht bleiben, und 't mutt Herrens geben, de davör upkamen dot.'... Ick för min Part harr ja lewer sehn, du wörst Pestor worrn, und hebb di as Jungen mannige schöne Predigt vörlesen, von Louis Harms und von Hofacker, aber 't is Gotts Wille nich wän, und Vader hett recht beholen. Wenn de ol Krieg nich kamen wör, harrst du woll all lang 'ne Anstellung as Amtsrichter."

„Dorin irrt Ji, Oma," unterbrach der Enkel, „dat harr noch mannig Johr Tied hatt. 't wören domals so väle Rechtsgelehrte in Dütschland, dat 'n de Straten darmit plastern künn. Und nu sünd de Utsichten noch väl slechter worrn. Vor tein bet twolf Johren könn ick 'r nich an denken, min egen Brot to äten und mi 'ne Fomilje to gründen. Ick weerd da alſo old und kold bi. Wat de Professers sünd up de hogen Scholen, und de hogen Richters gäwt uns jungen Lüe deshalw ok jümmer den goden Rat, wenn wi jichens [1] künnen, süllen

[1] irgendwie

wi den Kram bottgeben [1] und uns up annere Art dör't Leben slan."

„So—o?" fragte die Großmutter verwundert und erschrocken. „Dat wör jo 'n verdullten Kram. Ick harr dacht, wo se so väle dodschaten hebbt, wollst du sacht foorns [2] 'ne Anstellung kriegen... Denn so wardst du jo öwer veertig Johr, bet du di 'ne Fro nehmen kannst. Dat is wat rieklich old..."

„Nah düssen unglücklichen Krieg," fuhr Otto fort, „möten väle Lüe wedder ut de Stadt up 't Land torüg. Und wenn de Minsch da 'n Platz findet, wo he ünnerkrupen kann, mutt he sinen Herrgott danken. Und in düsse glückliche Lage bin ick ja ok. Du kannst di gor nich denken, Oma, wat ick mi freu, dat ick düssen schönen Hoff as Arwdeel [3] von minen seligen Vader anfaten kann."

„Abers Minschenkind," brach die alte Frau los, „up 'n Buernhoff hört doch 'n Bur!"

„Ick bin 'n Buernsöhn und well nu ok woll as Bur minen Mann stahn."

„Aber 't stickt man nich in di! Denk doch, wat all din Großvader seggt hett! De Minsch kann bloß dat weern, woto he de Gaben mitkrägen hett."

„Wat de Minsch will, dat kann he. Dat hebbt wi hundert Mal in düssen Krieg beläwt. Nee, Oma, Ji brukt Jo wegen mi gor kene Sorgen und Gedanken to maken."

„'t is nich alleen wegen di, 't is vor allen wegen den Hoff. Du wullt hier woll so licht nich verhungern,

[1] aufgeben [2] sofort [3] Erbteil

aber mi grout, du wirtschaffst uns den Hoff to Schanden."

„Och Oma, da hört all wat to, dat so'n groten Buernhoff kaputt geiht. Dor sünd ji jümmer väl to ängstlich. Mudder hett mi mal vertellt, as se mit Vader Hochtied makt hett, da harrn alle kloken Lüe seggt, nu wör de Lohhoff verlaren, weil he 'ne Hochdütsche as Fro kregg. Und Ji und Großvader, Ji hebbt ok woll so wat glöwt. Und wat is 'r von worrn? Alle hebbt sick wunnert und Ji beiden ok, wo god Mudder sick in de Bueree inläwt hett und wat für 'ne düchdige Buerfro se worrn is. Na, dat bruk ick Jo ja woll nich wiedloftig to vertellen. Ji hebbt ja mit egene Ogen sehn, wo fein se in Kriegstieden hier alles in Swung und Ordnung holen hett. Nu kummt ehr Söhn, de tofällig nich all sine jungen Johren mit de Meßfork ümgahn hett, de sick aber in de Welt umsehn und orndtlich wat lehrt hett, und wedder geiht de ole Spettakel los: ‚De Hoff geiht kaputt, de Hoff geiht kaputt, wi möten em alle mit 'n witten Stock verlopen.' Nehmt mi dat nich för ungod, Oma, wenn ick dat allens so wichtig nich nehmen kann ... Ji kamt ut ole gode Tieden, und da kann 't ja nich anners wän, as dat Jo düt und dat in unse Tied nich recht passen deit, und dat Ji geern allens so beholen willt, as 't in Jone jungen Johren Mode wän is. Aber wi Jungen sünd doch nu ok mal in de Welt und willt leben. Jone Wies' willt wi achten und ehren, aber 't geiht nich anders, so'n bäten möten wi doch ok nah unse Wiese de Saken inrichten, denn de Tieden ännert sick und de Minschen und ..."

„Nu swieg rein still," rief die Großmutter in komischem Entsetzen und hielt sich mit den Händen beide Ohren zu, „dat is jo eenfach schrecklich, wat di de Wör tofallt! Mi is 'r all ganz düsig von in 'n Kopp, dat fangt allens an sick mit mi to küseln[1] ... Din Großvader harr ganz recht, du bist de reine Awkat und versteihst de Saken so to wenden und to dreihen, dat du recht behollst und annere Lüe dumm dorbi weerd. Wenn'r doch Vader noch wör, wat din Großvader wän is, de woll di sacht[2] wedderleggen und verkunfermeeren. Aber wat schall ick ole Fro mi mit di herümstrieden? Ick woll, de Herrgott harr mi all to sick ropen. He mutt mi woll nich 'n bäten leew hebben, anners harr he mi in düt Jammertal ja woll nich ganz und gor vergäten."

Otto nahm die beiden Hände der Greisin und sagte: „Oma, wat snackt Ji da nu för dumm und narrsch Tüg! De Herrgott hett uns alltohopen för Gewalt leew, deshalw hett he Jo uns bet um düssen Dag laten, und wi willt em bidden, dat he Jo uns noch mannig Johr lett, denn wi hebbt Jo nödiger as he in sinen hogen Himmel. Wi Jungen brukt de Weisheit und den Rat von jo Olen, und 't mag oft genog vörkamen, dat ick mi segg: In düsse Sak helpt dat nich, man alleen Mudder und Broder to fragen, da mutt ol Oma mal ehre Menung seggen, denn de stammt ut de olen ehrenfasten Tieden, de wi annern alle nich mehr so beläwt hebbt. Und denn kam ick her und sett mi hier achtern Aben, und de ol witthaarige Mudder und de gröne Wiesnäs

[1] drehen [2] leicht

von Awkat stäkt die Köppe tosamen und besnackt dat ganz ruhig und vernünftig, up wecke Wiese düt und dat makt weern schall. Und denn willt wi beiden woll den rechten Dreih dormit kriegen. Meent Ji nich ok, beste Oma?"

Tief im Grunde der tiefliegenden grauen Augen erwuchs ein feines, warmes Lächeln, und Otto wußte, daß er gewonnen hatte. Ein „Achjajija" deckte den Rückzug, und dann sagte die alte Frau bewundernd, und auch etwas wie Stolz klang in ihrer Stimme: „Junge, Junge, ick glöw, 't harr ok 'n ganz goden Pestor in di stäken. Schade, dat de nich herutkamen is... Und 't is nich to wäten, 't kann wän, dat ok noch 'n hallwägen[1] Bur ut di ward... wenn du up goden Rat hören wullt und nich jümmer dinen öwerstodeerten Kopp nahgeihst. Wi willt das Beste höpen und Gott bidden, dat he sinen Segen darto giwt."

Otto jubelte innerlich. Daß er auch gleich etwas wie einen großmütterlichen Segen bekommen sollte, war mehr, als er zu hoffen gewagt hatte...

„Und nu kam ick glieks, Oma, mit 'ne lüttje Bidde," sagte er nach einer Pause. „'t is wegen minen Broder Hinrich."

„Ach ja, de arme Jung, an den harr ick for 'n Ogenblick gor nich dacht," jammerte die alte Frau. „O ja ja, de deiht mi von Harten leed."

„Och Oma, 'n düchdigen Keerl as he helpt sick jümmer," tröstete der Großsohn, „und Brot ward nich alleen up Hoff Lohe backt. Aber 'n bäten leed deiht he

[1] halbwegs

mi ok, 't kummt nu doch anners, as he sick dat dacht harr. Und nun woll ick man seggen, Oma, spräkt Ji em doch mal 'n lütt bäten to, dat he sick mit de Sak afsinden deit, dat he hier bi uns bliwt und uns düchdig helpt. Denn de ersten Johren mutt ick ja noch mehr Lehrjung spälen, und wi könnt em slecht missen. Up sin Oma hollt he grote Stücken. Wenn de em god vermahnt, dennso deit he't. Süh mal, Oma, 't wör doch so schön, wenn dat ok bi uns so güng, as dat in dat Psalmbok schräben steiht: ,Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen!'"

Die Greisin faltete die dürren Hände und fuhr mit leiser, schwebender Stimme andächtig fort: „Wie der köstliche Balsam ist, der vom Haupt Arons herabfleußt in seinen ganzen Bart; wie der Tau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zions. Denn daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich."

„Oma, Oma!" rief der Enkel staunend. „Wat sünd Ji noch koppfast! Ick glöw, düssen Psalm hett unse Hett Pestor sülwst nich so säker in 'n Kopp as Ji."

Die Großmutter lächelte geschmeichelt. „Och ja," sagte sie, „wat ick in mine kindlichen Johren bi Scholmester Bargfrede und bi den olen Pestor Hamann ut Bibel und Gesangbok mitkrägen hebb, dat lat ick nich fohren. Wo schall de Minsch sick süß an holen?"

„Is Jo dat recht," fragte Otto vorsichtig, „wenn ick Hinrich nu eben ropen do, dat Ji em mal tospräken künnt?"

Die alte Frau nickte ein wenig abwesend. Sie hatte

sich wohl noch kaum recht wieder in die Gegenwart zurückgefunden. —

Hinrich, der gespannt auf Ottos Rückkehr wartete, bekam die Einladung zur Großmutter genau mit den gleichen Worten zugestellt, mit denen er sie vor einer Viertelstunde dem Bruder überbracht hatte. „Na nu?" sagte er und ging hin.

Als er nach zehn Minuten zurückkam, brummte er: „Na, Junge, du hast der alten Frau den Kopf aber schön verkeilt!"

„Wieso?" fragte Otto.

„Sie sprach nun auf einmal ganz anders als vorhin. Und zuletzt hat sie mir einen ganzen Psalm vorgebetet, von Aron seinem Bart und so ... Aber was soll man machen? Ich hab' ihr den Gefallen getan und ihr versprochen, daß ich erst mal auf dem Hof bleibe. Wie lange, das hängt ja in erster Linie von dir ab." —

Otto erwartete mit Ungeduld die Rückkehr seiner Mutter. Als sie endlich kam, folgte er ihr in ihre Kammer, um sie allein zu haben, und sagte: „Während du fort warst, liebe Mutter, sind wir einen guten Schritt weiter gekommen. Ich habe erst mit Hinrich und dann auch mit Großmutter darüber gesprochen, daß ich den Hof übernehme. Es ist alles klar. Großmutter hat ihren Segen gegeben, und Hinrich denkt gar nicht daran, uns zu verlassen."

„Also du hast dich nun doch entschlossen?" sagte die Mutter und sandte einen Seufzer hinterdrein.

„Aber nun seufze nicht mehr," rief er, „sondern freue dich mit mir!"

„Das ist mir einstweilen noch nicht möglich."

„Aber beste Mutter, das versteh' ich nun einfach nicht! ... Du hast durch den Krieg so viel verloren, erst deinen Mann und dann deinen ältesten Sohn, und da, meine ich, müßtest du dich freuen, wenn das, was von der Familie geblieben ist, sich erst einmal um so enger zusammenschließt, abseits von der Welt, hier auf dem schönen Hof unserer Väter, um dich als Mittelpunkt. Ich dächte, Mutter, du hättest mich immer mindestens ebenso gern gehabt wie deine anderen Kinder. Und nun willst du mich allein von diesem Heimatfrieden ausschließen? Willst mich allein in die wildgewordene Welt hinausstoßen?"

„Ach Junge," sagte die Mutter ärgerlich, „was sind das nun auf einmal für Kniffe und Finten, die Sache so ins Persönliche zu wenden! Du weißt recht gut, daß ich ernste sachliche Bedenken hatte, und die sind mit so einer kleinen rührsamen Betrachtung, wie du sie da eben angestellt hast, nicht aus der Welt geschafft ... Nachdem die Entscheidung jetzt gefallen ist, füge ich mich natürlich, aber verlange nicht, daß ich nun gleich Jubellieder anstimme ... Ich will mich umziehen. Mach', daß du 'rauskommst!"

Nach dem Abendbrot, als die Familie in der Wohnstube versammelt war, kam Otto mit einem eisenbeschlagenen Kasten aus Eichenholz angeschleppt. Man sah ihn fragend an. „Wir wollen mal ein bißchen in alten Papieren kramen," sagte er.

Als er den Kasten aufgeschlossen und einige Schrift-

stücke durch seine Hand hatte gehen lassen, fuhr er fort: „Hier haben wir zunächst unserer Großmutter Eheverschreibung. Wollen doch mal sehen, ob sie ihre Aussteuer im Taschentuch mitgebracht oder wie sich das gehabt hat.“ Und er begann vorzulesen.

Die Aufzählung erstreckte sich bis auf die kleinsten Kleinigkeiten, so daß die Verlesung eine geraume Zeit in Anspruch nahm. Als Otto endlich damit fertig war, rief er: „Oma, Oma, wat sünd Ji for 'ne rieke Deern wän!“

In den Augen der verhutzelten Greisin leuchtete der Stolz der großen, reich ausgestatteten Bauerntochter, und mit dem versonnenen Lächeln glücklicher Erinnerung gab sie einige Erläuterungen zu dem Schriftstück und erzählte von einem kleinen Mißgeschick, das die „Kistenpandwagen“, die ihre Aussteuer nach Lohe brachten, unterwegs betroffen habe.

Hinrich hatte, als der Bruder in dem vergilbten Papier zu wühlen begann, ein abweisendes, spöttisches Gesicht gemacht. Aber wie wurde er Ohr, als nun zutage kam, was Engel Bokelmann vom Swiebertshof im Jahre 1793 einem Hinnerk Lohmann auf Lohe zugebracht hatte! ... Damals hatte Swiebertshof dem Lohhof also einmal eine Bäuerin gegeben. Vielleicht konnte dieser jenem in absehbarer Zeit einmal mit einem Bauern aushelfen. Denn er hatte Bokelmanns Anna in Wiechel auf dem Neujahrsball getroffen und gern mit ihr getanzt ...

Aus alten Erbverschreibungen erfuhr man, was der Hof zu dieser und jener Zeit wert gewesen war. Da

kamen Summen heraus, so lächerlich klein, daß man heute nicht einmal eine anständige Anbauerstelle dafür haben konnte.

Der Urgroßvater hatte durch eine Reihe von Jahren die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse aufgezeichnet. Das hörte sich wie ein Märchen an. Eine Kuh kostete in seinen Tagen 18 Taler, eine Heidschnucke 12 gute Groschen, für 3 Pfennig gab's zwei Eier!

Otto verstand es vortrefflich, die verstaubten Papiere reden zu lassen, daß aus ihnen die alten Zeiten lebendig wurden, und wo sie versagten, da wußte er aus seiner Kenntnis der Kultur- und Rechtsgeschichte zu ergänzen. Großmutter bedauerte im stillen, daß Vater, der die alten Geschichten so geliebt hatte, diesen Abend nicht miterlebte. Sie war stolz auf ihren Enkel, und mehr als einen Blick sandte sie zu seiner Mutter hinüber, der ihrer Bewunderung seines Wissens und Könnens Ausdruck gab. Hinrich kam sich zwar ein wenig an die Wand gedrückt vor, aber auch seine Augen sagten, daß er vor dem Bruder Respekt hatte. Und die Mutter sah mit Freuden, wie der ältere Sohn, der durch Studium und langes Fernsein vom Hause sowie durch die Verfeinerung seiner Lebensgewohnheiten jenen beiden mit den Jahren etwas fremd geworden war, in diesen Abendstunden so schnell wieder innerlich Anschluß an die Familie fand.

Als Otto auf dem Boden der Kiste angekommen war, sagte er: „Von einem lesen wir in diesen unseren Hofakten so gut wie gar nicht: von Streit und Prozessieren. Einmal haben die Loher mit den Delmslohern wegen

Ausbesserung einer Werlebrücke vor Gericht gelegen, — das ist das einzige, was ich nach dieser Richtung finde. Darauf können wir uns etwas einbilden, denn im allgemeinen gehört nicht viel dazu, daß der Niedersachse sich in seinem Recht geschädigt fühlt und zum Richter läuft. Auch finden wir nirgends eine Andeutung von Zwistigkeiten innerhalb der Familie. Wir sind also verträgliche Leute und ein friedliebendes Geschlecht ..."

Er blickte zur Wanduhr auf. „Du liebe Zeit, wir sind ja schon nach 10 Uhr! Großmutter sollte bereits eine Stunde im Bett sein."

„Ick bin noch ganz und gor nich möe," versicherte die Greisin. „Bi so wat kann ick de ganze Nacht tohören ... Hinrich, lop gau [1] mal in min Dönzen [2] und hal uns ole Familienbibel!"

Hinrich ging und schleppte einen mächtigen Folianten in gepreßtem Schweinsleder mit schwerem Messingbeschlag heran.

„Mak das Bok up de erste Sied apen und legg't vör Otto hen ... Otto, lat uns de Namen von de hören, de vör uns up Lohe säten hebbt."

Die rauhen, festen Vorsatzblätter des Buches waren dicht beschrieben. „Kauffts Jochen Lohmann im Jahr des Heyls 1734," lautete die erste der Eintragungen. Bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts waren diese offenbar von den schreibgewandten Händen der Pfarrherren oder Schullehrer gemacht, seitdem von ungelenken Bauernhänden. Den Namen waren die Tage der Geburt, der Hochzeit und des Todes hinzugefügt,

[1] Schnell [2] Stube

zuweilen auch ein frommer Spruch. Die letzte halbe Seite wies die steilen, stakigen Schriftzüge Vater Lohmanns auf. Otto las langsam, mit nachdenklichen Pausen. Alle lauschten in andächtiger Stille. Wie in langer Reihe vorüberzogen, die vor ihnen auf Lohe das Licht der Welt erblickt, ihr Werk getan und sich zum letzten Schlaf gestreckt hatten, da wurde ihnen, als hörten sie den Strom gemeinsamen Blutes rauschen von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Des Hauses Ältermutter saß hochaufgerichtet im Lehnstuhl; ihre Augen hatten etwas Hellseherisches.

„Hinrich, hal den Blackputt [1] und de Fedder," befahl sie, als Otto mit dem Vorlesen fertig war.

„Otto, schriew! Aber schriew grot und düdlich, dat ener dat nah dreehunnert Johren noch lesen kann!"

Otto nickte. „Wat schall ick schriewen?"

„Schriew achter dinen Großvater sinen Namen: Im Frieden zu seine Väter versammelt Jakobstag 1911 ..."

„Schriew achter dinen Vader sinen Namen: Heimgerufen aus swerer Erntearbeit im Kriegsjahr 1915, den 3. August." ...

„Schriew achter Jürn sinen Namen: Gefallen für das Vaterland am 27. März 1918 bei Arras." ...

„Schriew achter dinen und Hinrich sinen Namen: Durch Gottes Gnade gesund und wohlbehalten aus dem Krieg nach Hause gekommen am 9. Dezember 1918." ...

„So, dat harrn wi. Und nu möten wi 'n schönen

[1] Tintenglas

Spruch söken, de up düsse Tied und up unse Fomilje passen deit. Wer enen weet, de seggt em."

Alle versanken in Nachdenken.

„Kinner," begann die Greisin nach einer Weile, „ok ji beide sünd väl in Dodsgefohr wän. 't harr uns akkrat so gahn künnt as den Sniersbur in Deilingen. de all sin dree Jungs verlaren hett. Mi dünkt, wi schriewt: Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Hebbt ji wat dargegen?"

„'n bätern Spruch könnt wir gor nich finnen," sagte die Mutter bewegt, und die Söhne stimmten durch Kopfnicken zu. Otto begann wieder zu schreiben.

Die alte Frau griff sich an den Kopf. „Achjajija, wat ward de Minsch vergätern up sine olen Dage! Ick kann mi gor nich besinnen, wo de Spruch schräwen steiht. Wät ji't?"

Alle sahen sie verdutzt an und schwiegen.

„Ji wät ok nix," sagte die Großmutter. „Wenn mi recht is, steiht he bi Jeremias, in de Klagelieder oder in den groten Propheten. Ick will em morgen fröh söken; du mußt dat denn nahdrägen, Otto. So, Hinrich, nu mak dat Bok to und bring't wedder an sine Stäe. Wi willt nah'n Bedde gahn."

Am anderen Morgen ließ Nachbar Wessing sagen, er werde um 1 Uhr anspannen und zur Gemeindeversammlung fahren. Wenn jemand von Lohe die Fahrgelegenheit benutzen wolle, möge er sich zur rechten Zeit einstellen.

Als Otto in Delmsloh ankam, sagte Onkel Wessing, der eben reisefertig aus dem Hause trat: „Du schaust ja heute so selbstbewußt drein, mein Junge. Bist jetzt glücklich Lohbauer?"

„Jawohl, seit gestern abend ist alles klar."

„Na, dann gratuliere ich. Glatt gegangen?"

„Versteht sich. Alles ein Herz und eine Seele."

„Na, sieh mal, und da wolltest du mich noch groß als Eisbrecher vorschicken."

„Ach ja, man hat zuweilen schwache Stunden ..."

„Nun kannst du dich ja heute gleich der Bauerschaft vorstellen. Wird die aber Augen machen, wenn ein wohlbestallter Referendar das Licht seiner Weisheit in die Dusternis des Bauermals leuchten läßt!"

„Der wohlbestallte Referendar wird gar nichts leuchten lassen. Er wird sich still in eine Ecke drücken und nicht Piep sagen."

Der Knecht war inzwischen mit dem Anspannen des Schimmels fertig geworden. Man stieg auf, und der Jagdwagen verließ den Hof. Der Herr von Delmsloh kutschierte selbst.

Das Kirchspiel Wiechel umfaßt drei politische Ge-

meinden. Von diesen ist die Bauerschaft Brunkenbostel, der Seelenzahl nach die schwächste, mit ihrem Flächeninhalt bei weitem die größte, da sie in der Hauptsache aus einstelligen Höfen mit viel Grundbesitz besteht.

Nach einiger Zeit wurde links der Straße, etwa einen Kilometer abseits, der Wenkhof sichtbar. „Hast du schon gehört, daß Wenkmann verkaufen will?“ fragte Herr Wessing. „Sein einziger Sohn ist ja gefallen, und da hat er keine Lust mehr, sich auf dem großen Gewese zu quälen.“

Otto hatte davon gehört. „Ob das nichts für unsern Hinrich wäre?“ warf er so hin.

„Wenn du 'n Viertelmilliönchen flüssig hast, warum nicht?“

„Eine Viertelmillion soll der Hof kosten? Und es ist nicht einmal einer von unseren besseren. Du machst doch wohl Scherz, Onkel Wessing?“

„Diese Summe verlangt Vater Wenkmann und wird sie auch wohl bekommen. Es ist ein wahrer Heißhunger nach Höfen. Darfst dich nicht wundern, wenn morgen einer von unsere Lait bei dir vorspricht und sagt: ‚Herr Assessor, wolln Se verkaufen Hof Lohe? Wolln Se 'ne halbe Million? Schlagen Se ein, ich zahl' auf den Tisch!‘“

„Man kann ja verstehen,“ meinte Otto, „daß die Menschen bei der Unsicherheit aller Verhältnisse den Wunsch haben, auf dem Lande ansässig zu werden.“

„Und daß die Herren Kriegsgewinnler und Kriegsschieber um ihre ergaunerten Gelder bange werden,“ ergänzte Onkel Wessing, „und sie in Grundbesitz zu ver-

ankern suchen, damit der nächste Sturm sie ihnen nicht wegpustet. Hoffentlich kriegen wir keinen von der Gilde hier in die Gemeinde. Na, für den Wenkhof besteht diese Gefahr ja wohl nicht. Wenkmann steht in Unterhandlung mit einem aktiven Hauptmann, der Landwirt werden möchte. Solcher Nachbarschaft kann man immerhin mit einigem Vertrauen entgegensehen."

Nach einer Viertelstunde erschien zur Rechten, einige hundert Meter abseits, ein auffallend niedriges Gebäude, dessen tief herabgezogenes Dach aus Heide hergestellt sein mußte, denn es hob sich durchaus nicht von dem braunen Lande ringsum ab. „Wer hat sich denn dort mitten im Krieg einen Schafstall gebaut?" fragte Otto.

„Was du da siehst," erklärte der Delmsloher, „ist mit nichten ein altmodischer Schafstall, sondern das Modernste, was es gibt, eine sogenannte ‚Siedlung'. Ein Wandervogel, den die russischen Maschinengewehre durchsiebt hatten, hat sich hier sein Nest gebaut. Als Kriegsbeschädigter ließ er sich sein Geld auf einem Brett auszahlen, kaufte einige Morgen Heide vom Tötsbauern und baute das Dings da, halb Unterstand, halb Räuberhöhle. Dann holte er sich ein Frauchen, und nun leben die beiden da wie Adam und Eva im Paradiese; ein kleiner Kain oder Abel soll dieser Tage angekommen sein. Sie sind vergnügt wie die Wiesel und anspruchslos wie Heidschnucken. Alkohol, Tobak, Fleisch verschmähen sie; Kleider und Schuh' machen sie sich selbst, um Pariser und andere Moden gänzlich unbekümmert."

„Daß ich davon noch gar nichts gehört habe!“ rief Otto. „Das alles ist mir nämlich außerordentlich interessant. Wie kommen die Leutchen denn mit unsern Bauern aus?“

„Sie suchen kaum Berührung mit ihnen. Wahrscheinlich, weil sie sich selber genug sind.“

„Und was sagen die Bauern zu dieser Nachbarschaft?“

„Der eine hat eine gewisse Achtung vor ihrer Willenskraft und Ausdauer, ein zweiter lacht über die guten Narren, der dritte hält sie für eine neumodische Art armer Heiden, weil sie den Weg zur Kirche nicht recht finden können, der vierte fürchtet, sie könnten eines Tages doch der Gemeinde auf die Tasche fallen. Kurz, man weiß nichts Rechtes mit ihnen anzufangen.“

„Merkwürdig, wie man überall dem Zuge aus der Stadt aufs Land begegnet,“ sagte Otto nachdenklich. „Und sicher stehen wir erst in den Anfängen dieser Bewegung.“

„Cha, cha,“ seufzte Onkel Wessing, „es wird mit der Zeit bei uns eine sehr gemischte Gesellschaft werden. Ein Referendar, ein Hauptmann, ein Wandervogelpärchen — na, die läßt man sich zur Not gefallen. Aber wer weiß, was da noch alles nachkommen mag . .“

„Nun ja,“ meinte Otto, „die Heide ist weit und groß, die kann erst allerhand aufnehmen, ehe man sich gegenseitig auf die Zehen tritt... Schade wäre es allerdings, wenn unser eingesessenes Bauerntum durch die Einwanderer zersetzt würde.“

„Das hat keine Gefahr,“ lachte der andere. „Die Art

ist höllschen zäh und läßt sich so leicht nicht unterkriegen. Und wenn unser berühmtes ‚niedersächsisches Volkstum‘ mal ein bißchen durchlüftet würde, wäre das ja auch weiter kein großes Unglück.“

„Es ist merkwürdig,“ sagte Otto aus längerem Sinnen heraus, „nach dem siegreichen Kriege gegen Frankreich strömten wir vom Lande in die Stadt. Und wurden krank. Nach diesem unglücklichen Kriege strömen wir aus der Stadt zurück aufs Land ... Ob wir da wieder gesunden werden?“

„Die Siedler da drüben,“ sagte Herr Wessing, „leben jedenfalls dieses schönen Glaubens. Vor einiger Zeit begegneten sie mir, als ich von Brunkenbostel zurückkam. Sie wandelten dahin, den Blick in das Licht der untergehenden Sonne getaucht, und sahen aus wie die Stammeltern einer neuen Menschheit.“

„Die Leute muß ich gelegentlich kennenlernen,“ sagte Otto.

Die Ortschaft, von der die Bauerschaft den Namen hatte, war eine Gruppe von acht Höfen, auf deren einem nebenbei Gastwirtschaft betrieben wurde. Hier übergaben die beiden das Gespann dem Knecht und gingen schräg über die Straße zur Schule hinüber, wo das Bauermal stattzufinden pflegte. An die vierzig Männer fanden sie bereits versammelt. Man hockte auf den Schreibpulten und hatte die Füße — die meisten steckten in Holzschuhen — auf die Bänke gesetzt. Hofbesitzer Temes, zurzeit Gemeindevorsteher, hatte hinter einem Tisch Platz genommen; links von ihm, an der Schmalseite des Tisches, saß der Lehrer, der das Amt eines

Schriftführers versah. Der glühende Kanonenofen verbreitete eine tolle Hitze, den süßlichen Schulduft hatte der scharfe Geruch des in kurzen und halblangen Pfeifen schwelenden Tabaks und Tabakersatzes bereits überwunden. Otto hätte sich gern eine Zigarre angezündet, aber er fürchtete, unter all den Pfeifen könnte eine solche protzig wirken. Als aber Onkel Wessing sich eine aus der Tasche holte, folgte er seinem Beispiel, und nun kamen auch einige jüngere Bauern mit Zigarren an den Tag. Offenbar hatten sie ebenso wie er nicht die ersten sein wollen.

Otto, der in seinen Lern- und Wanderjahren andere deutsche Stämme kennen und schätzen gelernt hatte, war keineswegs ein blinder Bewunderer des heimischen Volkstums, glaubte vielmehr seine Schwächen und Mängel recht gut zu kennen. Als er sich nun aber aufmerksam in der Versammlung umsah und die meist schmalen, scharf geschnittenen Gesichter beobachtete, kam es ihm lebhaft zum Bewußtsein, welch ein wertvolles Glied der niedersächsische Stamm innerhalb der deutschen Familie doch darstellte. Er suchte sich die ihm von Vatersseite Blutsverwandten heraus, einen Vatersbruder und eine Anzahl Vettern verschiedenen Grades. Täuschte er sich da, oder war wirklich der Typus seiner Sippe ein besonders rassiger? ... Einen Augenblick dünkte es ihn fast schade, daß nach Lohe durch die Mutter fremdes Blut von auswärts gekommen war. Ein stolzes Gefühl, mit diesen Männern gleichberechtigt auf dem Erbe der Väter zu sitzen und hier bei ihren Beratungen Stimme zu haben! ...

Während einige Nachzügler kamen und sich irgendwo zwischendrückten, wurde halblaut eine nicht sehr rege Unterhaltung geführt, bis der Vorsteher sich vernehmlich räusperte und meinte, bei kleinem würde es Zeit, anzufangen. Da nicht sofort völlige Ruhe eintrat, schlug der Herr Lehrer mit dem Federhalter auf den Deckel seines Tintenfasses, krauste die Stirn und sandte einen strengen Blick zu den Schulbänken hinüber.

Gemeindevorsteher Temes stellte zunächst den Antrag, daß man dem Gemeindediener Jochen Wullkopp, der sehr viel Wege zu machen habe und immer zu Fuß gehen müsse, da das Gummi an seinem Fahrrad hoffnungslos kaputt sei, 150 Mark Teurungszulage bewilligen möge. Nachdem jemand auf die Spiralreifen hingewiesen und ein anderer erklärt hatte, die seien auf den Sandwegen nicht zu brauchen, wurde die Summe bewilligt gegen die Stimme des Halbhöfners Renken, der nicht ganz seinen Klug hatte und seit Jahren keinen Pfennig „annahm".

Vollhöfner Brinkmann, des Vorstehers Schwager, regte darauf an, ob man nicht auch dem Vorsteher, der, wie jedermann wisse, in der Kriegszeit unmenschlich viel Arbeit gehabt habe und noch habe, die mit 400 Mark doch gar zu gering bemessene Vergütung erhöhen wolle. Aber Temes selbst sprach dagegen. Bezahlen könne man ihm eine Arbeit, wie sie die Stöße von Kriegs- und Demobilmachungsverordnungen mit sich brächten, doch nicht; er tue sie für die Gemeinde, und zwar gern, da er die Draußenarbeit nicht mehr leisten könne und der Mensch doch etwas umhand haben müsse.

Wenn sie sich aber erkenntlich zeigen wollten, so möchten sie einen eisernen Geldschrank anschaffen. Sie kämen ja nun alle höher in der Steuer; da habe er nach den Erhebungstagen viel Geld im Hause, und die öffentliche Sicherheit sei unter der roten Regierung man so so. Der Halbhöfner Siemers, der ein Freund von Geschichten und Anekdoten war, machte sich sofort daran, letztere Behauptung durch Beispiele zu erhärten, indem er ausführlich einige Fälle von Beraubungen und Überfällen erzählte, die in den letzten Nummern des Kreisblattes gestanden hatten. Vollhöfner Tödter, eine etwas ungeduldige Natur, unterbrach ihn bald und wollte wissen, was solch ein Geldschrank wohl kosten könne. Vollhöfner Dierksmeier, der auch eine kleine Ziegelei betrieb, hatte vor drei Jahren einen für 200 Mark gekauft, aber man war einstimmig der Meinung, dafür werde man heute keinen mehr bekommen. Siemers, der Geschichtenerzähler, begann im einzelnen nachzuweisen, wie sehr alle Gebrauchsgegenstände im Preise gestiegen seien, aber des Vorstehers Schwager schnitt ihm das Wort ab durch den Antrag, man möge bis zu 500 Mark für Anschaffung eines feuer- und diebessicheren Geldschranks ansetzen. So wurde denn beschlossen. Der grundsätzliche Neinsager rief in großer Erregung: „Is [1] möt ji up'n Kopp hebben, wenn ji so dat Geld ut'n Finster smietet!" Keiner verzog eine Miene, denn in dieser Form pflegte Renken zu protestieren, sobald eine Bewilligung 200 Mark überstieg.

[1] Eis

Der Vorsteher ging zu einem weiteren Punkt der Tagesordnung über, einem Schreiben des Landrats, das dieser als sehr wichtig bezeichnet und der Gemeinde dringend ans Herz gelegt habe. Die Versammlung hörte der Vorlesung durch den Lehrer mit der größten Aufmerksamkeit zu. Nachdem die französischen und englischen Gefangenen bereits zurückgegeben seien, müßten in den nächsten Tagen auch die Russen aus der Landwirtschaft herausgezogen werden. Aber diese werde dadurch nicht in Verlegenheit kommen, denn das Demobilmachungsamt habe Arbeitswillige und -fähige, die in der Industrie zurzeit keine Beschäftigung fänden, gegen freie Beköstigung und ortsüblichen Tagelohn in genügender Zahl für das Land abzugeben. Die Herrn Landwirte möchten ihren Bedarf nur anmelden. Auch würden sie gebeten, der Frage ernsthaft näherzutreten, ob sie nicht durch Meliorierung ihrer Ländereien und durch Kultivierung von Ödland vermehrte Arbeitsgelegenheit schaffen könnten, in der Erwägung, daß bei der mißlichen Ernährungslage Deutschlands, für die so leicht keine Besserung zu hoffen sei, kein Quadratmeter Landes brach oder öde liegen dürfe und die Erträge des Bodens höchstmöglich gesteigert werden müßten. Zum Schluß sprach der Landrat die Erwartung aus, die Eingesessenen seines Kreises würden sich von niemand an vaterländischer Gesinnung übertreffen lassen.

Als das Schriftstück verlesen war, blieb eine Weile alles still. Otto war sehr gespannt, wie man sich zu dieser Sache stellen werde, und als sich dann bald eine Privatunterhaltung über sie entspann, strengte er

sein Gehör an, um sich keine Äußerung entgehen zu lassen.

Die Regierung könne ihre Leute nicht mehr ernähren und wolle nun die Bauern mit ihnen anführen. Alles hätten sie abgeben müssen, und nun wolle man durch solche Einquartierung auch noch das Letzte aus ihnen herausholen. — Was man denn mit solchen Fabrikarbeitern auf seinem Hof anfangen solle? Die wüßten ja nicht einmal eine Mistforke anzufassen, von Sense und Pflugsterz gar nicht zu reden. — Ja, und die meisten hätten sicher nicht einmal den guten Willen zu arbeiten. Sie würden bloß die Häuslinge und Knechte rebellisch machen mit ihrem Achtstundentag und den andern „Errungenschaften der Revolution". — Woher nur der künstliche Dünger für die Neukultivierung kommen solle? Man bekäme ja nicht einmal genug für das Land, das man bereits unter dem Pflug habe, und wenn das nicht bald besser werde, würde manches Stück Ackerland noch wieder von Heide überwuchert werden. — Wo man die Leute unterbringen solle? Mit den Quartieren der Gefangenen würden sie sicher nicht zufrieden sein. Da würden wohl die Frauen ihre besten Stuben den Herrschaften einräumen müssen. — Das Lied von der vaterländischen Pflicht und der vaterländischen Gesinnung sei nachgerade reichlich alt. Die alte Regierung habe es die ganzen Kriegsjahre hindurch gesungen, und nun könne die neue es schon ebensogut. — Man solle Hannover wieder selbständig machen. Das sei dann ein vorwiegend ackerbautreibendes Land und könne die paar Arbeiter in Hannover und Har-

burg, wenn die mal gerade nichts zu tun hätten, leicht mit durchfüttern.

Otto war auf das tiefste erschrocken. Daß seinen Landsleuten das Verständnis für die Notlage des Vaterlandes und der städtischen Bevölkerung in diesem Maße abginge, hatte er denn doch nicht erwartet.

Der Vorsteher meinte, die Ansichten hätten sich nachgerade wohl geklärt. Ob nun nicht der eine oder andere das Wort ergreifen wolle?

Wieder wurde es mäuschenstill. Man sah diesen und jenen, der im Bauermal zu reden pflegte, erwartungsvoll an. Endlich sagte jemand: „Ick glöw, wi lehnt dat aff." Ein zustimmendes Gemurmel und Kopfnicken ging durch die Versammlung.

Zur Annahme oder Ablehnung sei das Schreiben des Landrats nicht geeignet, erklärte der Vorsteher. Es komme doch auf den einzelnen an, ob er Arbeitskräfte haben wolle oder nicht. Wenn er selbst nicht gerade reichlich mit solchen versehen wäre, nachdem seine Jungens aus dem Kriege gekommen seien, würde er mit den angebotenen gern einen Versuch machen, und er hoffe bestimmt, daß der eine oder andere, der welche brauchen könne, sich dazu entschließen werde. Denn es sei peinlich, dem Landrat hinzuschreiben, in der großen Bauerschaft Brunkenbostel, wo beinahe hundert Kriegsgefangene Arbeit gefunden hätten, sei jetzt nicht ein einziger Arbeiter unterzubringen. Der Landrat sei doch ein umgänglicher Mensch, der niemandem was in den Weg lege; deshalb müsse man ihm der neuen Regierung gegenüber den Rücken stärken, denn wenn die ihn eines

Tages absetze, sei es mehr als fraglich, ob man einen so guten wiederbekomme.

„Ich bitte, sechs Mann für mich zu notieren," sagte eine klare, scharfe Stimme. Alle Köpfe wandten sich dem Sprecher zu, und der Referendar Otto Lohmann sah die Augen des ganzen Bauermals auf sich gerichtet. Sie drückten Verwunderung aus und schienen Rechenschaft zu fordern.

„Ihr wundert euch, mich in eurer Mitte zu sehen," begann Otto, indem er sich von seinem Schulpult erhob, „deshalb möchte ich die Gelegenheit wahrnehmen, euch mitzuteilen, daß ich, nachdem mein Bruder Jürgen gefallen ist, jetzt Hof Lohe übernommen habe. Ich bitte, mich freundlich als Gemeindegenossen aufzunehmen... Und nun erlaubt mir, obwohl ich heute zum erstenmal unter euch weile, zu der Sache, die uns bereits eine Weile beschäftigt, einige Bemerkungen allgemeiner Natur zu machen. Unser armes Vaterland hat nach seinem Zusammenbruch die treu vaterländische Gesinnung seiner Kinder nötiger denn je, und die Frage, ob die gegenwärtige Regierung uns angenehm ist oder nicht, hat damit nicht das geringste zu tun. In unsern Ernährungsschwierigkeiten liegt es begründet, daß die Augen sich in erster Linie auf das platte Land richten. Gewiß, auch das Land hat schwere Opfer an Blut bringen müssen, aber was das Gut betrifft, da ist es im ganzen doch wohl glimpflicher weggekommen als die Stadt. Die Bitterkeit des Hungers hat bei uns wohl kaum jemand kennen gelernt. Manch einer hat die auf seinem Hof ruhende Hypothekenlast wesentlich verrin-

gert, wenn nicht gar völlig abgestoßen. Und ob nicht hier und da braune Lappen sicher ‚eingemacht' sind?"

Der Redner, der einen Scherz gemacht zu haben glaubte, sah zu seinem Befremden, daß niemand lachte und daß die auf ihn gerichteten Blicke meist recht unfreundlich waren.

„Ich sehe da böse Gesichter," fuhr er fort, „möchte aber doch nicht glauben, daß man hier, wo wir unter uns sind, diese Dinge nicht ruhig einmal aussprechen darf. Oder soll ich lieber das alte Lied von der notleidenden Landwirtschaft singen? Das wäre unehrlich und aufrechter deutscher Männer nicht würdig."

„Was verstehst denn du von Landwirtschaft?" rief eine höhnische Stimme. „Bist du gestern Bauer geworden oder heute?"

Otto erkannte in dem Zwischenrufer seinen Altersgenossen und Mitkonfirmanden, den Vollhöfner Heini Brümmerhoff.

„Gewiß, Heini," fuhr er fort, „ich bin ein Neuling und in allen praktischen Dingen werd' ich von euch alten Landwirten noch viel lernen müssen. Aber hier handelt es sich um eine Frage, in der jeder sich ein Urteil erlauben darf, der etwas gelernt hat und mit klaren Augen um sich schaut. *Eine* Revolution haben wir gehabt, aber eine zweite und vielmal schlimmere können wir noch erleben. Jeder, der in diesen kritischen Zeiten seine sozialen Pflichten verletzt, jeder, der die landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu Wucherpreisen in den Schleichhandel bringt, jeder, der Tausendmarkscheine hamstert, jeder, der in seiner Steuererklärung

unwahre Angaben macht, — der ist ein Schrittmacher der zweiten Revolution und versündigt sich auf das schwerste an seinem Vaterlande."

Otto wollte nun auf die Pflichten der Landbevölkerung gegenüber den arbeitslosen Volksgenossen eingehen, aber Heini Brümmerhoff hatte sich in seiner Bank zu seiner ganzen Länge erhoben und rief dem Vorsteher zu: „Tewes, sind wir hier in 'ner politischen Versammlung? Haben wir's nötig, uns so 'ne Predigt halten zu lassen? Ich für mein Teil protestiere dagegen!"

Was da eben vorgebracht sei, nöckerte der Vorsteher, gehöre, bei Lichte besehen, doch wohl nicht in die Gemeindeversammlung und stehe auch nicht auf der Tagesordnung. Wenn niemand widerspreche, schließe er hiermit die Diskussion.

Nachdem noch einige Kleinigkeiten durch Kopfnicken mit schöner Einstimmigkeit erledigt waren, entließ Tewes die Versammlung.

Otto ging bis zum Gasthause, wo man ausgespannt hatte, mit seines Vaters Bruder Diedrich. „Onkel," redete er ihn an, „was sagst denn du dazu, daß ich nun auf meine alten Tage noch Bauer werde?" Onkel Diedrich hob die Schultern sehr hoch und ließ sie, nachdem er sie einige Sekunden in der Höhe gehalten hatte, sehr tief fallen. Sagen tat er nichts, und sein Gesicht war undurchdringlich. —

Der Delmsloher Schimmel strebte wieder stallwärts.

„Mein Sohn," begann Onkel Wessing nach längerem Schweigen, „nun hast du ja doch was leuchten lassen und hast erheblich mehr als Piep gesagt."

„Allerdings," sagte Otto, „ich war über die Verständnislosigkeit der Versammlung gegenüber den Nöten unserer Zeit dermaßen erschrocken und empört, daß ich ein Wort sagen m u ß t e."

„Nun ja ... Jeder blamiert sich, so gut wie er kann."

„Vom Blamieren kann doch wohl nicht gut die Rede sein, wenn ich auch zugebe, daß ich in der Wahl des einen oder anderen Worts nicht glücklich gewesen bin. Gegen brutale Niederknüppelung ist jeder machtlos."

Herr Wessing legte das Gesicht in wunderliche Falten und schwieg.

„Onkel, war meine Rede denn wirklich so schlimm?" fragte Otto nach einer Weile.

„Ja, mein Junge, denn sie fiel völlig aus dem Stil des Bauermals heraus. Was für eine Temperatur wir da lieben, hättest du aus den Verhandlungen über Wullkopps Teurungszulage und des Vorstehers Feuerfesten lernen können. Halblaute Unterhaltung, ein harmloser Scherz, mal 'ne kleine Geschichte aus dem Kreisblatt oder sonstwoher, endlich, unter Renkens Protest, eine Art Beschluß. Du aber stehst auf einmal feierlich auf, redest gewaltiglich, wirst unangenehm intim, — ich kann deinem Freund Heini Brümmerhoff nicht so ganz unrecht geben: deine Jungfernrede war eine nicht sehr glückliche Kreuzung von Volksversammlungsrede und Kapuzinerpredigt."

Otto schwieg betroffen.

Nach einiger Zeit sagte er: „Wenn eins mir heute klar geworden ist, so ist es dies, daß unser Landvolk Führer braucht."

„Und zu einem Führer fühlst du dich berufen?" fragte der andere verwundert. „Du, deiner Mutter Sohn, Referendar außer Dienst, Leutnant der Reserve und Landwirt seit noch nicht 24 Stunden? Ich fürchte, einstweilen folgt die Gemeinde lieber deinem Freund Heini und empfindet dich als einen recht unangenehmen Pfahl in ihrem Fleisch ... Und jeder Organismus hat das Bestreben, einen eingedrungenen Fremdkörper auszuscheiden oder doch irgendwie unschädlich zu machen."

„Wenn man dich so hört, könnte man ja rein bange werden," sagte Otto.

„Dein Großvater Riewitz, mein Vorgänger auf Delmsloh," begann Herr Wessing nach einer Pause von neuem, „strebte mit Zähigkeit eine Art Führerschaft auf politischem Gebiete an, und das ist einer der Gründe, daß er gescheitert ist. Eine Zeitlang versuchte ich den Bund der Landwirte zu propagieren, fand aber bald ein Haar darin und ließ die Finger davon. Nun züchte ich mein Vieh, bestelle meinen Acker, pflege meinen Wald und hab' meine Ruh'. Ich kann dir nur raten, mein Junge, meinen Fußstapfen zu folgen."

„Das kann ich nicht und werde ich niemals können. Dafür ist mein soziales Verantwortlichkeitsgefühl zu groß."

„Das Wort ‚sozial' scheinst du zu lieben. Auch in deiner Rede sprachst du, wenn ich mich recht entsinne, von ‚sozialen' Nöten."

„Aber Onkel Wessing, du willst doch nicht leugnen, daß es die gibt?"

„Gewiß gibt es so was, wo die Menschen zusammen-

gepfercht und -gepökelt sitzen und einer keine Bewegung machen kann, ohne einem andern auf den Fuß zu treten. Aber hier in der Heide haben wir Ellenbogenraum genug."

„Aber wir sind doch nicht nur Glieder der Bauerschaft Brunkenbostel, wir sind doch auch Glieder unsers Volks."

„Danke dir für die freundliche Belehrung. Ich nehme sie natürlich gern an, aber einem richtigen Bauern wirst du das niemals einreden. Der Bauer ist Bauer, und damit basta."

„Wenn du recht hättest, das wäre ja zum Verzweifeln," sagte Otto und verstummte für eine lange Zeit.

„Du magst recht haben," begann er endlich wieder, „daß es unmöglich ist, hier auf dem Lande mit schönen Reden soziale Gesinnung zu wecken. Um so mehr freue ich mich darauf, daß ich demnächst, wenn die bestellten Arbeiter kommen, praktisch Sozialpolitik treiben kann."

„Wünsche viel Vergnügen."

„Um ein Vergnügen handelt es sich hier nicht," sagte Otto ärgerlich, „sondern um eine Pflicht dem Vaterlande gegenüber."

„Ach ja," seufzte Herr Wessing, „die Jugend liebt große Worte."

Da Otto beleidigt schwieg, fuhr er begütigend fort: „Damit du mich nun nicht für einen unsozialen Schädling hältst, mein Junge, will ich dir verraten, daß ich nach Schluß der Versammlung an Vater Tewes herangetreten bin und mir auch drei Genossen bestellt habe."

„Das freut mich sehr, Onkel Wessing," rief Otto, „aber

hättest du das doch in öffentlicher Versammlung getan! Dann wären dir sicher andere gefolgt."

„Hab' ich dir nicht schon gesagt, daß ich durchaus nicht von dem Ehrgeiz besessen bin, eine Führerrolle zu spielen? Übrigens hab' ich mir die Kerle bestellt, weil ich sie brauche, nicht etwa, um das Vaterland zu retten. Das überlasse ich andern Leuten."

Otto schwieg wieder.

Der Wagen näherte sich Delmsloh. Onkel Wessing klopfte seinem Nachbarn väterlich auf die Hand und sagte: „Da hab' ich dir nun wohl etwas Wasser in deinen Wein geschüttet, mein Junge. Na, wird nicht schaden. Wenn du mit uns leben willst, mußt du dich akklimatisieren. Für alle die gewiß schönen und erhebenden Ideen, mit denen unsere Herren Kathedersozialisten ihren jungen Studenten die Köpfe anfüllen, haben wir hier auf dem Lande einfach keine Zeit, weil wir Brot und Fleisch und Kartoffeln schaffen müssen, womit wir dem Vaterlande immerhin auch wohl einen kleinen Dienst erweisen."

„In dem Sinn, wie du es wünschest, mich akklimatisieren," sagte Otto entschieden, „werd' ich mich nie, niemals!"

„Um so schlimmer für dich," schloß der Delmsloher.

Als der Wagen hielt, lud er seinen Begleiter zum Abendbrot ein. Aber Otto lehnte ein wenig kühl ab und machte sich auf den Weg nach Lohe.

Zu Hause angelangt, traf er Mutter und Bruder in der Wohnstube. Die Großmutter, die sich nicht recht wohl fühlte, war schon zur Ruhe gegangen.

Man fragte, ob auf dem Bauermal etwas Besonderes vorgekommen sei.

Ja, Jochen Wullkopp kriege 150 Mark mehr und der Vorsteher einen feuer- und diebessicheren Geldschrank, wenn's für 500 Mark einen gäbe.

Ob das alles wäre?

Otto hatte sich eigentlich vorgenommen, über die zu erwartenden Arbeiter erst mit seiner Mutter allein, und nicht vor morgen zu reden. Aber nun schien es ihm doch am besten, die Sache gleich und mit einemmal abzumachen.

Ja, die Russen würden in den nächsten Tagen zurückgezogen, aber als Ersatz könne man deutsche Arbeiter haben, und er habe deren sechs bestellt.

Woher die Leute kämen, erkundigte sich Hinrich.

Aus der Stadt.

Dann wollten sie auch nicht arbeiten, sondern sich bloß beim Bauern satt essen, brummte Hinrich.

Wann die Leute einträfen, wollte die Mutter wissen.

Otto erwartete sie in nächster Zeit.

„Aber Junge, hast du denn jetzt im Winter Arbeit für sie?"

„Wir müssen Land urbar machen, Mutter. Deutschland wird für die nächsten Jahrzehnte darauf angewiesen sein, sich in der Hauptsache selbst zu ernähren, und das ist nur möglich, wenn die Ödländereien herangezogen werden."

„Hast du dafür auch schon den Dampfpflug bestellt?" fragte Hinrich spitz. „Und hast du künstlichen Dünger in Aussicht?"

„Eins nach dem andern," sagte Otto, „vorderhand hab' ich mich nur um Arbeitskräfte bekümmern können."

„Wir haben genug zu tun, um unser Land, das in den letzten Jahren bös zurückgekommen ist, einigermaßen wieder in Dung und Ordnung zu bringen," meinte Hinrich.

„Auch dabei sollen die Leute dir helfen. Welche Arbeit am wichtigsten ist, braucht ja wohl nicht gleich heute abend entschieden zu werden."

„Haben die andern auch von diesen Arbeitern bestellt?" fragte die Mutter.

„Ja," sagte Otto, „Onkel Wessing will drei Mann haben."

„Und was die richtigen Bauern sind?" forschte Hinrich.

„Einstweilen haben die keine genommen. Sie wollen sich die Sache wohl erst noch überlegen."

„Das hätten wir auch tun sollen," meinte Hinrich trocken. „Delmsloh muß ja immer was Besonderes haben, das kennen wir schon. Aber auf Lohe ist das, solange Vater lebte, nicht Mode gewesen. Delmsloh hat ja immer Schwierigkeiten mit den Arbeitskräften, aber wir hätten uns diesen Winter ganz gut helfen können, wo wir beiden großen Jungs zu Hause sind und der Großknecht bald wiederkommt und wir die tüchtigen Häuslinge haben."

„Da muß ich Hinrich recht geben, Otto," sagte die Mutter. „Mir will es gar nicht in den Sinn, daß ich jetzt im Winter diese fremden Leute beköstigen soll. Natürlich bilden sie sich ein, wie alle Städter, wir

schwämmen hier in Fett und äßen jeden Tag Fleisch, und danach werden sie ihre Ansprüche stellen. Es wäre doch wohl besser gewesen, du hättest die Sache erst mit uns überlegt."

„Mir kommt eben ein guter Gedanke, Mutter," sagte Hinrich lebhaft. „Der Vorsteher hat's sicher noch nicht weggeschrieben. Wenn ich mich morgen früh schnell auf meine Fuchsstute setze, kann ich die Kerls noch früh genug wieder abbestellen."

„Das geht auf keinen Fall," erklärte Otto mit großer Bestimmtheit. Ich habe es in der Gemeindeversammlung öffentlich erklärt, daß ich die Arbeiter nehme. Wenn ich jetzt umquackele, bin ich für mein Leben blamiert... Ihr müßt euch schon darin finden, wie ich mich aus guten Gründen entschlossen habe. Die kann ich euch ein andermal auseinandersetzen; heute abend hab' ich dazu keine Lust mehr."

„Weißt du denn wenigstens," fragte Hinrich, „als was die Kerls bis jetzt gearbeitet haben? Als Kellner oder als Barbiergesellen? Oder sind sie als Eckensteher und Ludewigs ausgebildet?"

„Schwatz' nicht so'n dummes Zeug!" fuhr Otto den Bruder an. „Es heißt in dem Schreiben des Landrats ausdrücklich, daß es sich um Arbeitsfähige und -willige handelt."

„Hat der Landrat den Leuten denn ins Herz gekuckt?" forschte Hinrich weiter.

„Ich schlage vor," sagte Otto verdrießlich, „wir brechen diese Unterhaltung ins Blaue hinein ab und erwarten's ruhig, was man uns für Leute schickt."

Otto fand vor Grübeln lange Zeit keinen Schlaf. Das Kreuzverhör durch Mutter und Bruder hatte ihm zum Bewußtsein gebracht, daß sein Vorhaben von Schwierigkeiten gedrückt wurde, an die er gar nicht gedacht hatte. Wie sollte er, der Mensch mit geringer praktischer Erfahrung, dieser Herr werden? Ob er sich da nicht doch in eine Sache eingelassen hatte, die durchzuführen er nicht der rechte Mann war? ... Noch wäre es Zeit, die Finger herauszuziehen. Es bedurfte dazu nur eines Ferngesprächs von einer halben Minute mit Vater Tewes. Aber freilich, dann hatte er sich durch seine schöne Rede in der Gemeindeversammlung erst wirklich blamiert, und nicht weniger vor dem Nachbarn durch die großen Worte während der Rückfahrt. Und wenn ein Entschluß aus starkem und reinem Gefühl geflossen ist, darf man sich dann in ihm irre machen lassen durch die Bedenklichkeiten des alten Philisters Verstand? Nein, die Schwierigkeiten, die sich erhoben, waren dazu da, um überwunden zu werden!

Plötzlich erinnerte er sich eines Briefes, den er vor einigen Tagen erhalten hatte. Er kam von seinem früheren Burschen Fritz Habersath, der vor etwa einem Jahr nach einer Verwundung von ihm geschieden war. Fritz war Maurergeselle in Hamburg, zur Zeit arbeitslos. Einen treueren und zuverlässigeren Menschen konnte man sich nicht denken; dazu besaß er eine seltene

praktische Begabung, die sich draußen allen Schwierigkeiten gewachsen gezeigt hatte. Während die Offiziersburschen im allgemeinen bei der Truppe nicht beliebt waren, hatte Fritzens Stellung unter den Kameraden nichts zu wünschen übrig gelassen.

Meinen alten braven Kriegskameraden, schoß es Otto durch den Kopf, muß ich als Berater, Vorarbeiter und Vertrauensmann gewinnen; dann wird alles gut gehen.

Er beschloß, am andern Morgen an ihn zu schreiben und ihn zunächst zu einem Besuch auf Lohe einzuladen. Das Weitere würde sich dann schon finden.

Nun konnte er einschlafen und fand einen tiefen und langen Schlaf. —

Als er am Morgen gegen 9 Uhr zu seiner Mutter kam, fiel ihm deren übernächtiges Aussehen auf. „Hast du wohl nicht gut geschlafen, Mutter?" fragte er teilnehmend.

„Nur heut' in der Frühe eine halbe Stunde," sagte sie. „Otto, mein Sohn, ist es dir denn wirklich ernst mit diesen Experimenten? Hast du dich über Nacht nicht anders besonnen?"

„Von Experimenten sprichst du, Mutter? Ich will nichts als meine vaterländische Pflicht erfüllen."

„Aber für unsern Hof ist und bleibt es ein Experiment. Du hast keinen vernünftigen Menschen um Rat gefragt, hast keinen klaren Plan ausgearbeitet, hast keinen Kostenüberschlag gemacht. Nein, die Stadt bietet die Leute an, weil sie sie nicht brauchen kann, und du nimmst sie, ohne dich zu fragen, ob du sie brauchen kannst. Hinrich will in seiner Landwirtschaft nichts mit

ihnen zu tun haben; also mußt du anfangen zu experimentieren. Und ich meine doch, für gefährliche Experimente sollte deiner Väter Hof dir zu gut sein."

„Liebe Mutter, es tut mir weh, dich so reden zu hören. Daß die andern mich verstehen würden, Hinrich und Großmutter, hab' ich nicht erwartet, aber bei dir hatte ich allerdings auf einiges Verständnis gehofft. Der Hof, der Hof, und noch einmal der Hof, — das ist der alte bäuerliche Standpunkt. Heute aber muß es heißen: Der Mensch, der Mensch, und noch einmal der Mensch! Und zwar der Mensch nicht als Einzelwesen, sondern der Mensch im Verhältnis zu seinem Mitmenschen, der Mensch in seiner sozialen Verbundenheit. Denn sieh', Mutter, unsere Höfe, unsere Äcker, unser Land, die sind im Grunde geblieben, was sie vor dem Kriege waren, da wir den Feind von unsern Grenzen abgewehrt haben. Aber die Menschen sind andere geworden, sind körperlich erschöpft und seelisch zerrüttet. Die müssen wieder gesunden. Das aber können sie nur, wenn sie zur Ruhe kommen, und zur Arbeit. Daß man sich nun hinstellt und das predigt, hilft gar nichts. Man muß die Möglichkeit dazu schaffen, und ich bin ja so herzlich froh, Mutter, daß ich in meinen bescheidenen Verhältnissen wenigstens sechs Leuten auch zu dem verhelfen kann, was unsern Millionen so bitter, bitter nottut."

„Aber Otto, ob diese sechs Männer, die gewiß immer in der Stadt gewesen sind, da noch ein bißchen länger bleiben und noch für einige Zeit Arbeitslosenunterstützung bekommen, — ist das denn ein so großes Unglück?"

„Beste Mutter, wie kannst du so reden? Das ist ja gerade unser größtes Unglück, daß die Menschen allgemein so denken. Wir sitzen tief im Sumpf. An jeden ergeht die Bitte, ein paar Schaufeln Sand hineinzuwerfen, damit wir endlich wieder festen Boden unter die Füße kriegen. Aber jeder sagt sich: Was verschlagen die paar Schaufeln Sand, die ich mit meinen schwachen Kräften beitragen könnte, einem solchen ungeheuren Sumpf gegenüber? So tut keiner was, und wir bleiben im Sumpf sitzen und gehen im Sumpf zugrunde ... Ich bin dir immer ein folgsamer Sohn gewesen, aber ich bitte dich herzlich, sei mir in dieser Sache nicht länger entgegen. Wenn ich dir diesmal folgen wollte, müßte ich eine klar erkannte Gewissenspflicht verletzen. Willst du das?"

„Das kann ich natürlich nicht wollen," sagte die Mutter ein wenig ärgerlich. „Du darfst dich nicht wundern, wenn ich zunächst an eine Augenblickslaune von dir dachte, denn du bist etwas sprunghaft."

„Das war ich einmal," gab Otto zu, „aber glaube mir, Mutter, die harte Schule dieses Krieges hab' ich nicht vergeblich durchgemacht, und dieser Entschluß, wenn er auch etwas plötzlich in die Erscheinung getreten ist, hängt mit dem Besten zusammen, was ich mir durch gründliche wissenschaftliche Arbeit erworben habe. Das kann ich dir freilich nicht beweisen; das mußt du deinem Jungen einfach glauben. Liebste Mutter, bitte, glaube es mir!"

Frau Lohmann seufzte schwer und schwieg.

„Ein lieber Kriegskamerad meldet sich zum Besuch an," sagte einige Tage später Otto zu seiner Mutter, als sie die eben eingelaufene Post durchsahen.

„Oberleutnant von Briesen?" fragte Frau Lohmann hastig.

„Nee, aber Fritze Habersaht, mein alter Putzkamerad."

„Ach so—o ... Oh, der hat dich ja damals zurückgetragen, als du die Gasvergiftung hattest! ... Ich freue mich, ihn kennen zu lernen." —

Am nächsten Tage fuhr Otto nach Elldingen, um seinen Besuch abzuholen.

Mit normaler Zugverspätung traf Fritz ein. Er trug seinen feldgrauen Entlassungsanzug mit grünem Filzhut. Von untersetzter Gestalt, hatte er ein frisches, derbes Gesicht mit warmen, braunen Augen. An seinem linken Unterarm wurde, wenn der Ärmel ein wenig zurückwich, eine Tätowierung sichtbar. Sein Gepäck bestand in einem prall gepackten Rucksack und einer verschnürten Pappschachtel.

Nach der ersten Begrüßung machte sich zwischen den beiden Kameraden eine gewisse Verlegenheit bemerkbar. Das alte klare Verhältnis war nicht mehr, wirkte aber noch nach. Die Form für den künftigen Verkehr wollte erst gefunden sein.

„Haben Herr Leutnant einen leidlichen Rückmarsch aus Frankreich gehabt?" fragte Fritz.

„Der Herr Leutnant ist in Frankreich geblieben," sagte Otto lächelnd.

„Ach ja, Titel sollen ja auch nicht mehr sein, aber man muß sich da erst an gewöhnen ... Ich wollte

fragen, ob Herr Lohmann einigermaßen bequem aus Frankreich zurückgekommen sind."

Otto berichtete kurz das Notwendigste.

„Wissen Sie noch, Herr Lohmann," nahm Fritz wieder das Wort, „als wir einmal nachts in unserm Unterstand nicht schlafen konnten, wie wir darüber sprachen, auf welche Weise dieser Krieg wohl einmal zu Ende gehen würde?"

Otto nickte.

„Wie ich da sagte, der Kaiser und die Großen würden niemals Schluß machen, sondern der Friede könne nur von uns Arbeitern kommen, indem wir eines Tages sagten: ‚Wir machen nicht mehr mit'?"

„Ich erinnere mich."

„Und wer wollte mir das damals nicht glauben? ... Seh'n Sie, nun hab' ich doch recht behalten! Wir haben's geschafft!"

„Sind Sie denn stolz auf diesen Waffenstillstand? Freuen Sie sich auf den Frieden, der ihm folgen wird?"

„Nur keine Bange nicht, Herr Lohmann, das wird noch alles wieder umgekrempelt. Denn die Weltrevolution marschiert!"

„Na ja ... Kamerad, ehe ich Sie in mein Haus einführe, hätt' ich 'ne kleine Bitte. Wir beide brauchen politischen Gesprächen ja nicht aus dem Wege zu gehen, es wäre mir aber lieb, wenn wir dies Gebiet in Gegenwart meiner Mutter und Großmutter möglichst meiden wollten. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen ..."

„Verstehe vollkommen. Daß die Frauen auf dem Lande politisch noch sehr ungeschult und unreif sind,

wissen wir sehr gut. Wir haben ihnen aber nun einmal das Wahlrecht gegeben, und da müssen wir sie auch aufklären, daß sie den rechten Gebrauch davon machen."

„Gewiß, aber ich möchte Sie doch bitten, als Besuch in meinem Hause das nicht gerade für Ihre Aufgabe zu halten."

„Sie wollen mir also einen Maulkorb anlegen. Nee, mein Herr, das laß' ich mir nicht gefallen. Die Zeiten, wo's für unsereins hieß: Maul halten! haben wir gehabt. Aufklärung muß sein, wenn gewisse Leute auch lieber sehen, daß die alte Dummheit in den Köpfen hängen bleibt, weil sie dann leichter zu regieren sind."

Otto traute seinen Ohren und Augen nicht. Dieser Mensch mit seinem auftrumpfenden: Die Sieger, die hellen Köpfe, die berufenen Aufklärer sind wir! und der bescheidene, gefällige, stets dienstbereite Offiziersbursche, mit dem er im Unterstand und im Trommelfeuer gelegen hatte, — waren die wirklich ein und dieselbe Person? Diesen Menschen wollte er für Monate auf seinen Hof nehmen? Daran war ja gar nicht zu denken. Wenn nur erst zwei oder drei Tage herum wären, daß man ihn wieder in Elldingen abliefern konnte!

Fritz mußte es wohl an Ottos Schweigen merken, daß er ihn vor den Kopf gestoßen hatte, denn er versuchte einzulenken. „Wenn es sich um Damens handelt," begann er wieder, „muß das natürlich mit dem nötigen Takt gemacht werden. Aber Herr Leutnant haben mir's ja eigenhändig in mein Zeugnis geschrieben, daß ich den in genügendem Maße besitze. Und der

Herr Oberstleutnant, wo ich zuletzt Hausbursche bei war und auch viel mit die gnädige Frau und die gnädigen Fräuleins zu tun hatte, hat's mir auch schwarz auf weiß gegeben, daß ich ein Mann von feinem Taktgefühl bin. Also Herr Lohmann brauchen keine Bange zu haben. Wenn die Frau Mama und die Frau Großmama ein bißchen kitzlich sind, werd' ich mich noch extra in acht nehmen, daß ich mich immer taktvoll benehmen tu'."

Das kam so drollig heraus und Fritz sah seinen alten Herrn dabei so ehrlich an, daß dieser schon fast versöhnt war. Und als dann Kriegserinnerungen ausgetauscht wurden, erst ein paar traurige, dann mehr angenehme und heitere, wich das Novembergewölk immer mehr, und zwei Kameraden, die in schwerer Zeit sich gefunden und schätzen gelernt hatten, freuten sich herzlich, daß sie einander wiedersahen und von gemeinsam Durchlebtem plaudern konnten.

Nun wagte Otto es auch, seinen Plan und die ihn dabei leitenden Absichten ausführlich darzulegen. Fritz schien seinen Ausführungen aber nur mäßiges Interesse entgegenzubringen. Wo er Zustimmung erwartete, kam meist nur ein gleichgültiges Hm hm, zuweilen auch ein Achselzucken. Als er fertig war und um eine Äußerung bat, sagte Fritz: „Gewiß, wenn Sie meinen, daß Sie die richtigen Leute finden, läßt sich so was ja wohl machen. Aber viel versprechen dürfen Sie sich von solchen Mittelchen nicht; sie sind doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein." Und nun war er glücklich wieder bei seiner Weltrevolution, die es schaffen werde.

Otto fühlte sich aufs neue enttäuscht und blieb längere Zeit stumm.

Ob es nicht das beste wäre, Fritz gleich offen zu sagen, was für ein Posten ihm bei dem Werk zugedacht war? Ob er sich dann vielleicht nicht ein wenig anders zu ihm stellen würde?

„Kamerad," begann Otto endlich wieder, „in meinem Brief bat ich Sie, sich auf einen etwas längeren Besuch einzurichten. Eigentlich hatte ich aber gedacht, Sie sollten einstweilen ganz auf meinem Hof bleiben und mir bei der Sache, die ich Ihnen eben auseinandergepult habe, tüchtig helfen."

Fritz machte große Augen.

„Ich brauche nämlich," fuhr Otto fort, „einen Vorarbeiter, Werkmeister oder wie wir's nennen wollen, und da hatte ich an Sie gedacht. Sie sind sehr praktisch veranlagt und finden sich in jede Aufgabe rasch hinein; hab' mich im Felde oft darüber gewundert. Zugleich müßten Sie dann allerdings auch so etwas wie mein Vertrauensmann den Arbeitern gegenüber sein. Es ist ja leider so, daß man einander heutzutage arg mißtraut, und die Industriearbeiter haben vor allem uns Agrarier bös auf dem Strich. Ich nehme an, daß die Leute auch bei mir ohne weiteres selbstsüchtige Absichten vermuten werden; denn uneigennütziges, selbstloses Handeln traut zurzeit kein Mensch seinem Mitmenschen zu. Sie kennen mich nun, und nicht erst von gestern her, und das Vertrauen Ihrer Klassen- und Parteigenossen haben Sie von vornherein. Da könnten Sie sein — na, sagen wir, ein gutes Wort für mich

einlegen, daß ich freilich ein Agrarier, aber doch im Grunde kein schlechter Mensch bin, kein Leuteschinder, kein Ausbeuter und so. Über die Bedingungen würden wir schon einig werden; Sie erinnern sich, daß ich in Geldsachen immer ziemlich nobel war. Aber Sie haben ja wenig Vertrauen zu meinem Unternehmen, und darum werden Sie zu diesem Posten wohl keine Lust haben."

„Hm hm," machte Fritz und drehte nachdenklich an seinem Schnurrbart.

„Ich will nicht sagen ... wenn ich über Ihren Plan ein bißchen mehr nachdenke, — so ganz dumm ist er doch nicht. Es gibt in den Städten allerhand Leute, die ganz gern arbeiten wollten, und ist ja auf die Dauer auch nichts für einen anständigen Menschen, immer nach der alten Arbeitslosenunterstützung zu laufen. Mir wird das auch schon über ... Ja, und warum soll man seinem alten Herrn Leutnant nicht mal einen Gefallen tun? Ein ungefälliger Mensch ist Fritz Habersaht von Natur nicht ... Herr Lohmann, ich will Ihnen was sagen: Wir machen das Ding! Hier haben Sie meine Hand!"

Ein kräftiger Händedruck besiegelte den Vertrag.

Der Wagen fuhr eben über die Loher Grenze.

„Hier beginnt mein Hof," erklärte Otto.

Fritz blickte sich um. „Ich seh' nichts von einem Hof."

„Meine Gerechtsame, mußte ich sagen. Der Hof selbst liegt hinter der Anhöhe da vor uns."

„Dann haben Sie wohl allerhand Hektar?"

„Das geht. Fünfhundert."

„Fünf—hun—dert Hektar für einen einzigen Menschen? Und unsereins hat acht Ar in der Laubenkolonie, und die haben sie ihm jetzt noch gekündigt. Da kann man's mal wieder mit Händen greifen, wie groß die Ungerechtigkeit ist in der Welt. Aber warten Sie nur! Wenn wir man erst so weit sind, dann wird das alles anders."

Der Wagen erreichte die Höhe.

„Dunnerslag noch mal, Wald haben Sie aber auch nicht wenig! Ja, wenn einer so in der Wolle sitzt, das laß ich mir gefallen."

Als sie noch ein wenig weiter waren, sah Fritz die Gruppe der Hofgebäude durch die winterlich kahlen Eichen schimmern.

„Nicht zu glauben, ein richtiges kleines Dorf! Und alles für eine einzige Familie?"

„Nein, wir haben auch drei Häuslingsfamilien auf dem Hofe."

„Das sind wohl so was wie Ihre Sklaven?"

„Sie können sie gelegentlich ja selbst fragen, ob wir die Knute über ihnen schwingen."

„Herr Lohmann, ich muß mich über Sie wundern," sagte Fritz. „Sie sitzen hier auf Ihrem großen, schönen Hof, haben Ihr gutes Auskommen, haben Arbeitsleute, die nach Ihrer Pfeife tanzen, haben alles, was Ihr Herz begehrt. Aber es ist Ihnen zu wohl in Ihrer Haut, und da lassen Sie sich aus der Stadt diese Kolonne kommen, die Ihnen sicher nichts bringt als Unruhe und Verdruß. Ich verstehe Sie einfach nicht."

„Ich tue das nicht zu meinem Vergnügen," sagte Otto, „sondern weil ich es für meine soziale Pflicht halte."

„Ach wat, soziale Pflicht! Das ist bloß so'n Schnickschnack von euch Demokraten. Der große Kladderadatsch kommt, daran ist nichts zu ändern. Was wollen Sie sich die kurze Galgenfrist bis dahin unruhig und ungemütlich machen? Wissen Sie, was ich täte, wenn ich Sie wäre?"

„Na?"

„Ich schriebe den sechs Männeken: Bleibt, wo ihr seid, und anbei folgen für jeden fünf Mark, dafür könnt ihr euch mal was zugute tun. Und zu meinem alten Burschen Fritze Habersaht würde ich sagen: Fritz, ich freue mich, daß du mich mal besuchst, denn wir haben doch allerhand miteinander durchgemacht, und darüber ein bißchen hinterm warmen Ofen zu klöhnen, ist so verkehrt nicht. Aber wenn du dich hier drei Tage satt gegessen hast, dann mach', daß du wieder über den Berg kommst, und ein Pfund Butter kriegst du zum Andenken mit!"

„Nee, mein Junge," lachte Otto, „mit dem Pfund Butter wird es nichts. Ich hab' dein Wort und bei dem halt' ich dich. Noch eins, Kamerad. Meine Familie nimmt an, Sie sind nur zu Besuch da. Wie weit wir schon miteinander sind, wissen sie nicht. Wir lassen sie einstweilen in diesem Glauben; das andere sag' ich ihnen gelegentlich selber. Brr, Fuchs!"

Frau Lohmann, der Otto seinen Gast zuerst zuführte, hieß diesen mit einem Händedruck willkommen,

und Fritz sagte: „Freut mich, Ihre werte Bekanntschaft zu machen, Frau Lohmann. Das heißt, so ganz unbekannt sind wir uns ja nicht mehr. Ihre geehrte Handschrift kenne ich zum Beispiel ganz genau. Wie oft hab' ich Ihrem Herrn Sohn einen Brief von Ihnen gebracht, und wie er sich da immer freute, das hätten Sie sehen sollen! Die Fressalien, die Sie uns schickten, haben uns manche vergnügte Stunde bereitet. Von den Kuchen mochten wir die braunen mit Sirup am liebsten, von den Fettigkeiten war die Rotwurst ganz besonders delikat. Und dann möchte ich auch noch mal mündlich für das schöne Paket danken, das ich kriegte, als ich Ihren Herrn Sohn auf den Huckepack genommen hatte. Ich habe mich sehr daran erquickt."

Fritz nahm Frau Lohmanns Hand noch einmal, um sie kräftig zu drücken.

Otto, der unterdessen seiner Mutter Gesicht beobachtet hatte, war mit dem ersten Eindruck seines Besuchs zufrieden.

„Und nun kommen Sie, Kamerad," sagte er, „wir wollen Großmutter begrüßen."

„Oma," rief er, als sie ins Altenteilerstübchen traten, „hier bring' ick di minen Kriegskameraden Fritz Habersaht, de mi in Flandern dat Leben rett't hett."

„Dat freit mi, em to sehn," sagte die alte Frau. „He schall ok noch välmals bedankt wän."

„Da nich für," wehrte Fritz ab, „is gern geschehen ... Na, Ihr lest woll'n büschen, Großmutter? Is recht, geht die Zeit bei hin. Darf man mal sehn? Woll 'n schönen Roman?"

Er nahm das Buch, das die Greisin auf dem Schoß liegen hatte, und schlug das Titelblatt auf.

„Ach nee, ein heiliges Buch... Ja, so was lesen alte Leute gern. Ich weiß das von meiner eigenen Großmutter; die konnte gar nicht genug davon kriegen. Dunnerlettchen, das ist ja woll dasselbe Buch, wo die auch immer so gern in studierte? ‚Von der Nachfolge Christi.' Jawoll ja, stimmt! Meine Großmutter war aber natürlich katholisch."

„Sin Großmutter wör katholsch?" fragte die alte Frau, die in ihrem Leben noch keinen Katholiken gesehen hatte, erschrocken. „Is he denn ok woll katholsch?"

„Soll woll nicht anders sein, Großmutter," lachte Fritz, „der Apfel fällt nicht weit vom Birnbaum. Aber das ist ja schließlich alles dasselbe. Wir halten's mehr mit der Mutter Maria, ihr mit dem Herrn Christus, aber wir haben alle denselben Gott. Als wir 1914 ins Feld zogen, waren wir die erste Zeit ziemlich fromm, und wie wir das erste Mal böse drin saßen, beteten wir alle zu ihm, Katholiken und Luthersche, und er hat uns allen ohne Ansehen der Person herausgeholfen, sogar ein Jude war dabei. Wir haben uns auch immer gut vertragen, und wenn die ollen Pasters uns nun wieder gegeneinander aufhetzen wollen, dann klopfen wir ihnen auf die Finger. Aber heute ist das ja noch wieder anders. Heute sind alle Menschen auf der Welt Brüder. Wie schon der große Dichter Schiller singt: ‚Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!' Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!"

Otto konnte sich nicht erinnern, daß seine Großmutter je so verständnislose Augen gemacht hätte.

Fritz sah sich im Zimmer um. „Einen gemütlichen kleinen Unterstand habt Ihr, Großmutter," sagte er. „Aber hier am Sockel von Eurem Ofen ist ein Stein losgebröckelt. Umfallen wird er darum wohl nicht, aber ich will mir morgen früh gleich Lehm besorgen und das zurecht machen. Und wenn ich ein büschen Kalk finde, weiße ich Euch die Decke. Dann wird die Stube noch mal so hell, und Ihr braucht Eure alten Augen bei's Lesen nicht so anzustrengen."

Nun sah die Großmutter wieder ganz blank und klar aus den Augen. „Dat wör dankenswert von em," sagte sie. „Dat Wittjen harr ick mi all lange wünscht, aber de Mürmann[1] wör jümmer nich to kriegen. Und wenn he denn ok gliekś dat ole Muslock achtern Aben mit tosmären woll..."

„Wird alles aufs beste besorgt, Großmutter," versprach Fritz Habersaht.

Otto war froh, daß sein Gast auch bei der Großmutter schließlich noch so gut abgeschnitten hatte. Nun hätte er ihn gern auch gleich mit Hinrich bekannt gemacht, aber der war gerade nicht zur Hand. Nun, darauf kam ja auch nicht so viel an. Die Hauptsache war, daß Fritz sich erst einmal bei den Frauen gut eingeführt hatte. —

Fritz war einer von den Leuten, die nicht müßig sein können und sich immer nützlich beschäftigen müssen. Gleich am folgenden Tage nahm er das Altenteiler-

[1] Maurer

stübchen vor und führte die versprochenen Arbeiten sauber aus. Dann durchstreifte er mit Quast und Kelle das ganze Haus, um kleine Schäden, die während der Kriegsjahre entstanden waren, auszubessern. Als er in seinem Fach nichts mehr zu tun fand, pfuschte er mit erstaunlicher Geschicklichkeit in andere Handwerke hinein. So leimte er zerbrochene Stühle, flickte löcherige Töpfe, brachte eine alte Uhr wieder zum Gehen, und als die Zentrifuge einmal nicht wollte, hatte er die Ursache im Nu entdeckt und beseitigt. Eines Abends bei Tisch schalt Hinrich auf den Dachdecker, der immer noch nicht herfinden könne, um das Schafstalldach auszubessern. Am nächsten Vormittag sah man Fritz auf der Leiter stehen und eifrig mit Stroh hantieren, und als gegen Abend ein starker Regen fiel, bekamen die Heidschnucken davon auch nicht einen Tropfen auf ihre Wolle. „Wenn man einen solchen Menschen dauernd auf dem Hof hätte," sagte Hinrich anerkennend in der Familie, „brauchte man sich nach den Handwerkern nicht mehr die Beine abzulaufen." — „Dann könnten wir ihn ja nur als Werkmeister behalten für unsere Arbeiter," meinte Otto. „Natürlich würde er dann mit den andern in der Häuslingskate wohnen, und nebenbei könnte er sich weiter wie bisher in Haus und Hof nützlich machen." Er fand keinen Widerspruch, und Hinrich brummte, wenn die Leute von einem ordentlichen und vernünftigen Menschen angeleitet würden, möchte es ja noch halbwegs gehen.

In politischer Beziehung legte Fritz sich große Zurückhaltung auf. Einmal schimpfte er bei Tisch auf das

Kreisblatt, in dem ein Artikel der Regierung einiges Bittere gesagt hatte. Ein anderes Mal gerieten er und Hinrich aneinander, da Hinrich den Freistaat Hannover, Fritz den deutschen Einheitsstaat wollte. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie sehr der Maurer dem Bauern an politischer Schulung überlegen war. Hinrich vertrat seine Sache recht ungeschickt und schwach, während Fritz für seinen Standpunkt so vieles vorzubringen wußte, daß Frau Lohmann, die für die Nationalversammlung deutsch-hannoversch gewählt hatte, ein wenig zweifelhaft wurde, ob sie recht daran getan habe. — Eines Tages sagte die Großmutter zu Otto: „Din Kamerad föhrt mannigmal so wunnerliche Redensorten. Ick glöw meist, he is'n echten Sozialen. Achjajija, dat'n up sine olen Dage noch mit Katholsche und Sozialdemokraten to don hebben mutt! Aber von Harten is de Keerl nich slecht. Is am Ende ganz god for em, dat he mal bi orndtliche Lüe is; da schall he woll noch torecht kamen."

Otto ließ in der Bewirtschaftung des Hofes seinem Bruder freie Hand, klappte die landwirtschaftlichen Bücher erst einmal zu und machte sich mit Fritz daran, die demnächst zu beginnenden Arbeiten vorzubereiten. Vor allem mußte das zum Urbarmachen geeignete Land ausgewählt werden. Die beiden durchstreiften mit dem Spaten die ganze Gemarkung und gruben überall auf, um die Bodenverhältnisse kennen zu lernen. In erster Linie kamen eine anmoorige Senkung und eine anlehmige Höhe in Betracht. Sie entschieden sich für letztere, auch wegen ihrer bequemeren Lage zum

Hof. Der Direktor einer landwirtschaftlichen Winterschule, der als Autorität in Bodenfragen galt, wurde hergebeten, um ein Gutachten abzugeben, und sprach sich in gleichem Sinne aus, erteilte auch allerlei praktische Ratschläge. Ein Dampfpflugbesitzer konnte wegen Kohlenmangel einstweilen nicht arbeiten lassen. Ein Kaliwerk und eine Fabrik chemischer Dungmittel hofften, günstige Entwicklung der allgemeinen Verhältnisse vorausgesetzt, in absehbarer Zeit liefern zu können. Geleise, Kippwagen und anderes für Bodenbewegung nötige Gerät überließ ein Unternehmer leihweise.

Die von den Russen geräumte Häuslingswohnung wurde gründlich gereinigt, von Fritz sauber getüncht und mit zurückgesetzten oder im Haushalt entbehrlichen Möbeln ausgestattet. Die Wände schmückte Otto mit Bildern aus alten Kunstwart-Jahrgängen. Er wählte solche, die deutsche Landschaften und Szenen des ländlichen Lebens darstellten, in der Hoffnung, daß sie helfen sollten, die Stadtleute in ihrem neuen Lebenskreise heimisch zu machen. Auch eine kleine Bücherei stellte er zusammen, die das gleiche bezweckte, weshalb er die Heimatliteratur bevorzugte.

Ein güstes Rind wurde geschlachtet und eingesalzen. Die kinderlose Frau eines Häuslings verpflichtete sich, den Arbeitern das Essen zu kochen.

So war denn alles aufs sorgfältigste vorbereitet. Aber warum trafen die Leute noch immer nicht ein?

Sollte etwa der Vorsteher überhaupt nichts veranlaßt haben? Vielleicht hatte ein Bauer von Gewicht ihm gesagt: „Willem, lat uns de Stadtkeerls ut de

Gemeen, wi hebbt 'r bloß Moleschen von." Und dann war es einem solchen patriarchalischen Dorfgewaltigen schon zuzutrauen, daß er die Sache still unter den Tisch fallen ließ.

Otto hatte schon immer dem Landrat des Kreises einen gesellschaftlichen Besuch machen wollen. Er führte diese Absicht jetzt aus und brachte dabei die Angelegenheit zur Sprache.

„Können Sie die Zeit denn gar nicht abwarten?" fragte lächelnd der alte Herr.

„Es ist alles fertig," sagte Otto, „einen Vorarbeiter hab' ich bereits seit vierzehn Tagen; da möchte man doch endlich in Gang kommen."

„Hm ... Ein Bauernknecht wird leicht ein guter Industriearbeiter, aber haben Sie es schon jemals erlebt, mein lieber Herr Referendar, daß aus einem Industriearbeiter ein brauchbarer Landarbeiter geworden ist?"

„Gewiß, Herr Landrat, solange die handarbeitende Bevölkerung bei der Industrie ein bequemeres Brot fand als bei der Landwirtschaft, mag das selten vorgekommen sein. Aber heute haben Millionen bei der Industrie überhaupt kein Brot mehr, wenn wir uns durch die Zahlung der Arbeitslosenunterstützung auch einstweilen über diese unangenehme Tatsache hinwegtäuschen. Aber wenn diese Täuschung eines Tages aufhört, werden wir sicher eine gründliche Umlagerung in der Volksseele erleben, und dann wird aus einem tüchtigen Industriearbeiter auch wieder ein ebenso tüchtiger Landarbeiter werden. Früher ging eben der Zug

vom Lande in die Stadt. Jetzt aber wird er je länger desto mehr von der Stadt aufs Land gehen. Und das macht einen großen Unterschied."

„Ja, ja, da haben Sie recht, es droht uns hier auf dem Lande eine starke Invasion, der ich mit sehr unbehaglichen Gefühlen entgegensehe. Denken Sie nur, nicht weniger als siebzig dieser Herrschaften werden in den nächsten Tagen meinen ruhigen und wohlgesinnten ländlichen Kreis überschwemmen!"

„Aber Herr Landrat," rief Otto auf das höchste verwundert, „Sie haben uns doch selbst die Aufnahme der Arbeitslosen eindringlich zur vaterländischen Pflicht gemacht!"

„So—o? Hat mein Sekretär so stark Dampf dahinter gemacht? Nun, das ist dann eben noch der alte Stil von der Kriegszeit her. Mir persönlich tun Sie durchaus keinen Gefallen, wenn Sie mir diese unruhigen Elemente heranholen."

Otto schwieg. Er war über eine solche Kirchturms- und Kantönlespolitik zu einer Zeit, wo so Großes auf dem Spiele stand, auf das tiefste empört und brach seinen Besuch ab, sobald die Höflichkeit es irgend erlaubte.

Zu Hause fand er ein Telegramm vor, nach dem seine Arbeiter am folgenden Tage mit dem Nachmittagszug in Elldingen eintreffen sollten.

Otto war sehr gespannt, was Fritz, der zur Bahn gefahren war, um die Leute abzuholen, ihm bringen würde, und konnte die Zeit nicht erwarten. Als endlich der Wagen auf den Hof rumpelte, stand er in seinem Giebelzimmer hinter der Gardine und sah mit seinem Feldstecher nach dem Unterkunftshause hinüber. Zu seiner Freude waren es meist jüngere, kräftige Männer, die dort vom Wagen stiegen.

Fritz lenkte den Wagen vor die Missentür, um auszuspannen. Und schon war Otto bei ihm.

„Na?"

„Wir sind da."

„Das seh' ich. Und?"

„Der erste Eindruck ist nicht übel. Wir hätten es viel schlechter treffen können. Aber, Herr Lohmann, sagen Sie um Gottes willen keinen Ton davon, daß ich mal Vorarbeiter werden sollte! Damit ist es nämlich nichts. Die Leute hatten schon in der Eisenbahn eine Gewerkschaft gegründet, und der Obmann soll zugleich ihr Vorarbeiter sein."

„Diesen zu bestimmen, ist aber doch wohl meine Sache!"

„Das war früher einmal. Heute hat sich das geändert, wie so vieles."

„Was ist denn der Mann von Beruf?"

„Zigarrendreher."

„Du lieber Himmel!"

„Pst, da kommt er schon über den Hof. Er wollte

gleich mal mit Ihnen sprechen und die Papiere bringen. Bitte, Herr Lohmann, gehen Sie ins Haus. Es ist besser, wenn er uns hier nicht im Gespräch miteinander sieht."

Otto, der wenig Lust verspürte, die Flucht zu ergreifen, zögerte. „Bitte, Herr Lohmann," sagte Fritz noch einmal und sah seinen Herrn dabei so dringlich an, daß dieser sich kopfschüttelnd wandte und auf sein Zimmer ging. Am Schreibtisch sitzend, erwartete er seinen Besuch.

Es klopfte an der Tür.

„Herein!"

„Guten Tag. Konitzki ist mein Name. Ich bin Vorarbeiter und Vertrauensmann Ihrer eben eingetroffenen Arbeiter."

„Seien Sie mir willkommen, Herr Konitzki. Bitte, nehmen Sie Platz."

„Danke."

„Die Zeit ist für den Landwirt nicht gerade günstig, Land urbar zu machen. Aber ich wollte gern einen Teil meines Ödlandes in den Dienst der menschlichen Ernährung stellen, und es ist mir natürlich nicht unlieb, daß ich damit zugleich Arbeitsgelegenheit schaffe, woran in Deutschland zur Zeit ja so sehr Mangel ist. Die Landarbeit wird Ihnen zunächst etwas ungewohnt sein, aber wie viele müssen in der gegenwärtigen Notlage nicht umlernen!"

„Das ist wohl so," sagte Konitzki, „aber ich bin gekommen, um Ihnen einiges kund zu tun. Es verhält sich bei uns sieben Arbeitern nicht so, wie Sie das bei

Ihren Häuslingen und Knechten gewöhnt sind. Denn wir sind organisiert und ich bin der Obmann. Alle Klagen oder Wünsche, ob sie uns alle angehen oder einen einzelnen von uns, ersuche ich an mich zu richten. Auch bin ich bereit, die Löhne in Empfang zu nehmen. Das Nähere über diese finden Sie in diesen Papieren. Der Vertragsentwurf muß unterschrieben und möglichst umgehend an unsere Stadtverwaltung zurückgeschickt werden. Ich will mich nicht länger aufhalten, denn es wurde drüben schon das Essen aufgetragen. Zu weiterer Rücksprache bin ich jederzeit bereit. Auf Wiedersehen, Herr Lohmann."

„Auf Wiedersehen, Herr Konitzki."

„Es war mir ein Vergnügen," fügte Otto noch hinzu, mit blödem Lächeln die Tür anstierend, die Herr Konitzki hinter sich geschlossen hatte. Dann nahm er die Papiere vor. Gottlob war die Zigarrenbranche nur durch Herrn Konitzki vertreten. Ein Zimmergesell, ein Lagerarbeiter, zwei ungelernte Leute vom Bauhandwerk, ein Eisendreher, — das waren doch alles an mehr oder minder schwere Arbeit gewöhnte Leute. Alle waren auf dem Lande geboren, hatten also auch wohl dort ihre Jugend zugebracht. Da durfte man ja wohl hoffen, daß sie sich nicht allzu schwer wieder an das Landleben gewöhnen würden.

Otto nahm den Vertragsentwurf vor. Der Arbeitgeber hatte außer freier Beköstigung den ortsüblichen Tagelohn zu leisten. Die Arbeiter erhielten zwar erheblich mehr, aber für die Restsumme kam die Stadt auf, in der sie ihren Unterstützungswohnsitz hatten.

Otto überschlug, was ihn die Sache monatlich kosten werde. Es ergab sich eine recht ansehnliche Summe. Aber konnte man sein Geld heutzutage sicherer anlegen, als indem man es in den Boden hineinsteckte, der es eines Tages mit Zinsen wiedergeben mußte? Doch war es wohl besser, vor der Mutter und Hinrich die Kosten des Unternehmens einstweilen zu verheimlichen. Die hatten noch etwas altmodische Begriffe vom Geld und rechneten ein bißchen genau.

Es kamen Schritte die Treppe herauf. Schnell schob Otto die Papiere unter ein Zeitungsblatt.

Seine Mutter trat ein. „Willst du deine Leute nicht begrüßen?“ fragte sie.

„Gewiß, gewiß,“ sagte Otto, „aber erst sollen sie in Ruhe essen.“

„Dem kleinen Mann, der vorhin bei dir war, — er scheint polnischer Abstammung zu sein — traue ich nicht gerade zu, daß er Bäume ausreißen und die dicken Steine von unserm Land wegschaffen wird.“

„Du hast recht, Mutter, er ist für schwere Arbeit ein wenig schwächlich gebaut, aber die andern sind kräftige Leute. Ich hab' sie beobachtet, als sie ankamen. Alle stammen vom Lande. Auch Fritz, der immer ein tüchtiger Menschenkenner war, ist mit ihnen zufrieden und guten Muts.“

„Hat der Mann schon mit dir über die Lohnfrage verhandelt?“

„Zum Lohn steuert die Kasse, die bisher die Arbeitslosenunterstützung zu zahlen hatte, einen nicht geringen Zuschuß.“

„Wieviel wirst du denn zahlen müssen?"

„Das hab' ich mir noch nicht so genau berechnet."

„Laß dich bei diesem Geschäft nur nicht über's Ohr hauen! In Geldsachen bist du immer etwas großzügig gewesen."

„Hab' keine Angst, Mutter. Ich werde schon rechnen lernen."

Die Mutter schwieg und sah trübe zum Fenster hinaus. Nach einer Weile wandte sie sich zum Gehen. —

Bald darauf erschien Fritz. „Ich hab' mich weggeschlichen," begann er, „und wollte Ihnen man eben erzählen, daß es uns ganz großartig geschmeckt hat. Das war 'ne famose Idee, den Leuten zum Willkommen ein ordentlich Mittagessen vorzusetzen, mit reichlich Fleisch. Nach den getrockneten Äpfeln haben sie sich richtig die Lippen geleckt. Wir haben einen sehr guten Eindruck gemacht, Herr Lohmann, und auf den ersten Eindruck kommt ja alles an. Sie müssen uns ja doch mal guten Tag sagen. Da wär's jetzt, nach diesem schönen Essen, die beste Zeit."

„Gut," sagte Otto, „ich komme gleich nach, — mitgehen darf ich ja nicht, um dich nicht bloßzustellen. Aber sag' schnell, glaubst du noch immer, daß mit den Leuten was anzufangen ist?"

„Wenn die immer so zufrieden bleiben, wie sie in diesem Momang sind, reißen wir Ihnen in einem Jahr Ihr ganzes Heideland um."

„Mit dem Zigarrendreher an der Spitze?"

„Och, Herr Lohmann, der ist doch man bloß Scheins halber unser Leithammel. In Wirklichkeit bin ich das

ja. Nee, lassen Sie mich man zufrieden, ich werde das Kind schon schaukeln. Wenn bloß keiner merkt, daß wir beide unter einer Decke spielen! Sie müssen mir erlauben, daß ich heute abend ausnahmsweise mal ein bißchen auf Sie schimpfe."

„Na nu?"

„Natürlich bloß zu Ihrem Wohl, Herr Lohmann! Damit die Leute Vertrauen zu mir fassen und ich dann so viel besser mit ihnen für Sie arbeiten kann."

„Ach so ... Was wolltest du mir denn wohl vorwerfen?"

„Hm ... Na, ich kann ja einfach sagen, daß Sie im Felde auch so'n Leutnant gewesen sind."

„Der sich drückte, wenn dicke Luft war, und seinen Kerls das Gute vor der Nase wegfraß, nicht wahr?"

„Solche Lügerei ist gar nicht nötig. Es genügt, daß Sie Leutnant gewesen sind, denn das ist bei unsrer Art Leute heutzutage ein Schimpf. Da machen Sie große Augen. Ja, ja, die Zeiten haben sich geändert, Herr Lohmann!"

„Dann häng' mir diesen Schimpf nur an," sagte Otto, bitter lächelnd. „Vielleicht kannst du auch noch sagen, ich hätte das Verbrechen begangen, 500 Hektar Land zu erben."

„Das wäre schon ein bißchen stark," meinte Fritz nachdenklich. „Von unserm Land will ich lieber sagen, daß es beinahe nichts als Heide trägt und keinen großen Wert hat. Neidisch sind die Menschen von selbst. Warum soll man sie noch neidischer machen?"

Otto lachte hell auf. „Wenn Deutschland vor dem

Krieg doch solche Diplomaten gehabt hätte, wie du einer bist, Fritz!"

Fritz grinste über das ganze Gesicht. „Wer weiß, ob ich so 'nen Posten nicht noch mal erwische? Ich wär' ja nicht der erste Fritz, der es zu was gebracht hat. Freie Bahn dem Tüchtigen! Aber erst wollen wir mal diese Sache fein miteinander befummeln. So, nun geh' ich wieder zu meinen Kollegen, hinten 'rum, versteht sich, wie ein richtiger Diplomat. Sagen Sie aber bitte nachher nicht auch mal aus Versehen Fritz zu mir, sondern immer: Herr Habersaht und Sie, wenn ich bitten darf."

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, Herr Habersaht," sagte Otto lachend.

Fritz ging, vor der Tür aber wandte er sich um und sagte: „Herr Lohmann, wenn ich Ihnen noch einen guten Rat geben darf, machen Sie, bitte, nicht so 'ne Redensarten, als ob das 'ne Gnade und Barmherzigkeit wäre, daß wir hier nun bei Ihnen arbeiten dürfen. Wohltaten und Almosen mag der Mensch heutzutage nicht."

„Mensch, bin ich ein neugebornes Kind, daß ich das nicht weiß?"

„Und dann noch eins. Als Sie mich neulich abholten, da haben Sie mir 'ne kleine Predigt von sozialen Pflichten gehalten, und so. Sie können das wunderschön, und Ihrer werten Frau Großmutter tut es heute noch leid, daß Sie nicht ein Priester geworden sind. Aber halten Sie meinen Kollegen lieber keine Predigt. Die Leute sind heutzutage nicht für Predigten; haben im Felde zuviel davon gekriegt."

„Herr Habersaht, nun mach' aber, daß du zum Kuckuck kommst! Sonst schmeiß ich dir 'nen Stiebel an den Kopf!"

Fritz verschwand, aber er streckte den Kopf noch einmal zur Tür herein. „Bloß eine ganze Kleinigkeit hab' ich noch vergessen. Wenn Sie just noch 'n bißchen Tabak haben — echten natürlich, keine Buchenblätter und nicht Marke Deutscher Eichenwald —, so könnte es nicht schaden, wenn Sie einen strammen Beutel voll mitbrächten. Da stopfen wir uns dann alle 'nen Kopf von, Sie selbst natürlich in der Reihe mit, und rauchen zusammen die Friedenspfeife, wie die Indianer tun, wenn sie sich wieder vertragen. Ein gutes Essen, Rindfleisch mit Äpfeln, und ein guter Tobak hinterher, das macht zufriedene und gemütliche Leute."

„Bist du noch nicht verschwunden?" rief Otto und griff nach dem Tintenfaß.

Fritz war nun wirklich verschwunden. —

Einige Minuten später machte Otto sich auf den Weg.

Er traf die Männer im Eßraum beieinander. Einige spielten Karten, einer hing auf seinem Stuhl und schlief, ein anderer blätterte in einem Band der Bücherei. Der Zigarrenarbeiter schrieb in seinem Notizbuch.

„Guten Abend."

Der Gruß wurde von zweien oder dreien zurückhaltend erwidert.

„Dies ist nämlich der Besitzer von hier," stellte Fritz vor.

„Na, hat's gut geschmeckt?" fragte Otto.

„Doch,“ sagte jemand. Einige andere nickten.

„Ist denn die Unterkunft einigermaßen nach Wunsch?“

„Wenigstens ist es warm hier,“ sagte jemand, der dicht an dem rotglühenden Ofen saß und beinahe schmorte.

„Bitte, nehmen Sie Platz,“ lud Konitzki ein.

„Danke,“ sagte Otto und ließ sich am Tisch nieder. Nach einer Weile griff er in die Tasche und legte einen straffen Tabaksbeutel auf den Tisch. „Wenn zufällig einer Lust hat zu 'ner kleinen Pfeife... Der Tabak ist noch leidlich rauchbar.“

Er füllte die eigene. Der Mann am Ofen entzündete einen Holzspan und bot ihm Feuer. Zögernd langte einer nach dem andern zu. Fritz hielt sich bescheiden zurück. Als die andern schon alle brannten, hatte er noch nicht einmal sein Pfeifchen zum Vorschein gebracht.

„Wollen Sie sich nicht auch bedienen, Herr Habersaht?“ fragte Otto.

„Na, denn will ich mal so freundlich sein,“ sagte der Spitzbube, ohne eine Miene zu verziehen. —

„Sie waren wohl auch im Felde?“ wandte Otto sich an einen, über dessen linke Schläfe sich eine Narbe hinzog.

„Det versteht sich,“ lautete die Antwort.

„Osten oder Westen?“

„Iberall. Die 189. J.-D. is iberall dabeijewesen.“

„Der Dausend! Das ist ja auch meine Nummer! J.-R. 187?“

„Nee, 189. Dat waren Sie Rejimenter, Herr Leut-

nant! Uns haben se jehabt, und haben se vielleicht in die Sch..... jeritten! Meine Herren!"

„Ja, Kamerad," sagte Otto, „da haben Sie recht. Zuletzt gehörten wir ja sogar zu den Großkampfdivisionen, und die wurden nicht geschont."

„Na," meldete sich ein anderer, „nun spielt euch bloß nicht auf. Mehr als wir aktiven 75er habt ihr sicher auch nicht durchgemacht."

„Uns Prinz-Albrecht-Füsiliere," ließ sich ein dritter vernehmen, „hat man August 14 in Watte gepackt und erst November 18 wieder 'rausgenommen."

Alles lachte, Otto stimmte herzlich mit ein.

„Der Kamerad da," sagte jemand, indem er Otto ansah und mit der Pfeifenspitze auf sein Gegenüber deutete, „ist Ritter des E. K. I."

„Hmhm!" machte Otto achtungsvoll, die straffen, willenskräftigen Züge des Mannes mit Wohlgefallen musternd.

„Wat ick mir dafor kofe!" brummte wegwerfend der Ritter; er sah dabei aber nicht wenig stolz aus.

Einzig der Zigarrenarbeiter war d. u. gewesen und konnte von diesen Dingen nicht mitreden. Deshalb fing er an, über den Wahnsinn des Krieges zu schimpfen und über die „Schuldigen" zu wettern.

„Wat du da redst, Paul," unterbrach ihn der 189er, „dat is ja so weit janz jut und recht, und wir können 't in jede Zeitung jedruckt lesen. Aber wat anders is't, wenn der Mensch so wat selber mal mitjemacht hat als wie wir. Dann kann er wenigstens bei so wat mitschnacken."

Konitzki verstummte, und die Kriegserinnerungen behaupteten das Feld. Eine rief die andere, es schwirrten französische, flandrische, polnische, rumänische Ortsnamen durcheinander, Tage wurden genannt, an denen es besonders heiß hergegangenen war, und ein paarmal sagte der 189er zu dem Leutnant von 187 schlichtweg Kamerad und du. Otto war entzückt. Sie bestand also doch noch, die alte Schützengrabengemeinschaft! Die Revolution hatte sie wohl verschüttet, aber nicht gänzlich umgebracht. War die Stunde günstig, so arbeitete sie sich auf einmal aus dem, was Verärgerung und Verhetzung drüberhin gelagert hatte, wieder hoch. In diesem Augenblick fühlten die Leute sich ihm als ihrem Kameraden in Deutschlands Schicksalskampf offenbar näher verwandt als ihrem Führer im Klassenkampf, der, während sie draußen in Not und Tod standen, daheim Zigarren gedreht hatte. Er fühlte die Versuchung, eine kleine Rede vom Stapel zu lassen und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß diese Kriegskameradschaft und Schützengrabengemeinschaft sich stärker erweisen möge als all das Trennende, was die neuere Zeit gebracht habe. Aber eben noch rechtzeitig fiel ihm Fritzens Bitte ein, er möge keine Predigt halten. Warum die Sache bereden? Man tat besser daran, sich still zu freuen, daß sie vorhanden war...

Otto sah nach der Uhr. Man erwartete ihn drüben zum Abendbrot. Als er zum Abschied jedem die Hand reichte, wurde sein Händedruck warm und kräftig erwidert. Nur die Hand des Zigarrenarbeiters, die er zuletzt nahm, fühlte sich ein wenig froschig an.

Die Familie saß bereits am Tisch, als er in das Wohnzimmer trat. „Denkt euch bloß," rief er in bester Laune, „mit einer einzigen Ausnahme sind meine Arbeiter alles alte Krieger. Wir haben wohl eine Stunde miteinander geplaudert. Es war beinah ebenso nett wie 14, — eine Kameradschaftlichkeit, die heutzutage rein wie ein Wunder anmutet!"

Die andern, die nicht durch ein frohes Erlebnis aus ihrem Alltag aufgeweckt waren, nahmen das sehr gleichmütig hin. „Achjajija," seufzte Großmutter.

Die Fläche Ödland, die bestimmt war, urbar gemacht zu werden, schloß sich im Westen an das Kulturland des Hofes an und war von den Wohnungen in 10 Minuten zu erreichen.

Otto beobachtete am andern Morgen aus seinem Fenster, daß die Leute zu der Zeit, die er mit Fritz vereinbart hatte, auf die Minute pünktlich das Gehöft verließen. Eine halbe Stunde später machte auch er sich auf den Weg.

Als er auf der Arbeitsstätte anlangte, wurde sein frischfröhlicher Morgengruß nicht so warm erwidert, als er das nach dem gestrigen Abend erwartet hatte. Nun ja, jetzt war er eben nicht mehr der Kriegskamerad, sondern der Arbeitgeber.

Am liebsten hätte er selbst mit zugepackt, um durch die Gemeinsamkeit der Arbeit mit seinen Leuten engere Fühlung zu gewinnen. Aber er sah ein, daß das nicht ging. Es mußte den Eindruck erwecken, als wolle er sie beaufsichtigen und durch seine Gegenwart antreiben.

Und schon bekam er von Fritz einen Blick, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und hielt es für das beste, sich schleunigst aus dem Staube zu machen.

Ein gründliches Werk über Bodenkultur, das er eben studierte, vermochte an diesem Vormittag ihn nicht zu fesseln. Bald war er bei der Mutter in der Küche, bald bei Hinrich auf der Viehdiele, bald bei der Großmutter in ihrem Altenteilerstübchen. Am liebsten hätte er mit jedem über das gesprochen, wovon sein Herz so voll war, aber sie machten alle Gesichter, die dazu nicht einluden. Zuletzt ging er in das Quartier seiner Leute hinüber. Nachdem er einige Bücher, die über Kopf in das Bücherbort zurückgestellt waren, umgewandt hatte, legte er Feuer an, damit die Arbeiter es in der Mittagspause angenehm warm hätten. Dann sah er der Frau, die für sie kochte, in die Töpfe. Sie war am gleichen Gründonnerstag mit ihm eingesegnet worden. „Fieken," sagte er, „din Äten hett de Keerls gistern bannig smeckt." — „Dat glöw ick," meinte die Frau, „aber wenn ick jümmer so 'ringriep, mak ick di bankrott." — „Dat geiht natürlich nich, aber 'ne gode Köksch kann ok mit wenig goden Smack an de Mahltieden bringen. Lat mi din Bohnensupp mal prowen." — „Pottkieker!" lachte Fieker und reichte ihm den Holzlöffel. Er blies ihn kühl und probierte. „Nich slecht, Fieken, aber do da man noch 'n bäten Solt an; Mannslüe hebbt dat geern 'n bäten kräftig. Denn schall jüm de Supp woll högen. Und wenn du mal nich Bescheed weest, kannst du min Mudder ja man fragen." — „Dat is nich nödig,

hebb jo bi ehr deent." — „Dat is ja ok wohr! Na, dennso schall't woll gahn." —

Am Nachmittag schlug Otto wieder die Richtung nach dem Ödland ein, blieb aber im Walde, der sich nicht weit von diesem hinzog, und nahm vom Waldrand aus sein Werk in den Feldstecher. Die Leute waren tüchtig an der Arbeit. Nur der Herr Vorarbeiter schonte seine Kräfte sehr, aber sein Mund war fast unaufhörlich in Bewegung, wahrscheinlich, um die Genossen politisch zu schulen. Wenn man diesen Kerl nur los werden könnte! Aber bei dem Zusammenhalten einer solchen Organisation war ja nichts zu machen. Wie sehr Fritz die treibende Kraft des Ganzen war, ließ sich auch durch das Glas deutlich erkennen.

Nach Feierabend ging Otto hinaus, um heimlich das Werk des ersten Tages zu besichtigen. Im Mondlicht schritt er den umgebrochenen und entsteinten Streifen ab und berechnete aus den Längenmaßen den Flächeninhalt. Er hatte in seiner Ungeduld zwar etwas mehr erwartet, als da herauskam, aber wenn man bedachte, wie hart und steinig der Boden war, konnte man doch zufrieden sein. Den Kopf schief haltend, sah er das bißchen Heideumbruch und die gesammelten Steine mit so verliebten Augen an, wie er nie zuvor ein Stück Land und einen Steinhaufen angesehen hatte ...

Langsam, in träumerische Gedanken verloren, schlendert er dem Walde zu. Am Waldsaum wendet er sich um und schaut zurück. Hallo, da stehen ja kleine Häuser! Zwar ein wenig undeutlich im Mondnebel, aber in ihren Umrissen gut zu erkennen; die Fenster zeigen

eine schwache Helligkeit... Er reibt sich die Augen, um schärfer hinzusehen. Ach was, ein paar Kippwagen stehen da, und der Steinhaufen schimmert im Mondlicht...

Otto machte sich auf den Heimweg. Es war ihm seltsam warm und froh ums Herz. An der Loher Hofmauer blieb er überlegend stehen. Ach, dieser lange Abend in der zur Zeit ein wenig kühlen Luft der Familie!... Ob's in Delmsloh nicht erträglicher wäre? Man sah doch einmal andere Gesichter. Und es wurde Zeit, daß er dort einmal wieder um die Ecke guckte, denn er hatte die Nachbarschaft in den letzten Wochen ein wenig vernachlässigt. Er machte kehrt und begab sich schnellen Schrittes nach Delmsloh.

Die Schwester war sehr erfreut, den Bruder zu sehen. „Vor einer Viertelstunde hatte ich bei euch angerufen," sagte sie, „ob du nicht mit uns essen und uns den Abend über Gesellschaft leisten könntest. Vater ist nämlich für zwei Tage verreist, um Vieh zu kaufen. Warst du inzwischen zu Hause?"

„Nein," sagte Otto, „dein Wunsch ist diesmal drahtlos an mich gekommen. Ich ging ein bißchen spazieren, und auf einmal war's mir, ich möchte euch heute abend noch sehen, und da bin ich. Will nur schnell Mutter anrufen, daß sie mich nicht zum Abendbrot erwartet."

Als das besorgt war, hörte Otto geduldig den Bericht der Schwester über ihren Jungen an. Dann fragte er unvermittelt: „Wie geht's euch denn mit euren neuen Arbeitern?"

„Davon hab' ich noch nichts gehört," sagte Frau Martha gleichgültig. „Die sind ja auch erst gestern

Nachmittag angekommen. Viel wird 'r wohl nicht mit los sein."

„Ich hab' es zum Glück recht gut getroffen."

„Das freut mich für dich... Übrigens, mußt du wissen, sieht Mutter ein bißchen gegen deine großen Pläne an. Vater hat sie dann freilich getröstet, aber ganz viel hat er auch nicht damit im Sinn. Er meint, die Zeit wäre für so etwas nicht günstig, und mit Leuten, die aus den Fabriken und aus der Stadt kämen, ließe sich so was nicht gut machen."

„Das muß sich eben jetzt zeigen. Ich habe das beste Vertrauen. Mir scheint, ihr alle kennt diese Art Leute nicht."

„Kennst du sie denn?"

„Das wollte ich meinen! Wenn einer vier Jahre mit ihnen im Schützengraben gelegen hat..."

„Ja, damals! Aber jetzt hat die Revolution ihnen doch die Köpfe verdreht!"

„Das ist nicht so schlimm, wie du denkst, Martha. Meine Leute sind gewiß alles überzeugte Sozialisten, aber du glaubst gar nicht, wie nett wir uns gestern abend schon miteinander angebiedert haben. Ich wollte, du wärest dabei gewesen."

„Bloß nicht! Ich habe Angst vor solchen Leuten. Es sind ja auch zu gräßliche Geschichten, die man von ihnen in der Zeitung liest."

„Gewiß gibt es rabiate Gesellen darunter, aber die meisten sind genau solche Menschen wie du und ich auch, nur daß sie nicht unsere Kinderstube gehabt haben und sich deshalb etwas anders geben als wir. Ich kann

dir nur raten, Schwester, einmal zu versuchen, ob du euren Arbeitern nicht menschlich ein wenig näher kommen kannst. Ihr Frauen habt es ja da so leicht, viel leichter als wir Männer."

„Wo denkst du hin, Junge? Woher soll ich dazu die Zeit nehmen? Ich hab' meinen Jungen und meinen Haushalt. Daran hab' ich völlig genug. Wie selten finde ich Zeit, ein paar Seiten in einem guten Buch zu lesen oder eine Viertelstunde Klavier zu spielen! ... Entschuldige, ich muß eben mal nach dem Abendbrot sehen."

Otto blickte ihr kopfschüttelnd nach. Wer hätte gedacht, daß die frische, lebhafte Martha je so eine hausbackene, in ihrem Werkeltag aufgehende Frau werden könnte! Das kommt davon, daß man das junge Ding für die zwei Jahre, die es außerhalb der Werlehöfe zubringen sollte, in einen „gut empfohlenen" welschschweizerischen Gänsestall eingesperrt hat. Hätte man sie statt dessen in eine soziale Frauenschule geschickt oder in eine ähnliche Anstalt, in der die Zugluft unserer Zeit den Mädels um die Ohren weht, dann würde sie jetzt wohl nicht so backfischmäßig töricht hinschwatzen. Besonders erquicklich versprach der Abend auch in Delmsloh nicht zu werden ...

Die Geschwister und Hilde Wessing saßen beim Abendbrot. Otto war noch ein wenig verstimmt, Hilde verhielt sich schweigsam, und Martha machte in ihrer leicht über die Dinge hinhuschenden Weise Konversation. Da sagte sie nach anderem, was keine Beachtung gefunden hatte: „Mutter hat uns neulich allerlei nette

Stückchen von deinem früheren Burschen erzählt. Das muß ein ganz origineller und in seiner Weise auch netter Kerl sein."

„Ja," sagte Hilde, „ich traf ihn neulich bei euch, und er hat mir recht gut gefallen. In seinen braunen Augen liegt Wärme, und offenbar sitzt ihm der Schalk im Nacken."

Nun konnte Otto über etwas reden, was ihm gerade jetzt am Herzen lag, und der Bann war gebrochen. Mit Liebe und Humor entwarf er ein Charakterbild seines Fritz. Drollige Einfälle, wie er deren im Felde zu Dutzenden gehabt, und hübsche Geschichten, in denen er die Hauptrolle spielte, wechselten einander ab. Auch wie er gestern zwischen seinem Herrn und seinen Genossen den ehrlichen Makler gemacht hatte, wurde nicht vergessen. Die beiden Frauen hörten mit Vergnügen zu. Zum Schluß konnte Otto sich's nicht versagen, für die Schwester eine kleine Moral zu destillieren. „Und dieser Mensch, Martha, ist ein Knallroter," sagte er. „Da siehst du mal wieder, daß in jeder Farbe ein anständiger Kerl, ein Edelmensch stecken kann." Die Schwester half sich mit der Redensart: „Ausnahmen bestätigen die Regel."

Nach dem Abendbrot hatte Frau Martha mit ihrem Kinde zu tun. Otto und Hilde blieben allein im Wohnzimmer zurück.

Das junge Mädchen saß über eine Handarbeit gebeugt und blickte selten auf.

Daß die Frauensleute immer eine solche Spielerei vorhaben müssen! dachte Otto ärgerlich. Wenn sie auf-

recht säße und dir in die Augen sähe, würdet ihr viel leichter zu einer vernünftigen Unterhaltung kommen. So hat man immer das Gefühl, sie müßte alle Aufmerksamkeit aufwenden, um ihre Stiche richtig anzubringen.

Eine Weile sah er schweigend zu, wie die feinen Finger mit der blanken Nadel und dem farbigen Seidenfaden in dem weißen Tüchlein arbeiteten. Ihre langen, reinen Wimpern beschatteten die unteren Augenlider. Auf dem schlichten, blonden Haar lag ein sanfter, seidiger Glanz.

Merkwürdig, was für eine Ruhe diese Frau umschwebte, wie ihre Gegenwart lösend, versöhnend, befriedend wirkte. Kein Wunder, daß Jürgen, von furchtbarsten Erlebnissen aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht, nach kurzer Zeit in ihrer Nähe Mut und Lebensfreudigkeit wiedergewonnen hatte...

Otto fühlte plötzlich das Verlangen, sich vor ihr einmal über alles, was ihn in dieser Zeit bewegte, auszusprechen. Wenn er das andern gegenüber versucht hatte, so hatten sie, die Mutter nicht ausgenommen, Bedenken geltend gemacht, Widerspruch erhoben, auch wohl ein wenig mitleidig gelächelt. Das brauchte er hier nicht zu fürchten. Hilde hatte sich immer Mühe gegeben, ihn zu verstehen, hatte ihn meist auch wirklich verstanden. Warum sollte sich das geändert haben? Sie war ja inzwischen noch reifer und innerlicher geworden.

„Hilde," begann er, „ich bin heute einmal so recht von Herzen froh."

„Das freut mich," sagte sie schlicht, von ihrer Arbeit aufblickend und ihm ruhig in die Augen sehend.

„Ich möchte dir gern mal klarzumachen suchen," fuhr er nach einer Pause fort, „warum ich heute so froh bin, und dazu muß ich etwas weiter ausholen... Als ich im Dezember aus dem Felde kam und den Hof übernehmen wollte, rieten alle mir ab, Mutter, Großmutter, dein Vater, alle. Ich glaube, wenn ich dich gefragt hätte, du hättest auch abgeraten. Nicht wahr?"

Hilde nickte, ohne den Blick zu erheben.

„Vielleicht habt ihr nicht so ganz unrecht gehabt. Wenigstens hatte ich seither Stunden, wo mir so war. Ich weiß, daß ich nie ein solcher Wühler auf dem Acker werde wie mein Bruder Hinrich. Und ein Viehkenner und Viehzüchter, wie dein Vater ist und dein Bruder, werde ich noch viel weniger. Da könntet ihr nun ja sagen: Wenn du nicht ein tüchtiger Landwirt werden kannst, so laß überhaupt die Finger davon. Aber so einfach liegt die Sache für mich nicht. Es spielen da nämlich volkswirtschaftliche Überzeugungen hinein, und mein Pflichtgefühl dem Vaterlande gegenüber spricht auch ein Wörtlein mit. Das klingt nun etwas großartig, vielleicht auch reichlich abgedroschen, und ich verstehe sehr gut, daß du mich verwundert ansiehst. Ich muß also etwas ausführlicher werden. Sieh, Hilde, nach meiner festen Überzeugung liegt unsere Zukunft — wenn wir überhaupt noch eine haben — auf dem Lande. Früher meinten wir, sie läge in unseren Städten, in unsern Fabriken, auf dem Wasser. Das hat sich als Irrtum erwiesen. Wir sind durch den un-

glücklichen Krieg wer weiß um wie viel Jahrzehnte zurückgeschleudert, und unsere auf alle Fälle überaus bescheidene Zukunft liegt da, wo unsere Vergangenheit, die wir längst überwunden wähnten, auch lag: auf dem Lande. Da muß nun plötzlich unser gesamtes Leben umorientiert werden, und das ist bei der komplizierten Struktur unseres sozialen Körpers, zumal jetzt mitten im Zusammenbruch, durchaus nicht leicht, sondern schließt eine Fülle von Problemen in sich, — ich nenne nur die Bodenfrage und die Siedlungsfrage. Diesen Schwierigkeiten gegenüber versagt der Nichts-als-Landwirt, mag er sich nun Gutsbesitzer oder Bauer nennen, und so tüchtig er sonst sein mag. Andererseits können wir diese Dinge aber auch nicht den dem Landleben fernstehenden Sozialpolitikern überlassen, denn die würden das Land und die Landwirtschaft binnen kurzem kaputtregieren, und damit einen Schaden anrichten, der überhaupt nicht wieder gutzumachen ist. Für diese Aufgaben muß einer, wenn ich recht sehe, drei Bedingungen erfüllen. Er muß erstens über eine tiefe wissenschaftliche, vor allem volkswirtschaftliche Bildung verfügen, die in ihm die Masse der ererbten Vorstellungen einmal gründlich durchgepflügt hat. Er darf zweitens nicht auf ein Parteiprogramm eingeschworen sein. Unsere Parteien sind ja zurzeit, wie es auch gar nicht anders sein kann, höchst unfertige Gebilde, haben nur schnell für die Wahlen etwas zusammengestoppelt, was wie ein Programm aussehen soll. Drittens muß er mit dem Land und dem Landvolk vertraut sein. Als Viertes mag noch

eine gewisse wirtschaftliche Unabhängigkeit hinzukommen. Es gibt nicht viel Menschen, die diesen vier Anforderungen genügen. Ich gehöre zu den wenigen. Theoretisch hab' ich mich um diese Dinge bemüht, seit ich wissenschaftlich zu denken angefangen habe. Und nun bin ich als Besitzer eines großen und leistungsfähigen Hofes in die Lage versetzt, mit der Theorie die Praxis zu verbinden ... Bitte, Hilde, laß dich in deiner Arbeit nicht stören, beuge dich ruhig wieder auf deine Stickerei nieder. Wenn ich dir so auf die Finger sehe, wie sie Faden an Faden legen und die hübschen kleinen Blumen aufblühen lassen, kann ich dir meine Gedanken am besten entwickeln ... Siehst du? Das kommt davon, nun hab' ich den Faden glücklich schon verloren ... Na, denn erst mal etwas anderes, mit der Zeit werd' ich ihn ja wohl wiederfinden. Mein Großvater war Führer der welfischen Partei in unserm Kirchspiel. Vater machte sich nicht viel aus der Politik; man kann aber wohl sagen, er hatte seinen Frieden mit Preußen gemacht. Mein Bruder Hinrich will ein „freies Hannover in einem freien Deutschland" und läßt sich täglich von seiner Zeitung ausmalen, wie uns geholfen wäre, wenn wir nur erst von Berlin los wären. Ich muß gestehen, diese Parole hat auch für mich etwas Verlockendes. Auch ich möchte für meine engere Heimat eine Unabängigkeit, die eine freie Entfaltung unserer Stammesart sicherstellt, die von der zentralisierenden preußischen Verwaltung doch wohl vielfach eingeschränkt wurde. Aber ich kann mich nicht wie mein Bruder und so viele mit einer schön klingenden Parole über den

furchtbaren Ernst unserer Lage hinwegtäuschen. Als ein einig Volk von Brüdern sind wir in diesen Krieg hinausgezogen, als ein einig Volk von Brüdern müssen wir, nachdem unser hohes, stolzes Haus in Flammen zusammengestürzt ist, nun auch an den Wiederaufbau gehen. Es darf nicht der eine hier, der andere dort sich ein Nothüttchen hinsetzen, um dann, wenn er ein leidlich trockenes Dach über dem Kopf hat, sich um die andern nicht zu kümmern, indem er denkt: Ich hab' für mich gesorgt; mögen die andern nun auch sehen, wie sie frtig werden! Nein, nein, so darf nicht ein Stamm zum andern sagen, aber noch viel weniger ein Stand zum andern, und am allerwenigsten das Land zur Stadt. Wir einige Hunderttausend Heidjer haben rings um uns die großen Randstädte der Heide, Hamburg mit Harburg, Bremen, Hannover, die anderthalb Millionen Menschen zu ernähren haben. Bilden wir uns ein, daß wir unser Geschick von ihnen trennen können? Werden wir in Frieden auf unsern Höfen sitzen, wenn in unsern Städten Verzweiflung die Massen packt? Früher, in den Zeiten des Aufstiegs von Industrie und Handel, haben wir ihnen Tausende unserer Söhne und Töchter hingeschickt. Jetzt in den Tagen des Niedergangs, den zumal unsere Hansestädte auf das schwerste fühlen werden, müssen wir — das ist meine Überzeugung — ihnen Zehntausende ihrer Söhne und Töchter wieder abnehmen, ohne Scheu vor den Unbequemlichkeiten, die das für uns im Gefolge haben kann... Aber Hilde, langweile ich dich auch nicht mit diesen Dingen?"

„Wie kannst du das fürchten, Otto!“ sagte sie, ihn voll ansehend. „Du kannst mir ja gar nichts Lieberes tun, als daß du dich so gründlich über alles dieses ausspricht, worüber unsereins doch auch schon nachgedacht hat. Aber eigentlich wolltest du mir doch sagen, warum du heute so von Herzen froh bist, nicht wahr?“

„Aber Mädchen, ich bin doch ineinemfort dabei! Ich muß nur zum Schluß ein bißchen zusammenfassen. Sieh, Hilde, als ich im Dezember nach Hause kam, setzte ich mich mit Eifer hinter die landwirtschaftlichen Bücher, aber rechte Befriedigung fand ich dabei nicht, weil ich eben doch kein geborener Landwirt bin, vor allem aber, weil jeden Nachmittag gegen 2 Uhr die Zeitung kam und Nachrichten brachte, wie in unserm Vaterland alles drunter und drüber geht und dem Abgrund zutreibt. Da mußte ich mich immer wieder fragen: Darfst du das alles so ruhig mit ansehen? Kannst du nicht das geringste dagegen tun? Und da fuhr ich vor einigen Wochen mit deinem Vater zur Gemeindeversammlung. Plötzlich zeigte sich mir ein Weg, und kurz entschlossen hab' ich ihn beschritten. Und heut' sehe ich mich glücklich an einem vorläufigen Ziel. Sieben deutsche Männer, in dem furchtbarsten aller Kriege bewährt, die vorgestern noch dem Heer der Erwerbslosen angehörten, haben heute früh ihre Hacken in mein Ödland geschlagen, und ich denke, ein paar Morgen sollen schon in diesem Sommer beweisen, daß sie auch etwas anderes hervorbringen können als Heidekraut... Sieh, Hilde, früher hatten wir unsere Freude an dem stolzen Bau des Deutschen Reiches.

Heute müssen wir mit bescheidneren Freuden zufrieden sein. Und mich beglückt es in dieser Stunde, daß ich aus dem wüsten Trümmerhaufen, vor dem wir stehen, sieben Steine herausgenommen und beiseite gelegt habe, die eines Tages, wenn sie erst gehörig abgeklopft und gesäubert sind, ja wohl beim Neubau Verwendung finden können... Wie sich dies alles weiter entwickeln wird, ist noch nicht abzusehen. Ehe ich zu euch kam, betrachtete ich mir, was meine Leute den Tag über geschafft hatten. Wie ich am Waldrand stehe und die Heide im sanften Mondlicht vor mir liegt, wird mir auf einmal, als sähe ich die Umrisse und das Fensterblinken schmucker kleiner Häuser. Ich wische mir die Augen aus, um sie schärfer zu sehen, da sind sie natürlich heidi! Du lächelst, Hilde. Ja, ja, ganz haben wir das Träumen noch immer nicht verlernt. Weißt du noch, wie wir uns als Kinder manchmal unsere Träume erzählten?"

„Ja," sagte sie, „und meistens war es furchtbar phantastisches Zeug, was du zusammenträumtest."

„Von diesem Traumbild kannst du das nun wirklich nicht behaupten. So kleine nette Häuser könnten da auf der Heide ganz gut stehen. Wer weiß, was die Zeit bringt?"

Frau Martha trat in die Stube. „Entschuldigt," sagte sie, „daß ich euch so lange habe warten lassen. Der Junge war unartig und wollte erst gar nicht einschlafen."

„Schilt nicht auf deinen Jungen," sagte Otto, „er ist ein sehr lieber Kerl."

„Warum?"

„Oh ... weil er, weil er ... zuletzt doch so schön eingeschlafen ist."

„Mensch, bist du witzig! ... Aber warum rauchst du nicht?"

„Hab' nichts zum Rauchen."

„Aber Hilde, so unaufmerksam zu sein!"

„Schilt Hilde nicht! Sie war sehr aufmerksam. Und ein Pfeifchen zu schmöken, ist es ja auch jetzt noch nicht zu spät."

Die Schwester brachte ihm Onkel Wessings Tabakskasten, und Otto rauchte sein Pfeifchen, in einem Ledersessel zurückgelehnt und die Beine übereinandergeschlagen, mit seltenem Behagen und war für den Rest des Abends der liebenswürdigste Plauderer. Als er gegen 11 Uhr Anstalt machte, aufzubrechen, sagte Frau Martha: „So nett ist es lange nicht mehr gewesen. Warum bist du nicht immer so? Meistens hältst du's ja für deine Pflicht, uns arme Frauen mit deinem schwersten Geschütz zu bombardieren; so'n bunter Raketensprühregen wie heute abend ist zehnmal so unterhaltsam. Komm bald mal wieder. Du darfst nie vergessen, daß deine kleine Schwester noch immer voll Sehnsucht auf ihren Mann wartet. Ach, wie mag der diesen Abend zugebracht haben! ..."

„Er schrieb dir doch kürzlich, daß er viel Schach spielt," tröstete Otto, „dabei geht die Zeit ebenso angenehm wie schnell hin. Eins, zwei, drei, kommt er angerutscht."

„Du hast gut schnacken," schmollte die junge Frau und gab ihrem allzu leichtherzigen Bruder einen Klaps auf die Backe.

Einst, als Deutschland Papier in unbeschränkter Menge herstellte, kam nach Lohe täglich das Kreisblatt mit je einer Seite Politik und Vermischtes, zwei Seiten Anzeigen, einem Sonntagsblatt wöchentlich und dem „Hannoverschen Landmann“ monatlich als Beilagen. Jetzt, wo es kein Papier mehr gab, trug der Postbote täglich ein halbes Pfund auf den Hof. Was die Arbeiter bekamen, war teils in mehrheitssozialistischem, teils in unabhängigem Sinn bedruckt. Auf Hinrichs Blatt sprengte in gestrecktem Galopp das Sachsenroß daher. Otto, der grundsätzlich alle Vierteljahr seine Zeitung wechselte, um nicht einem Leibblatt dienstbar zu werden, hielt zurzeit eine, die unter demokratischer Flagge segelte. Das Kreisblatt, das sich durch alle diese Eindringlinge nicht verdrängen ließ, vertrat den Standpunkt der Rechtsparteien und hatte in der Frau des Hauses nach wie vor eine aufmerksame und im ganzen gläubige Leserin. Um die Seelen des Gesindes stritten sich die sozialistischen Blätter, die ihm von den Arbeitern zugesteckt wurden, und das Kreisblatt, das Frau Lohmann lobte und eifrig empfahl, seit sie einen Packen jener zu ihrem Schrecken in der Mägdekammer gefunden hatte. Hof Lohe war also bestrebt, sich gründlich zu politisieren. Einzig und allein Großmutter machte nicht mit, wie man sie denn auch nicht hatte bewegen können, das Frauenwahlrecht auszuüben. Allen Aufforderungen dazu hatte sie ein hals=

starriges: „Ick gehör dar nich mehr mit to“ entgegengesetzt.

Im Arbeiterquartier standen fünf Mehrheitssozialisten zwei Unabhängigen gegenüber, wie Fritz seinem Herrn gelegentlich berichtete. Er gab zu, daß die letzteren ihre Sache recht geschickt führten, und wenn die Regierung nicht bald mit der Sozialisierung Ernst machte, würden sie wohl noch den einen oder andern zu sich herüberziehen. —

Als die Arbeiter etwa vier Wochen auf dem Hof waren, nahm Frau Lohmann eines Abends ihren Sohn Otto mit sich in die Stube, um unter vier Augen mit ihm zu reden. „Wir können mit deinen Leuten im allgemeinen ja wohl zufrieden sein,“ begann sie, „aber heute morgen bin ich doch sehr erschrocken. Kommt da unsere Zweitmagd Rieke zu mir und bittet um Lohnerhöhung, denn der Oberste von den Arbeitern habe gemeint, es sei eine Dummheit von ihr, für solch einen Hundelohn vom Morgen bis zum Abend zu springen. Und dabei hab' ich der Deern erst zu Weihnachten 100 Mark zugelegt, freiwillig und außer der Zeit, denn sie hatte sich im Herbst doch erst für 100 Taler auf ein Jahr vermietet.“

„Na ja,“ meinte Otto, „als Rieke sich für ein Jahr festmachte, konnte sie nicht ahnen, wie sehr alles im Preise steigen würde.“

„Das stimmt, aber darum haben wir ihr ja auch aufgelegt, ohne daß sie ein Wort darum zu verlieren brauchte. Jetzt hat sie 400 Mark. Das ist doch ein schönes Geld für ein junges Ding von noch nicht 20 Jahren.“

„Bei den gegenwärtigen Teuerungsverhältnissen? Was kostet denn heute ein Kleid?"

„Unter 200 Mark wird man wohl keins haben."

„Und ein paar Stiefel?"

„Tine hat neulich 80 Mark bezahlt."

„Und eine Schürze?"

„20 bis 30 Mark muß einer da wohl anlegen."

„Weiter brauchen wir gar nicht zu rechnen, Mutter. Früher konnte ein Mädchen von 80 Talern Lohn sich eine hübsche Summe zurücklegen, heute kann sie sich mit 400 Mark nicht anständig kleiden. Ich schlage vor, wir legen jetzt wieder jedem Mädchen 100 Mark auf. Den Zeitverhältnissen entspricht das ja auch noch nicht, aber es ist wieder mal etwas, und nach einigen Monaten kann man weiter sehen."

„Aber Otto, wohin soll denn das führen? Und vor allem, was werden unsere Nachbarn sagen?"

„Weiß ich nicht, ist mir auch ziemlich gleichgültig. Unsere Bauern unter einen Hut zu bringen, zumal wo es sich um Geldausgaben handelt, halte ich für unmöglich. Da muß jeder für sich tun, was er für recht und billig hält... Noch eins, Mutter. Ich war neulich vor deinem Leinenschrank und habe gestaunt, was für Vorräte du noch hast. Da mußte ich mich eigentlich ein bißchen wundern, daß du den Mädchen neulich zu Weihnachten nicht Hemdenleinen geschenkt hast, wie es doch immer bei uns üblich war."

„Aber Junge, das kann man doch nicht, wo das Meter 40 Mark und mehr kostet!"

„Aber Mutter, du brauchst es dafür doch nicht zu kaufen; du hast ja genügend liegen."

„Aber man muß sich das doch in Geld umrechnen."

„Warum denn?"

„Man rechnet doch mal in Geld."

„Das war einmal. Allmählich werden wir's uns wohl abgewöhnen müssen."

„Aber Junge, wie kannst du bloß so was sagen!"

„Ja, Mutter, es kommt doch darauf an, was der Mensch zum Leben unbedingt gebraucht, aber nicht darauf, was sie auf die geduldigen kleinen, bunten Papierlappen drucken... Mich wundert nur, daß Großmutter das zugegeben hat. Sie wacht doch sonst so ängstlich darüber, daß die guten alten Sitten aufrecht erhalten werden."

„Sie war auch erst dafür, als sie aber hörte, was das Zeug kostet, da erschrak sie und rief: ‚Nee, nee, Kind, dennso geiht dat jo nicht.'"

„Eine wunderliche Geschichte! Der Schrank bis über die Hälfte voll Leinen, und die Mädchen, die tagtäglich daran vorbeigehen, haben kein heiles Hemd auf dem Leibe, weil es bedruckte dreckige Papierlappen gibt, die den Menschen die Augen blenden."

„Junge, wie drehst du das nun wieder hin! Und was für eine Übertreibung! Die Leibwäsche meiner Mädchen kenne ich. In Verlegenheit ist noch keine gekommen. Weihnachten vorm Jahr, als die meisten Höfe schon kein Leinen mehr gaben, habe ich noch welches geschenkt."

„Und ich denke, Mütterlein," sagte Otto schmeichelnd, „wir schenken's ihnen nachträglich auch noch für letzte

Weihnachten. Ihnen ist damit geholfen, und uns macht es nicht arm. Wir können ja nun auch tüchtig wieder Hanf und Flachs bauen, und da werden die Lücken schnell aufgefüllt sein."

„Aber was werden die andern dazu sagen?"

„Wenn du davor bange bist, so verpflichte doch einfach die Mädchen, reinen Mund zu halten ... Es sind so brave Kinder, und ich möchte, daß sie recht lange bleiben und sich wohl bei uns fühlen. Und das werden sie, wenn sie merken, daß ihre Herrschaft ein Herz für sie hat."

„Willst du damit andeuten, ich hätte ihnen Anlaß gegeben, daran zu zweifeln?"

„Beste Mutter! ... Aber die Gesindeverhältnisse sind heute schwierig, wenn wir bis jetzt auch nicht viel davon gemerkt haben. Da ist's ein leichtes, Mißtrauen zu säen und Unzufriedenheit zu erregen, und ich würde mich nicht wundern, wenn Konitzki das für seine heilige Pflicht hielte. Da könnten wir durch eine überraschende kleine Freundlichkeit nun eine wirksame Gegenmine treiben. Was meinst du, Mutter?"

Frau Lohmann seufzte und schwieg.

„Hängt dein Herz denn wirklich so an dem bißchen Leinwand?" begann Otto noch einmal. „Ich meine, auf den Leinwandballen zu sitzen wie ein Drache auf den Schätzen, die er zu bewachen hat, das sollten wir den Bauernfrauen ganz alten Stils überlassen. Zu dir, liebe Mutter, scheint mir das nicht recht zu passen."

„Wenn du es denn durchaus willst, muß ich es ja wohl tun," sagte Frau Lohmann. „Es ist aber

besser, daß Hinrich und Großmutter nichts davon erfahren."

„Warum sollten sie auch?" fragte Otto. „Ich wüßte nicht, daß ich denen Rechenschaft schuldig wäre."

Mitte April kam der Vorsteher von Brunkenbostel auf den Hof gepilgert. Er habe gehört, daß ein junger Bulle zu verkaufen sei, und möchte sich den gern einmal ansehen. Otto ging mit ihm in den Stall. Nachdem Tewes das Tier von vorn und von hinten, von links und von rechts in Augenschein genommen hatte, meinte er, es sei doch nicht ganz das, was er suche.

Die Einladung Ottos, näherzutreten und sich ein wenig auszuruhen, nahm der Vorsteher bereitwillig an. Frau Lohmann brachte Kaffee mit etwas Zwieback, begrüßte den Gast und wollte sich zurückziehen. Aber Tewes sagte mit bedeutsamem Blick: „Es wäre angenehm, Lohmanns Mutter, wenn Ihr auch ein bißchen mit schnacken wolltet." Da nahm sie mit den Männern am Tische Platz.

Der Vorsteher sprach über das Wetter, die Wahlen, die vermutlichen Friedensbedingungen und anderes ausführlich und mit viel Floskeln wie: „Will ich man sagen," „Mein' ich man," „Wenn ich meine Meinung sagen soll". Er hält mit irgend etwas hinter dem Berge, dachte Frau Lohmann, wie denn der Bullenkauf sicher auch nur Vorwand war. Je länger es dauert, bis er mit dem wirklichen Grund seines Besuchs herauskommt, desto unangenehmer wird der für uns sein.

Tewes redete Otto bald mit seinem Tauf-, bald mit

dem Familiennamen an; einmal sagte er du, dann wieder Sie. Um dieser Unsicherheit ein Ende zu machen, bat Otto: „Temes Vater, nennt mich, bitte, Otto und du. Ich bin doch jetzt einer euresgleichen, und hab' es nicht gern, wenn Ihr durch das dumme Sie immer wieder eine Scheidewand zwischen uns aufrichtet."

„Es gefällt mir an dir, Otto, daß du nicht stolz bist," sagte Temes, sichtlich erfreut. „Das alte Sie will mir auch gar nicht gut aus den Zähnen heraus, wo ich doch deinen Vater und Großvater — Gott hab' sie selig — so gut gekannt habe. Auf du und du kann der Mensch sich auch viel ehrlicher und treuherziger aussprechen, mein' ich immer."

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Indem ich mich herbegab, hab' ich mir auch mal dein neues Land angekuckt. Der Boden ist in seiner Art nicht schlecht. Wenn da ordentlich was 'rein kommt, kann da auch woll was wachsen. Und deine Arbeiter, kann ich woll sagen, haben ganz gut zugepackt, und das Arbeiten steht ihnen so weit auch an, hab' ich woll gesehen. Is ja auch man gut, daß die Leute was zu tun haben, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang."

Wenn es nötig ist, die Pille so dick zu verzuckern, dachte Frau Lohmann, dann muß sie recht bitter sein.

Der Vorsteher bekam es auf einmal mit dem Räuspern und Hüsteln. Jetzt ist er bald so weit, dachte Frau Lohmann, und ihr Herz fing an zu klopfen.

„Deine Arbeiter werden ja woll alles Sozialdemokraten sein. Na, das fällt heutzutage nicht weiter auf. Als mein jüngster Sohn aus dem Krieg kam, wollte

er erst auch rot wählen, er hat sich dann aber noch besonnen... Bloß, wenn mannigmal ein Spakkatist dabei wäre?..."

„Die Spartakisten werden wohl nicht aufs Land kommen, um zu arbeiten," meinte Otto lächelnd.

„Mannigmal kommen solche Gäste auch aufs Land, um Unkraut zwischen den Weizen zu säen."

„Vater Tewes, habt Ihr einen von meinen Leuten in Verdacht, das zu tun?"

„Ich meine das natürlich bloß bildlich."

„Nun mal nicht mehr bildlich geredet und nicht länger Verstecken gespielt, Vorsteher, sondern frei heraus mit der Sprache! Was habt Ihr gegen meine Leute für Klage zu führen?"

„Wenn ich's denn mit Gewalt sagen soll, — mich wundert, daß du da noch gar keine Kenntnis von hast. Es ist da einer bei deinen Leuten — sie sagen, er hätte früher Zigarren gedreht — der läuft an unserm Herrgott seinem Tag von einem Hof zum andern, setzt sich bei die Jungkerls in die Wirtschaften, spinkeliert auf den Tanzböden herum und verfolgt bloß den einzigen Zweck, daß er die Diensten gegen ihre Herrschaften aufhetzt. Was von meinen Jungs der Zweitsmann ist, Klaus Hinrich, der hat sich letzten Sonntag mal dumm gestellt und so gebährt, als ob er auch Knecht wäre, und da hat er zu hören gekriegt, was wir großen Bauern für Vamptiere sind, oder so — ich kenn' mich mit diesem ausländischen Viehzeug nicht so aus — und daß wir uns von dem Schweiß unserer Knechte und Mägde mästen, und daß sie sich organisieren müßten und strei-

ken, wie die Arbeiter in den Städten. Just wenn das Gras so weit wäre, oder der Roggen, dann müßten sie ihren Bauern die Mistforke unter die Nase halten. Da ist mein Sohn natürlich falsch geworden und hat dem Volksverführer die Faust unter die Nase gehalten, und sie hat ja auch woll ein büschen geblutet. Ob er's deshalb aber bott gibt, die Leute zu verführen, weiß ich nicht. Diese Art pflegt zähe zu sein."

„Daß die paar Tropfen Blut aus der Nase den Mann bekehren, glaube ich auch nicht," sagte Otto trocken. „Was ich da höre, ist mir übrigens völlig neu."

„Das pflegt so zu sein. Wenn es bei dir brennt und die Nachbarn schon zusammenlaufen, liegst du meistens noch in festem Schlaf. Und nun wollte ich eigentlich ganz gern mal fragen, was du dagegen tun willst, daß so was nicht wieder passiert."

„Was soll ich groß dagegen tun?"

„Was du dagegen tun sollst? Über diese Frage muß ich mich sehr wundern. Natürlich jagst du den Kerl hin, wo er hergekommen ist!"

„Dazu hab' ich keine Ursache. Leute zu besuchen und in die Wirtschaft zu gehen, ist ihm durch unsern Arbeitsvertrag nicht verboten."

„Aber Otto, du hast doch das Recht, ihm zu kündigen," mischte sich Frau Lohmann ein. Der Schreck, der ihr bei des Vorstehers Eröffnung in die Glieder gefahren war, zitterte in ihrer Stimme nach.

„Du weißt, Mutter," sagte Otto, „die Leute sind organisiert. Wenn ich mit einem anbinde, hab' ich's mit allen zu tun. Und Konitzki gilt etwas bei ihnen, ist

sogar ihr Obmann. Es könnte geschehen, daß sie eines Tages zusammen abrückten, und ich säße mit meinem Unternehmen auf dem Trocknen."

„Ob das ein so großes Unglück wäre?" sagte Vater Tewes lauernd. Seine bauernschlauen Augen versuchten väterlich dreinzuschauen, indem er fortfuhr: „Glaub's einem alten und erfahrenen Mann, Otto, du könntest froh sein, wenn du mit einem blauen Auge aus dieser Sache heraus wärest."

„Vorhin redetet Ihr anders," sagte Otto kalt.

„Gewiß, natürlich, an und für sich ist Landurbarmachen nicht verkehrt. Der Mensch soll immer trachten, sein Wesewerk zu verbessern. Aber bei den heutigen Löhnen wird das ja viel zu teuer. Da ist kein Verhältnis und keine Stimmigkeit in."

„Das hab' ich auch schon immer gefürchtet," sagte Frau Lohmann schüchtern, des Sohnes Züge beobachtend.

Otto schwieg einen Augenblick. Dann sagte er bestimmt: „Gekündigt wird nicht. Reden wir von was anderem."

„Hm ... hmhm ... Ach ja, Lohmanns Mutter, die Ansichten der Menschen sind verschieden ... Aber dann bedeute dem Mann doch freundschaftlich, du kämest durch ihn in Ungelegenheiten von der Gemeinde, und bitte ihn, er möchte so freundlich sein und die Dummheiten lassen. Ein gutes Wort findet mehrstenteils eine gute Statt."

„Auch das werde ich nicht tun. Es würde so aussehen, als wollte ich ihm die Freiheit seiner politischen

Betätigung beschränken, und das läßt sich heute kein Mensch gefallen."

„Hm, also auch da ist es nichts mit ... Glaubt mir, Lohmanns Mutter, Vorsteher zu sein, ist heutzutage ein wahres Kreuz. Am meisten Last hat man immer mit denen, die im Felde gewesen sind. Die sind einem zu helle geworden. Nichts für ungut, Otto, dich meine ich damit nicht, denn du bist ein studierter Mann."

Tewes kratzte sich mit den Fingernägeln das glattrasierte Kinn und begann nach einer Pause von neuem: „Ich wollte nicht gern unverrichteter Sache abziehen, erstens von wegen dem Gemeinwohl, und dann auch, damit Ihr keine Unannehmlichkeiten kriegt, was ja leicht dabei heraussauern könnte. Darum mache ich noch einen dritten Vorschlag, aber das ist dann auch mein letzter." Die Stimme zum Flüstern dämpfend, fuhr er fort: „Wir haben eine geheime Kasse, von der sie auf dem Landratsamt nichts wissen, daraus kann ich nach eigenem Ermessen Summen zum gemeinen Besten aufwenden. Frag' doch mal vertraulich bei dem Kerl an, was er haben will, wenn er fortan unsere Leute zufrieden läßt. Und was ich ausgeben soll, wenn er freiwillig aus der Gemeinde verschwindet, denn das wäre immer das Rejellste. Bis 200 Mark kannst du gehen, aber man muß natürlich erst versuchen, ob eine Ware nicht billiger zu haben ist; auflegen kann man immer."

„Dies Geschäft schließt lieber selbst ab, Tewes Vater," sagte Otto, indem er seinem Gegenüber in die vor Schlauheit zwinkernden Äuglein sah. „Ich möchte aber

raten, Euren Klaus Hinrich mitzunehmen, damit der dem Mann, wenn nötig, mal wieder mit der Faust unter die Nase gehen kann."

„Du bist ja ein ganz Verquerer," brach der Vorsteher los, „wie ich keinen zweiten in der Bauerschaft habe! Aus gutem Willen hab' ich den weiten Weg nicht gescheut, und nun kommst du mir so? Nimm dich bloß in acht, daß die Leute dich nicht noch mehr auf'n Strich kriegen! Denn schließlich sollst du doch mit u n s leben."

Frau Lohmann, die diesen Streit der beiden Männer nicht länger mehr anhören mochte, erhob sich und wollte gehen. Aber der Vorsteher sagte: „Bitte, Lohmanns Mutter, lauft mir nicht weg. Ich hab' auch bei Euch noch einen Schinken im Salze."

Frau Lohmann sackte wieder auf ihren Stuhl und sah das Gemeindeoberhaupt ängstlich erwartungsvoll an.

„Es hat allgemein Anstoß erregt," fuhr Tewes fort, „daß Ihr Euren Leuten außer der Zeit ganz unsinnig Lohn aufgelegt habt. Nun kommen natürlich die Knechte und Mägde auch bei uns anstehn und fordern dasselbe, was Eure kriegen. Ihr mögt das wohl leisten können, aber was sollen die andern anfangen, die dazu nicht in der Lage sind? ... Und dann habt ihr Frauen das bei Fidi Stallbom in Wiechel vor der Kirchzeit doch abkalendert, daß ihr kein Leinen mehr geben wollt zu Weihnachten, indem kein Mensch das noch bezahlen kann. Und nun habt Ihr um Ostern herum noch Leinen zu Weihnachten geschenkt, und in der ganzen Gemeine wird darüber geredet. Ich verstehe Euch nicht. Ihr

seid ja freilich nicht von hier, aber Ihr hattet doch sonst ganz gut angenommen."

„Für die Lohnerhöhung und Leinengabe," sagte Otto, „nehme ich die volle Verantwortung auf mich. Mutter, wenn du zu tun hast, kannst du ruhig gehen."

Frau Lohmann blieb aber sitzen. Sie war sehr bleich geworden und atmete hörbar.

„Also hab' ich's auch in dieser Sache mit dir zu tun," wandte der Vorsteher sich an Otto, „hätte mir das ja auch selbst denken können. Nichts für ungut, Mutter Lohmann... Was meinst du denn, wohin soll das führen, wenn wir Bauern nicht mehr zusammenhalten wollen, wenn jeder nach seinem eigenen Kopf geht?"

„Das ist mir ganz aus dem Herzen gesprochen," sagte Otto, „und Ihr berührt da etwas, was ich schon länger gern mit Euch besprochen hätte. Wie wär's, wenn Ihr das Bauermal beriefet und wir uns über solche Dinge, die alle gleichermaßen angehen, gründlich besprächen? Also zuerst einmal über die Gesinde- und Lohnfrage, denn die ist vorderhand wohl das Wichtigste. Etwa in folgender Weise, möchte ich vorschlagen: wir stellen ehrlich fest, was wir in den letzten Jahren an Reingewinn aus unsern Höfen herausgewirtschaftet haben, und dann vergleichen wir die sich ergebenden Summen mit unsern Einnahmen in den Jahren vor dem Kriege. Ebenso vergleichen wir die jetzigen Löhne unseres Gesindes mit ihren Löhnen vor dem Kriege. Und dann schaffen wir zwischen unsern Einnahmen und den Gesindelöhnen, so gut es gehen will, einen Ausgleich."

Der Vorsteher hatte die Hand an die Stirn gelegt,

um seinem Nachdenken eine Stütze zu geben. Als er begriff, schüttelte er ernst den Kopf und sagte, zu Frau Lohmann gewendet: „Was nicht alles in so einem hochstudierten Kopf jung wird! Mich wundert man, daß er nicht den Antrag stellt, wir sollten unsere Höfe unter die Diensten verteilen. Was mein Jüngster ist, Lohmanns Mutter, der hatte auch mal einen Trieb nach höheren Schulen, aber ich bin doch froh, daß ich ihn mit mildem väterlichem Zwang wieder auf den richtigen Weg gebracht habe. Es taugt nicht, wenn das Ei der Henne über den Kopf wächst."

„Mir gefällt Ottos Vorschlag im Grunde genommen nicht übel," sagte Frau Lohmann. „Man hätte nach solcher Berechnung doch einen gewissen Anhalt, während man jetzt völlig im Dunkeln tappt. Jedenfalls leuchtet es mir sehr ein, daß diese Dinge von den Höfen gemeinsam geregelt werden, und zwar in aller Form, in der Gemeindeversammlung. Was da vor der Kirche bei Fidi Stallbom geredet wird, das kommt nie recht zum Schluß, man weiß zuletzt doch nicht, woran man ist, und manchmal erfährt man es auch gar nicht, wenn man nicht gerade seinen Sonntag hatte."

„Lohmanns Mutter," versetzte Tewes, „Ihr seid nicht dreißig Jahr Gemeindevorsteher von Brunkenbostel gewesen. Wenn Ihr das gewesen wäret, wie der alte Mann, der hier vor Euch sitzt, so würdet Ihr nicht so reden. Ich bin immer froh, wenn die Regierung kurzerhand was befiehlt. Ich meine natürlich nicht die heutige Regierung; die befiehlt viel zu viel, und hat dann keine Macht, es durchzusetzen. Aber wenn die alte or=

dentliche Regierung was befohlen hatte, dann las ich das vor, die Leute murrten und schimpften, und dann waren sie zufrieden und taten, wie befohlen war. Aber o weh, o weh, wenn der Landrat mir schrieb, ich sollte über irgendeine unangenehme Sache eine Beschlußfassung herbeiführen! Da hab' ich manche schwere Stunde und schlaflose Nacht gehabt. Na, wenn's befohlen wird, muß man sich das ja gefallen lassen. Aber daß ich das freiwillig auf mich nehme, weil Euer Herr Sohn es wünscht und so, das kann kein Mensch von mir verlangen ... Ihr spracht da von Fidi Stallbom. Was wir reellen altmod'schen Bauern sind, wir wissen, wenn wir von der Kirche kommen, immer ganz genau von allem Bescheid. Bloß solche Leute wie die in Delmsloh — ich will nichts Böses auf sie sagen; es sind in ihrer Art hochachtbare Leute — die haben nie vom Tuten und Blasen keine Ahnung nich. Und nehmt mir das nicht für ungut, Mutter Lohmann, seit Euer seliger Mann das Zeitliche gesegnet hat, will das auch bei Euch nicht mehr recht, und wie es nun erst werden wird, wo der junge Herr hier das Sagen hat, das weiß die liebe Zeit. Nee, das Kaffeetrinken bei Fidi Stallbom vor der Kirche soll mir keiner verachten. Wenn einer man guten Willen hat und die Ohren aufmacht, dann weiß er nachher immer ganz genau, wie die Stimmung in der Gemeine ist. Was soll ich so was im Bauermal vorbringen? Da halten gewisse Leute große Reden, und ich muß mich nachher begriesmulen lassen, das wär' gar kein Bauermal gewesen, sondern 'ne sozialdemokratische Versammlung ... Was nun den hohen Lohn

und das Hemdentuch angeht, so wird es ja wohl nicht möglich sein, das retour zu verlangen. Aber ich möchte euch beide doch dringend ersuchen, euch in Zukunft ein bißchen zurückzuhalten. Es sitzen nicht alle so in der Wolle wie ihr, und wenn wir Bauern nicht zusammenhalten, wenn auch bei uns wie in den Städten ein Keil den andern treiben soll, dann können wir man einpacken... Dennso will ich mich bei kleinem wieder auf die Socken machen. Schade, daß aus dem Bullenhandel nichts geworden ist. Wenn ihr euch das andere aber ernsthaftig durch den Kopf gehen lassen und in eurem Gemüte bewegen wollt, so ist mein Weg doch nicht vergebens gewesen. Und denn sieh man zu, Otto, daß du bald mit deinem Urbarmachen fertig wirst, damit die fremden Kerls wieder nach Hause gehen können und wieder Friede wird im Land. Danke auch noch für den schönen Kaffee. Ich sollte auch noch grüßen von Muttern, und ihr möchtet uns doch auch mal besuchen. Auf Wiedersehen."

Nachdem Otto dem Vorsteher bis ans Hoftor das Geleit gegeben hatte, kehrte er in die Wohnstube zurück.

Seine Mutter saß am Fenster und sah mit verlornem Blick auf den Hof hinaus. Es fiel ihm auf, was für tiefe Sorgenfalten sich über ihre Stirn zogen.

Er setzte sich zu ihr und nahm ihre Hand. „Liebe Mutter," sagte er weich, „als ich nach Hause kam, da hoffte ich, dir alle Sorge abnehmen zu können. Und nun muß ich dir sogar neue dazu aufbürden."

Die Mutter schwieg.

„Glaub' mir, Mutter," fuhr er nach einer Weile fort,

„es ist nicht meine Schuld. Die schwierige Übergangszeit, in der wir leben, bringt das so mit sich. Gewiß, wenn ich einfach meinen Hof bewirtschaftete wie Vater Tewes, Nachbar Peters und all die andern, dann hätte ich, hättest du es leichter. Aber das kann ich nicht. Als du selbst in jungen Jahren auf diesen Hof kamst, warum bist du da nicht just so eine Bauerfrau geworden wie Adelheid Peters und Anna Warnken? Weil du es einfach nicht konntest. So kann auch dein Sohn schlechterdings nicht ein Bauer nach Vater Tewes' Herzen werden. Unser Schicksal ist es, daß wir etwas weiter blicken als unsere bäuerlichen Standesgenossen und daß wir uns dadurch in unserm Handeln müssen bestimmen lassen. Was uns dann Menschen mit engerem Gesichtskreis als Untreue gegen unsern Stand verübeln, ist in Wirklichkeit Treue gegen unser Volk, und wenn je, so muß uns heute unser Volk über unsern Stand gehen. In all dem, was der Vorsteher da vorgebracht hat, dürfen wir vor Gott und Menschen ein gutes Gewissen haben, und für unbequeme Folgeerscheinungen von Handlungen, die aus einem reinen Wollen geflossen sind, tragen nicht wir die Verantwortung. Damit müssen wir uns zufrieden geben."

„Du sollst es erleben," sagte die Mutter, „dieser Besuch ist ein Vorbote von allerhand Unangenehmem, das nachfolgen wird."

„Nur nicht so schwarz sehen, liebste Mutter! Was will man uns denn groß tun? Wir sitzen hier abseits auf unserm Hof, kommen mit unsern Leuten gut aus, haben an Delmsloh die angenehmste Nachbarschaft —

was wollen wir denn mehr? Besonders rege war der Verkehr mit den andern doch nie, und wenn sie es für gut finden, ihn noch etwas mehr zu beschränken — ich meine, es gibt heute Schwereres zu tragen."

„Man muß seine tägliche Arbeit tun," sagte Frau Lohmann, sich aufraffend. Und sie ging hin, ihre Weckgläser auf den Kleiderschränken zu prüfen, ob sich nicht von dem einen oder andern der Verschluß gelöst habe.

Die Mutter und ihre beiden Söhne saßen auf dem Wagen und fuhren nach Wiechel zum Gottesdienst. Hinrich thronte auf dem Bock und lenkte seine sauber gestriegelten Füchse. Das war für ihn das Festlichste an diesen Kirchsonntagen, wenn er in der Morgenfrühe, sorgfältig rasiert und proper angezogen, schneidig dahinkutschieren und mit seinem Gespann vor den andern, die die auf das Kirchdorf zu führenden Straßen belebten, Ehre einlegen konnte.

Frau Lohmann hatte an diesem schönen Maimorgen ein recht lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit in ihrer Seele, daß es ihr nun wieder vergönnt war, mit ihren Söhnen zur Kirche zu fahren, nach den langen, bangen Jahren, da es ihr in solchen Stunden, wenn die Arbeit sie aufatmen ließ, besonders deutlich zum Bewußtsein gekommen war, in wie großer Lebensgefahr sie schwebten.

Otto freute sich, wie im braunen Heideland unter dem lichtgrünen, auf weißen Säulen ruhenden Dach der Birken überall kleine schwarze Punkte dem einen Ziel zustrebten, das der spitz aus den Waldungen ragende Kirchturm bezeichnete. Was die Woche über auf den Höfen im Schweiß seines Angesichts gearbeitet hatte, das wallfahrtete in dieser Stunde an eine würdige Stätte, um den Werkeltag vergessend alte, von starker Glaubenszuversicht erfüllte Lieder zu singen und uralt heilige Worte zu hören, tröstende, wegweisende,

zielsetzende ... Diese schlichten Leute, die da jetzt auf den Beinen waren, hatten vor seinen Arbeitern, die um diese Stunde sich in ihrem Quartier herumdrückten und wahrscheinlich über Politik schwatzten, doch sehr viel voraus ...

Geredet wurde auf dem Loher Kirchwagen heute fast gar nicht. Jeder hing den eigenen Gedanken nach und feierte die Fahrt durch den mailichen Sonntagmorgen auf seine Weise.

Als Frau Lohmann und Otto — Hinrich hatte mit dem Ausspannen zu tun — auf Fidi Stallboms Vorplatz ihre Sachen ablegten, sahen und hörten sie durch die offene Tür, als eben eine Kanne Kaffee in das Entreezimmer getragen wurde, daß drinnen eine ungewöhnlich lebhafte Unterhaltung geführt wurde. In dem Augenblick, da sie eintraten, verstummte diese, und es war auf einmal still wie in der Kirche.

Frau Lohmann fand Platz an der Seite einer entfernten Verwandten ihres Mannes. Die Frau, mit der sie sich immer gut verstanden hatte, tat merkwürdig fremd und kühl, ja, es wollte ihr scheinen, als ob sie ein ganz klein wenig von ihr abrücke. In ihrer Verlegenheit begann Frau Lohmann ein Loblied auf den herrlichen Frühlingstag zu singen, aber die Nachbarin stimmte nicht mit ein, sondern machte ein Gesicht, als ob der nebligste Novembertag wäre.

Otto, der sich zu einigen jüngeren Männern gesetzt hatte, die auch im Felde gewesen waren, versuchte mit ihnen in ein Gespräch zu kommen. Sie gaben nur die notdürftigsten Antworten, noch dazu in mürrischem

Tone. Er ließ den Blick am Tisch entlang schweifen, und es war ihm, als lauere in dem einen oder anderen Gesicht etwas Feindseliges. Ausgesprochen gutmütige Gesichter, auf denen dieses nicht leicht Raum gefunden hätte, kehrten doch etwas wie Abweisung hervor. Alle vermieden es mit Fleiß, seinem Auge zu begegnen.

Er sah zu seiner Mutter hinüber. Die befand sich offenbar mit ihm in gleicher Lage. Ihre Nachbarinnen saßen steif da, mit niedergeschlagenen Augen, ohne sich um sie zu kümmern.

Kein Zweifel, es war etwas wie ein Bann über den Lohhof verhängt.

Otto blickte von ohngefähr zum Fenster hinaus. Hinrich, der eben aus dem Pferdestall kam, trat zu einigen Bauernsöhnen und jüngeren Bauern, die es vorzogen, im Freien auf das Läuten der Glocken zu warten. Die Gruppe nahm ihn in ihre Mitte, und sofort wurde lebhaft und leidenschaftlich auf ihn eingeredet. Was er zu hören bekam, schien ihn heftig zu erregen. Er sah bald den einen, bald den andern an, stampfte mit dem Fuße auf, ballte die Faust.

Es läutete zum Beginn des Gottesdienstes; alles erhob sich von den Kaffeetischen, um in die Kirche zu gehen. Sonst pflegte Otto mit den Männern, seine Mutter in Gesellschaft der Frauen den kurzen Weg zurückzulegen. Heute hielten sich beide zurück und trafen auf halbem Wege zusammen. „Was ist denn?" fragte Otto. „Dasselbe wollte ich dich fragen," sagte die Mutter. „Wenn wir bloß Hinrich hier hätten," meinte Otto, „der hat eben auf dem Hof lange mit seinen

Kameraden verhandelt und weiß sicher Bescheid." Sie sahen sich nach ihm um, aber Hinrich war nirgends mehr zu entdecken.

Es blieb ihnen also nichts übrig, als sich bis nach dem Gottesdienst zu gedulden. Dieser wurde Mutter wie Sohn recht lang, zumal in seinem liturgischen Teil. Die Predigt, über ein paar Verse des Römerbriefes, blieb nicht bei den Römern vor 19 Jahrhunderten hängen, sondern befaßte sich ernsthaft mit den Heidjern von 1919. Der dritte Teil erinnerte Otto lebhaft an seine Rede auf dem Bauermal in Brunkenbostel. Aber was hatte sein Mitkämpfer im Talar für aufmerksame und andächtige Zuhörer! Zufällig konnte Otto das Gesicht seines Freundes Heini Brümmerhoff beobachten, der ihn damals zum Schweigen gebracht hatte. Hier war er ganz Ohr und Zustimmung.

Endlich war die Kirche aus, und auf Fidi Stallboms Hof wurden an die zwanzig Wagen zur Heimfahrt bespannt. Otto trat an seinen Bruder heran, der eben die Füchse aus dem Stall führte, und sagte leise, damit es niemand hörte: „Du, Hinrich, was ist eigentlich los?" — „Alles was nicht fest ist," brummte Hinrich, ohne den Bruder anzusehen. Otto hielt es wegen der anderen, von denen einige ihn lauernd beobachteten, für das beste, sich einstweilen mit dieser Antwort zufrieden zu geben. Bald kam auch die Mutter, man stieg auf, und in schlankem Trabe ging's die Dorfstraße hinunter.

„Hast du ihn schon gefragt?" flüsterte die Mutter ihrem älteren Sohne zu.

„Er hat mir eine ungezogene Antwort gegeben.

Frag' du ihn lieber, aber erst, wenn wir aus dem Dorf heraus sind."

Die Füchse hatten einen guten Trab gemacht und fielen nun in Schritt.

„Hinrich," rief die Mutter nach vorne.

„Mutter?" fragte es zurück, ohne daß der Angeredete sich umwandte.

„Wende dich mal gefälligst herum, Junge, ich möchte dich etwas fragen."

Schwerfällig drehte sich Hinrich der Mutter zu, das Auge des Bruders geflissentlich meidend.

„Es ist Otto und mir aufgefallen, daß die Leute sich ganz eigentümlich gegen uns benahmen."

„Dafür werden sie wohl ihre Gründe haben."

„Gewiß, und die möcht' ich von dir erfahren."

Hinrich zuckte die Achseln. „Man darf ja heutzutage bei uns seinen Mund nicht mehr auftun. Da fühlt sich immer gleich jemand auf die Hühneraugen getreten."

„Hinrich," sagte Otto ärgerlich, „red' nicht so 'n törichtes Zeug! Ich habe dich noch immer ruhig angehört, wenn du mir etwas zu sagen hattest. Daß ich immer deiner Meinung bin, kannst du allerdings nicht verlangen."

„Kinder, nun streitet euch doch nicht am Sonntag auf dem Weg von der Kirche! Also Hinrich, nun heraus mit dem, was du weißt, quäl' mich nicht länger! Warum sind die Leute so gegen uns?"

„Weil Hof Lohe die Pestbeule ist für die Bauerschaft Brunkenbostel und das ganze Kirchspiel Wiechel."

„Junge, red' doch nicht solchen Unsinn!"

„Das schöne Gleichnis stammt nicht von mir. Kord Wedemeyer hat es erfunden, und nun läuft es durch die ganze Gemeinde."

„Die Pestbeule? Warum?"

„Na, wir haben auf unserm Hof doch die Leitung von dem großen Knechte- und Mägdestreik, der in der Heuezeit oder in der Roggenernte losgehen soll. Und die fünf Schafe, die neulich nachts bei Twelenbauer abgeschlachtet sind, meinen die Leute, sind auch nach Hof Lohe gekommen, denn sonst könnten wir wohl nicht immer so viel Pakete mit Lebensmitteln in die Stadt schicken. Und der Kerl, der letzten Sonntag nachts Ever's Magd in der Süderheide angefaßt hat, meinen die Leute, wäre auch bei uns zu Hause. Da kann man's den Leuten schließlich nicht verdenken, wenn sie unsern Hof die Pestbeule für die ganze Gegend nennen."

Als Hinrich mit gleichgültigem Gesicht, trocken und gelassen, seinen Bericht erstattet hatte, wandte er sich wieder herum und gab seinen Füchsen einen scharfen Hieb mit der Peitsche, so daß sie den Wagen eine Strecke im Galopp dahinrissen. Dann hielt er sie in flottem Trab.

Hinten im Wagen herrschte Schweigen. Otto saß vornübergebeugt; in seinem Gesicht arbeitete es. Die Mutter rang auf dem Wagenleder die Hände.

„Niedertracht und Gemeinheit!" stieß Otto nach einer Weile zwischen den Zähnen hervor. Dann richtete er sich auf und rief in scharfem Ton nach vorne: „Hinrich!"

Hinrich hörte nicht oder wollte nicht hören.

„Hinrich!" wiederholte er, noch lauter und schärfer.

„Was ist denn los?“ fragte Hinrich über die Schulter zurück.

„Hat man einen Anhalt für den Verdacht, den man gegen meine Arbeiter ausgesprochen hat?“

„Weiß ich nicht. Bin kein Gendarm und kein Untersuchungsrichter. Hab' nur gesagt, was die Leute sagen. Ob's wahr ist oder nicht — es ist schlimm genug, daß so was überhaupt von unserm Hof gesagt werden kann. Und das mit dem Streik stimmt sicher. Daß Konitzki ein ganz gefährlicher Wühler ist, weiß ja nachgerade jedes Kind.“

„Ich werde gleich nach dem Mittagessen untersuchen, ob auf meine Leute auch nur der Schatten eines Verdachtes fällt, daß einer an den Verbrechen beteiligt sein könnte,“ sagte Otto nach einiger Zeit zu seiner Mutter. Dann versank er in finsteres Schweigen.

„Mutter,“ begann er, nachdem wohl eine Viertelstunde verstrichen war, von neuem: „Sag' mal ehrlich, hältst du jemand von meinen Leuten eines Verbrechens für fähig?“

„Was soll ich darauf antworten?“ sagte Frau Lohmann. „Ich kenne die Männer viel zu wenig, und es wird ja allgemein geklagt, daß der Krieg die Menschen verroht hat.“

„Gewiß hat er das, aber auch unsere Jungens vom Lande. Ich könnte dir da böse Geschichten aus meiner eigenen Erfahrung im Felde erzählen. Aber da kommt mal wieder beim Bauern der Pharisäer zum Vorschein. Passiert da etwas Übles, ohne daß der Täter zu ermitteln ist, so heißt es: Von uns kommt niemand in

Frage, wir sind ja alle von hier, kennen uns alle und keiner traut dem andern solche Schlechtigkeit zu. Das kann nur einer von diesen Fremden, diesen Stadtkerls gewesen sein... Ich glaube, meine Leute einigermaßen zu kennen, und muß sagen, daß ich keinen eines Verbrechens für fähig halte."

„Auch diesen Konitzki nicht?"

„Den sicher am allerwenigsten. Ich kann ihn mir sehr gut als Barrikadenkämpfer bei der Revolution vorstellen, aber nie und nimmer als gemeinen Verbrecher."

„Du hast einen starken Glauben an die Menschen," sagte die Mutter, „vor allem an Menschen, die uns eingewurzelten Landleuten fremd sind und immer fremd bleiben werden. Ich will nur hoffen, daß du mit diesem Glauben nicht noch einmal allzu schwere Enttäuschungen erlebst."

„Gewiß werde ich Enttäuschungen erleben," versetzte Otto, „darauf bin ich gefaßt. Aber auch was den Charakter meiner lieben Landsleute betrifft, ist mir schon manche Illusion zerstört worden. Das muß in den Kauf nehmen, wer aus dem Traumland der Jugend in die harte Welt der Wirklichkeit hinübertritt. Darum werde ich meinen Glauben an die Menschen nicht verlieren. Niemand braucht den nötiger, als wer heute an der sozialen Versöhnung mitarbeiten will. Übrigens hab' ich diesen Glauben wohl von dir geerbt, liebe Mutter. Du traust ja auch so leicht keinem Menschen was Böses zu. Hab' ich nicht recht?"

Ein trübes Lächeln war ihre Antwort.

Hinrich saß stocksteif auf seinem Bock, wie ein Lohn-

kutscher, der wildfremde Menschen über Land fährt. Das bedrückte die Mutter, und sie rief ihn zärtlich beim Namen.

Er drehte sich halb herum und fragte: „Mutter, was soll ich?"

„Mich bloß eben mal ganz freundlich angucken."

Hinrich wandte sich vollends herum, sah der Mutter in die Augen und sagte schlicht und warm: „Liebe Mutter ..."

„Kannst auch mich ruhig mal ansehen," sagte Otto.

„Warum?"

„Na, wir haben doch nie etwas Ernstliches miteinander gehabt, und da wollen wir uns auf dem Kirchweg über nichts erzürnen?"

„Über nichts? Meinst du, daß es mir einerlei ist, was man über meines Vaters Hof sagt?"

„Ich will alles genau untersuchen, und es wird sich herausstellen, daß alles dummes Zeug ist."

„Kann sein, aber wer einen Nökelnamen einmal weghat, der behält ihn ... Ich will nicht sagen, wenn wir die Kerls morgen über den Harz jagten, würde das ja wohl noch wieder vergessen. Aber solange sie die Gegend unsicher machen ..."

Frau Lohmann wunderte sich, daß Otto darauf schwieg. Sollte sich vielleicht doch langsam eine Sinnesänderung in ihm vorbereiten? „Bis wann, meinst du, könntest du wohl mit deinen Arbeiten so weit sein, wie du dir vorgenommen hast?" fragte sie vorsichtig.

„Es ist möglich, daß ich im Spätherbst erst einmal Schluß mache. Dann werden meine Leute ja wohl

anderswo Arbeit finden, falls die allgemeinen Verhältnisse sich bis dahin bessern sollten."

„Das wäre ja sehr erfreulich," rief die Mutter lebhaft.

„Is bloß noch 'n büschen lange hin," bemerkte Hinrich trocken, „bis dahin können so welche noch Unfug genug anstiften... Diesen Pollacken werd' ich mir übrigens mal kaufen, daß er mir wenigstens unser Volk zufrieden läßt."

„Ich muß dich bitten, das nicht zu tun," sagte Otto mit Entschiedenheit. „In deiner Landwirtschaft lasse ich dich frei gewähren, Bruder, aber mit meinen Arbeitern laß du mich machen. Ich werde vielleicht auch einmal wegen dieser Streikhetze mit ihnen reden."

Frau Lohmann hörte hoch auf. Was Otto kürzlich dem Vorsteher gegenüber noch glatt abgelehnt hatte, das zog er jetzt schon ernstlich in Erwägung. Deutete das nicht auch darauf hin, daß er langsam zur Besinnung kam?

Es wurde ein klein wenig wieder Sonntag in ihrem Gemüt. —

Noch vor dem Mittagessen ließ Otto Fritz Habersaht herüber bitten. „Kamerad," sagte er, nachdem er ihn unterrichtet hatte, um was es sich handelte, „haben Sie irgend etwas gemerkt? Haben Sie auf den einen oder anderen Verdacht?"

Fritz war wie aus den Wolken gefallen. „Aus-geschlos-sen!" rief er auf das nachdrücklichste. „Ich lasse mich darauf hängen, dodschießen, oder was Sie verlangen. Es ist 'ne Schändlichkeit von diesen Pisangs, uns so was zuzutrauen. Nennen Sie mir den Kerl, der

dies Gerücht aufgebracht hat, oder einen, der es weiter verbreitet! Den belange ich wegen verleumderischer Beleidigung, nein, dem brech' ich alle Rippen inzwei!"

„Nicht so hitzig, Kamerad," begütigte Otto. „Besser, wir überlegen ruhig, wie wir uns von diesem Verdacht, der nun einmal ausgesprochen ist, reinigen. Setzen Sie einstweilen Konitzki in Kenntnis, schweigen Sie aber den andern gegenüber, damit nicht etwaige Spuren verwischt werden. Nach dem Essen komme ich herüber, und wir bereden das Weitere."

„Das Genick möchte ich dem Kerl umdrehen, der dies Schandgerücht in die Welt gesetzt hat," versicherte Fritz noch, mit der entsprechenden Bewegung der Hände, ehe er seiner Wege ging. —

Nach dem Mittagbrot begab Otto sich zum Arbeiterquartier hinüber und trat in das kleinere Zimmer, das Fritz und Konitzki zusammen bewohnten. „Na, Herr Lohmann," begrüßte ihn der letztere, „Sie wollen sich wohl Ihre Schafdiebe und Jungfernschänder holen? Ob Sie damit Glück haben?"

„Ich bin gekommen," sagte Otto ruhig, „um mit Ihnen zu beraten, was wir tun können, uns von dem schändlichen Verdacht zu reinigen."

Konitzki zuckte die Achseln. „Es ist schwer, was in die Bauernschädel hineinzubringen, aber was einmal drin sitzt, das kriegt keiner wieder heraus. Na, uns kann das ja weiter nicht anfechten. Wir sind's längst gewöhnt, daß man uns jede Schändlichkeit zutraut, weil wir nicht in die Kirche laufen und die Augen verdrehen."

„Aber mir kann es durchaus nicht gleichgültig sein," sagte Otto, „was über Männer, die ich auf meinem Hof beschäftige, für Gerüchte gehen. Ich hoffe zu Ihrem Gerechtigkeitssinn, daß Sie dafür Verständnis haben."

„Hm ja, das kann ich verstehen. Ich möchte auch nicht, Herr Lohmann, daß Sie unsertwegen in Ungelegenheiten kommen, denn Sie haben uns immer als anständige Menschen behandelt ... Ich schlage vor, wir drei nehmen auf der Stelle eine gründliche Haussuchung vor. Wenn das Schaffleisch hier bei uns verschwunden ist, wird sich davon ja wohl noch irgendeine Spur finden lassen."

Man begab sich in den größten Raum hinüber, in dem die anderen untergebracht waren. Zwei schoben Mühle, ein dritter nähte an seiner Sonntagshose, die übrigen lagen auf den Betten und hielten ein Mittagsschläfchen.

„Mal alles herhören!" rief Konitzki, nachdem er die Schläfer geweckt hatte. Während er die Geschichte von der nächtlichen Schafschlachtung erzählte, beobachtete Otto mit größter Schärfe die Gesichter. Es fiel ihm nicht das Geringste auf, was auf Schuldbewußtsein gedeutet hätte. „Weiß einer was von diesen gemeuchelten Schafen?" fragte Konitzki zum Schluß. Alles schüttelte den Kopf. „Wer hat in den letzten acht Tagen Freßpakete nach Hause geschickt?" forschte der Obmann weiter. Es meldeten sich drei Mann, die zugleich angaben, was sie geschickt und wo sie die Dinge gehamstert hatten. Es handelte sich um Hafer- und Buchweizengrütze, einige Eier und ein halbes Pfund Butter. „Damit Herr Loh-

mann sich überzeugen kann, daß an unseren Händen kein Schafblut klebt," fuhr Konitzki fort, „geht mal alle 'raus und stellt euch da draußen an die Hofmauer, bis ich euch rufe." Gehorsam verließen die Männer das Haus, das die Zurückbleibenden dann vom Keller bis zum Hahnenbalken durchsuchten. Es fand sich nicht das Geringste. „Wieder 'reinkommen!" rief Konitzki zum Fenster hinaus. Als alle versammelt waren, nahm Otto das Wort: „Es hat sich nichts Belastendes gefunden, wie ich ja auch von vornherein überzeugt war. Es freut mich aber, daß ich dem dummen Gerede nun mit um so größerem Nachdruck entgegentreten kann. Es handelt sich aber noch um ein zweites Verbrechen, dessen Täter bisher nicht ermittelt ist." Und nun berichtete er von dem Überfall auf das Mädchen in der Süderheide, wieder die Gesichter scharf beobachtend. Es ergab sich, daß am letzten Sonntag niemand in der fraglichen Gegend gewesen war. Drei von ihnen wären zu Hause geblieben, wie die Kochfrau werde bezeugen können; die übrigen hatten den Schützenball in Wiechel mitgemacht, wofür Lohmanns Knecht als Zeuge angegeben wurde.

Nachdem Otto mit seinen beiden Helfern in das kleinere Zimmer zurückgekehrt war, bedankte er sich bei Konitzki für die ihm geleistete Unterstützung. Beinah hätte er ihn auch gleich gebeten, sich in der Agitation unter dem Gesinde einige Beschränkung aufzuerlegen. Aber dazu fand er nicht ganz den Mut. Es war doch wohl besser, darüber erst mit Fritz zu sprechen, vielleicht auch ihn als Vermittler in dieser Angelegenheit zu verwenden. Denn man mußte da sehr vorsichtig

zu Werke gehen, wenn man nicht mehr schaden als nützen wollte.

Als Otto zu Mutter und Bruder kam, die in der Wohnstube auf seine Rückkehr warteten, fragte Hinrich: „Na, was hast du ausgerichtet? Will er unsere Leute zufrieden lassen?"

„Man kann nicht alles auf einmal machen," sagte Otto verdrießlich. „Zunächst war das andere mir wichtiger. Ich habe mich unbedingt davon überzeugt, daß keiner von meinen Leuten an dem einen oder andern Verbrechen beteiligt gewesen sein kann."

„So—o?" machte Hinrich. „Eigentlich schade, denn dann wären wir die Kerls ja wohl schon etwas eher losgeworden als nächsten Herbst."

Auch im Gesicht der Mutter glaubte Otto eine leise Enttäuschung zu lesen. Die beiden hatten sich also wohl der Hoffnung hingegeben, seine Arbeiter würden als eine Bande von Schafdieben entlarvt und auf Nummer Sicher gebracht werden...

Hinrich wollte das Zimmer verlassen.

„Wohin gehst du?" fragte Otto.

„Ich fahre mit dem Rad nach Wiechel," gab der Bruder zur Antwort.

„Bleibst du zum Ball?"

„Wenn du nichts dagegen hast, ja."

„Red' doch nicht, Junge!... Sie werden dir da wieder mit diesen Geschichten in den Ohren liegen. Du weißt nun Bescheid, und ich möchte dich bitten, alles zu tun, was du kannst, damit das dumme Gerede zur Ruhe kommt."

„Das versteht sich von selbst. Aber ob's was helfen wird?"

„Es wird nichts helfen, wenn du tust, als glaubtest du halb und halb selbst an diese Ammenmärchen. Du mußt über sie lachen; sag' meinetwegen, wir hätten selbst von den geschlachteten Schafen eine Keule gegessen, von dem Fell würdest du dir 'ne Pelzmütze machen lassen, oder so. Gerade du kannst da viel tun, weil du mehr unter die Leute kommst und ihnen näher stehst als Mutter und ich."

Hinrich hatte eine unfreundliche Antwort auf der Zunge, aber bevor er mit ihr herauskam, sagte die Mutter: „Ja, ich möchte dich auch herzlich darum bitten. Du bist das uns und unserm Hofe schuldig."

„Na," sagte Hinrich, „wollen sehen, was sich machen läßt. Auf Wiedersehen."

„Das Tanzfieber hat ihn auch böse gepackt," sagte Otto, als der Bruder gegangen war. „Sonntags hält er's zu Hause überhaupt nicht mehr aus."

„Ach ja," seufzte Frau Lohmann, „manchmal will mir scheinen, er fühlt sich bei uns nicht mehr recht wohl."

„Wer legt dem Jungen denn was in den Weg?" brummte Otto.

Nach einer Pause fuhr er in zärtlichem Tone fort: „Was unternehmen wir beide denn mal heute nachmittag, Muttchen?"

Sie schlug einen gemeinsamen Besuch in Delmsloh vor.

Freudig stimmte er bei. „Und darf ich dir," fügte er

hinzu, „unterwegs mal das Land zeigen, das ich urbar mache? Du hast es ja erst ein einziges Mal gesehen."

„Gibt's da denn was Neues?" fragte Frau Lohmann.

„Das nicht gerade, aber ich meine doch, es wird dich interessieren, wie weit wir nun schon sind."

„Och... Wenn es dir recht ist, mein Sohn, lieber ein andermal. Laß uns heute mal so recht mit Muße und Beschaulichkeit durch unsern Wald gehen. Da muß es bei dem schönen Maiwetter herrlich sein."

In dem Blick, den sie zum offenen Fenster in den Frühlingsglanz hinaussandte, war etwas Schwärmerisches, und in ihren Worten ein Ton, als habe sie soeben alles Verdrießliche, das der Tag gebracht, hinter sich geschoben.

„Weißt du noch, Mutter," sagte Otto, „wie ihr, Vater und du, als wir noch Kinder waren, in jedem Frühling an einem Sonntag wie heute mit uns in den Wald gingt? Und wie wir da immer an dem kleinen Bach saßen, an einer Stelle, wo der Thymian so reich blüht?"

Der Mutter Augen leuchteten warm auf. „Wie sollte ich das vergessen haben!... Ja, das Fleckchen Erde möcht' ich nach langen, langen Jahren auch einmal wiedersehen. Komm, Junge, wollen uns fertigmachen!"

„Du willst nicht erst ein halb Stündchen ruhen?"

„Ach was, schlafen kann ich doch nicht; da käm' ich bloß wieder ins Grübeln hinein... Otto, mein Junge, tu mir den großen Gefallen und laß uns heute nachmittag mal nicht von diesen alten Geschichten reden."

„Welche alten Geschichten meinst du?"

„Och... von deinem Heideumbrechen und von deinen Arbeitern und von unsern Dienstboten und vom Krieg und von der Revolution und vom Wiederaufbau und ... na, du wirst schon wissen. Zuletzt steht einem das alles bis hier." Sie hielt die Hand gegen den Hals und machte ein Gesicht, als ob ihr plötzlich übel würde.

„Schön," sagte Otto, „und mir wird das auch gut tun. Also leben wir heute einmal ganz der Stunde, dem Augenblick."

„Und vielleicht ein klein wenig auch dem Einst, der Erinnerung," fügte die Mutter versonnen hinzu.

Als sie aus dem Hause traten, flehte der Hofhund winselnd und an seiner Kette zerrend, mitgenommen zu werden.

„Kusch dich!" herrschte Otto ihn an, und der Hund kroch geduckt in seine Hütte. Er gab nun keinen Laut mehr von sich, aber die großen braunen Augen flehten um so dringlicher.

„Mach' ihn los," sagte Frau Lohmann, „wollen ihm die Freude gönnen."

Als der Hund seinen ersten Freudenüberschwang ausgetobt hatte und gesittet an seiner Herrin Seite schritt, sagte diese: „Du hast es deinem Namen zu verdanken, daß du mitdarfst."

Karo sandte einen dankbaren Blick zu ihr empor.

„Junge, Junge, du guckst ja heute genau so aus den Augen wie der andere Karo."

„Welcher andere Karo?" fragte Otto.

„Och, als ich hier auf den Hof kam, hieß der Hund auch zufällig Karo."

„So lange ich denken kann," sagte Otto, „haben unsere Hunde immer Karo geheißen. Und wenn sie auch einen anderen Namen mitbrachten, hier bei uns mußten sie auf Karo hören."

„Aber der erste Karo ist mir von allen Karos in der lebendigsten Erinnerung ... Es hat seine Gründe ... Vielleicht erzähle ich dir das einmal."

Über die aus Findlingen gefügte Hofmauer kamen sie in den leuchtenden Frühlingswald. Otto dachte daran, seiner Mutter den Arm zu bieten, aber da er an ihren Augen sah, daß ihre Seele in vergangenen Tagen zu Gaste war, unterließ er es und schritt schweigend neben ihr.

„Du glaubst gar nicht," sagte die Mutter nach einer Weile, „was in meiner Jugendzeit an solchen Tagen hier für ein Vogeljubel zu hören war. Da liest man immer von Vogelschutz, und die Vögel werden immer weniger."

Otto blieb stehen. „Wenn man genau hinhört," meinte er, „ist es doch auch jetzt noch ganz lebhaft. Da schlägt ein Fink ... da pinkt eine Meise ... Vorhin hörte ich auch den Vogel Bülow und den Kuckuck. Ich habe Wälder kennengelernt, die viel toter waren."

„Ach ja, hin und wieder piept und jiept wohl mal einer, aber gegen früher ist es nichts."

„Liebste Mutter, sollte dich deine Erinnerung nicht irreführen? Damals warst du jung und morgenfroh. Inzwischen aber hast du so viel durchgemacht, da kannst

du nicht mehr mit so frischen Sinnen das Leben packen wie damals. Ich mache ja an mir eine ganz ähnliche Erfahrung."

„Du Kiek-in-die-Welt von dreißig Jahren?" lachte Frau Lohmann hell auf.

„Von den dreißig Jahren waren vier Kriegsjahre," sagte der Sohn ernst, „die zählen mehr als doppelt. Es ist jetzt gerade ein Jahr her, da kamen wir an einem Maientag wie heute ins Ruhequartier ..."

„Otto, was haben wir miteinander abgemacht?"

„Ach so ... Entschuldige, Mutter."

„Na, nun erzähl' man eben, was du auf dem Herzen hast. Von deinen Kriegserlebnissen hört man ja sonst doch nie etwas."

„Also, es war ein Tag wie heute, wir kamen ins Ruhequartier, und ich genoß, eben einmal wieder dem Tode entronnen, mit Inbrunst die Maienherrlichkeit. Aber dabei sagte ich mir einmal über das andere: Was für ein Erlebnis wird erst ein solcher Tag in der Heimat sein, wenn dieser Krieg einmal zu Ende ist! Nun sind wir so weit und haben schon eine Reihe strahlender Frühlingstage gehabt, aber — aber — so recht in der Tiefe genossen hab' ich keinen einzigen. Auch mit diesem Nachmittag will es mir bis jetzt nicht recht gelingen. Ich möchte gern, gebe mir verzweifelte Mühe, aber es ist, als ob hier drinnen etwas gebrochen wäre. Die Saiten der Seele, auf denen einstmals die Freude spielte, müssen ja wohl zerrissen sein. Wir haben das Grausen zu gut gelernt und das Freuen darüber verlernt."

„Nun wären wir glücklich wieder mitten drin in der Trübsal," seufzte die Mutter.

„Das ist auch wahr," sagte Otto erschrocken. „Laß uns schnell abbrechen!"

„Nein, jetzt ist es zu spät... Was du mir da eben sagtest, mein Sohn, macht mich aufs neue zweifelhaft, ob Lohe für dich der rechte Ort ist. Ob du nicht doch besser getan hättest, nach einigen Wochen der Erholung wieder unter deinesgleichen zu gehen?... Und nun ist da dieses schwierige und undankbare Unternehmen, das doch auch, wenn du es auch vor dir selber nicht wahr haben willst, auf deine Stimmung drückt."

„Ich will es nicht leugnen. Aber du weißt ja, Mutter, dieses Werk tue ich nicht, um Freude, sondern um ein gutes Gewissen zu haben... Du glaubst, unter meinesgleichen würde ich mich glücklicher fühlen? Als ich neulich nach Hannover zur Landwirtschaftskammer reiste und in Celle übernachten mußte, hab' ich bei den Referendaren des Oberlandesgerichts einen Abend in meinem alten Kreise zugebracht. Aber ich fand innerlich den Anschluß nicht, und es kam mir einmal wieder recht lebhaft zum Bewußtsein, wie gut ich getan habe, Schluß zu machen... Wenn man doch so einfach gebaut wäre, wie Bruder Hinrich! Der wird sich heute abend wieder köstlich amüsieren. Aber freilich, Amüsement, Jux, Spaß, Ulk, — das alles ist noch lange nicht Freude. Neulich in Hannover ging ich aus Langerweile mal ins Kino. Da wurde gelacht, gefeixt, gegrinst; es war durchaus das vorhanden, was man so Stimmung nennt. Aber gerade da legte es sich mir schwer auf

die Seele, wie arm unser armes Volk zurzeit auch an Freude ist ..."

„Nun hör' aber auf, Junge! Mußt du uns denn durchaus mit solchen melancholischen Betrachtungen diesen schönen Tag verderben? Von jetzt ab halte ich dich bei deinem Wort ... Guck an, das kommt davon! Wir mußten früher abbiegen, nun sind wir schon vorbeigelaufen."

Sie kehrten um und schlugen dann bald einen nach links führenden schmalen Pfad ein. Nach einigen hundert Schritten sagte Frau Lohmann: „Wir sind am Ziel, mein Junge. Nimm Platz auf meinem Thymiansofa."

Lächelnd ließen sie sich nieder; Karo, der eben ein Eichkätzchen gejagt hatte, warf sich ihnen hachpachend zu Füßen.

„Weshalb gingt ihr eigentlich mit uns Kindern, wenn so ein schöner Maiensonntag war, immer gerade hierher, Mutter?" fragte Otto, nachdem er sich in der Runde umgesehen hatte. „Wir haben doch viel hübschere Plätze in unserm Walde."

„Du darfst das Heute nicht mit dem Einst vergleichen," sagte Frau Else eifrig. „Jetzt haben sich ein paar Bäume auf Kosten des Unterholzes in die Höhe gearbeitet; da ist alles so hochbeinig und licht geworden. Ich war lange nicht hier, und bin selbst etwas enttäuscht. Aber damals war dieser Winkel eine reizende kleine Welt für sich, durch dichtes grünes Buschwerk nach allen Seiten hin abgeschlossen. Wie sich doch alles in der Welt ändert! Nur der Bach ist sich treu geblieben und

gluckert wie ehedem. Ach, was hab' ich Mägdelein mir alles von ihm vorplaudern lassen! Aber hergelockt hat er mich nicht, sondern die Nachtigall, die dort rechts im Erlengebüsch ihr Nest hatte. Es ist jammerschade, seit bald zwanzig Jahren haben wir bei uns keine Nachtigallen mehr. Nur im ersten Kriegsfrühling kam dein Vater eines Abends mit der Nachricht aus dem Walde, die Nachtigall wäre wieder da. Der nächste Tag war ein Sonntag, und da gingen wir hin, um sie miteinander zu hören. Aber sie war schon wieder verschwunden. Es wird eine gewesen sein, die sich nur auf der Durchreise ein paar Stunden aufgehalten und schnell ihr Lied probiert hat... Ich glaube, darum sind auch die andern Vögel so singfaul geworden, weil sie keine Vorsängerin mehr haben..."

Frau Else schwieg. Der Sohn beobachtete sie heimlich von der Seite. Sie mußte wohl sehr, sehr lieben Erinnerungen nachhängen, denn ihre Augen wurden groß und fingen an zu träumen, und die sorgengefurchten Züge bekamen etwas Jungmädchenhaft-Liebliches. Er würde sich kaum gewundert haben, wenn auch die Grübchen, die er nur von einem Jugendbildnis der Mutter kannte, auf einmal wieder dagewesen wären. Richtig, da, wo sie gesessen hatten, zuckte es verdächtig, mehrere Male, aber zu richtigen Grübchen wollte es sich nicht mehr vertiefen; die Linien, von späteren Sorgenjahren um die Mundwinkel gezogen, hielten gar zu fest. Aber in den Augen, den großen, braunen Augen, feierten selige Jugendtage Auferstehung...

Dem Sproß ihres Blutes, der unter ihrem Herzen geruht hatte, wurde es, als wolle auch in ihm, irgendwo in der Tiefe, etwas aufquellen, was Freude genannt zu werden verdiente ...

Nach langem, glückseligem Schweigen sah die Mutter ihrem Jungen schalkhaft in die Augen und sagte: „Nun will ich dich mal ein bißchen in deutscher Literatur prüfen. Sag' mal, welches ist das schönste Nachtigallen-lied, ich meine natürlich das schönste Gedicht über die Nachtigall, das je einem deutschen Dichter gelungen ist?"

Otto zog die Augenbrauen in die Höhe, wie Fritz Reuter es des öfteren von Onkel Bräsig berichtet, und sagte mit des eremitierten Herrn Entspekters drolliger Ernsthaftigkeit:

„Nachtigall, ich hör' dir laufen,
Aus das Bächlein willst du saufen,
Das ist dein hoher Ziel und Zweck."

Er bekam einen Klaps auf das Knie. „Nein, Otto, in vollem Ernst! Denk' mal ein bißchen nach!"

„Na, dann müssen wir mal sehen ... Nachtigall, Nachtigall, wie singst du so schön, singst du so schön, vor allen Vögelein? Och nee, am besten hat's doch wohl Altmeister Goethe gekonnt:

Die Nachtigall, sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder.
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder."

„O ja, das Gedicht ist schön, sehr schön sogar. Aber es gibt eins, das ihm noch über ist."

„So—o? Mutter, dann mußt du es mir sagen. Ich kenne bloß diese drei Nachtigallenlieder."

„Na, denn hör' zu."

Sie setzte sich auf dem Thymianpolster zurecht, suchte an einem blühenden Ebereschenbaum einen Ruhepunkt für ihr Auge und begann:

„Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen."

„Ach ja, an dies Gedicht von Theodor Storm hatte ich eben nicht gedacht."

„Junge, stör' mich nicht!

Sie war doch sonst ein wildes Blut;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen."

„Mutter, ich glaube, du hast deine Gedichte noch ebenso im Kopf beieinander wie Großmutter ihre Psalmen und Gesangbuchslieder."

„Junge, wo denkst du hin? Das meiste ist in des

Lebens Werkeltag flöten gegangen. Aber dies Gedicht werd' ich freilich all meiner Tage nicht vergessen... Das hat seine Gründe..."

„Mutter, du sagst heute nachmittag immer so geheimnisvoll: Das hat seine Gründe."

„So? Hab' ich das schon einmal gesagt?"

„Jawohl. Vorhin, als ich dich fragte, warum du den ersten Karo von allen Karos am liebsten gehabt hast."

„Ach so—o... Karo, komm mal her!"

Der Hund kam herangekrochen, legte den Kopf in seiner Herrin Schoß und ließ sich von ihrer Hand streicheln.

„Mutter, du guckst den alten Köter an, als ob du ihm was erzählen wolltest. Erzähl' das doch lieber mir. Hast es mir eigentlich vorhin auch schon versprochen."

„Na, denn hör' zu, du alter Quälgeist... Meines Vaters Vorgänger auf Delmsloh hatten schlimm abgeholzt; du glaubst nicht, wie öde und kahl es zu unserer Zeit um den Hof herum aussah. Wenn unsereins also mal in den Wald wollte, mußte er sich schon der Grenzüberschreitung schuldig machen, was deshalb etwas peinlich war, weil deine beiden Großväter sich so gar nicht verstanden. Die Politik war zwischen ihnen, die leidige, und ihre recht verschiedene Art, das Leben zu nehmen. Hierzulande würde man etwa sagen: auf der einen Seite die alte ehrliche, gemütliche, bodenständige Niedersachsenart, auf der anderen die überschneidige, aufgeblasene, eisenfresserische Preußenart. Die kleine Else stand natürlich mit ganzer Seele auf der Seite des Preußen, war auf den Hannoveraner auf=

richtig böse, fühlte vielleicht sogar ein wenig Verachtung für ihn, weil er mit dem Backfischideal eines schönen Mannes so gar keine Ähnlichkeit hatte. Sie würde auch wohl geglaubt haben, sich durch Betreten seines Grundes und Bodens etwas zu vergeben, — wenn der Wald nicht gar so geheimnisvoll gelockt und die Nachtigall nicht gar so süß gesungen hätte. Noch schnell einmal umgeguckt, ob's auch niemand sieht, und wutsch! ist sie über die Grenze. Na, in eines anderen Wald fühlt der Mensch sich viel sicherer als auf eines anderen Feld oder Wiese, und als die kleine Else erst dieses Plätzchen hier entdeckt hatte, fühlte sie sich völlig geborgen... Zur Gesellschaft hatte sie sich ein Gedichtbüchlein mitgebracht, das schlägt sie nun auf. Da fällt ihr Blick auf die Worte: Das macht, es hat die Nachtigall. Eben ist sie dabei, was gedruckt vor ihren Augen liegt und was gerade wieder jubelnd in ihr Ohr schallt, fein miteinander zu genießen, da wühlt sich ein unfreundlicher Hund durch das Gebüsch, macht einen Höllenspektakel und zieht seinen Herrn auf des Jungfräuleins Fährte. Das hat ihm dann das Lied von der Nachtigall mit Betonung und Gefühl vorgelesen. Es muß furchtbar komisch gewesen sein, wie der schnippische Backfisch und der gute Junge in der verschossenen Ulanenmütze bei Nachtigallengesang miteinander in Poesie machten... Nein, es war furchtbar nett! Die beiden haben sich dann noch ein paarmal zufällig hier getroffen. Und über Jahr und Tag ist alles gekommen, wie es gekommen ist."

„Nun versteh' ich auch," sagte Otto, als die Mutter

schwieg, „warum ihr mit uns Kindern jedes Jahr einmal im Mai hierher ginget! Diese Nachmittage haben sich mir ganz besonders eingeprägt, sie hatten so ganz ihre eigene Note. Auf euch beiden lag dann immer so etwas Feiertägliches; ihr hattet da den Alltag gründlich abgestreift, auch Vater, dem das im allgemeinen viel schwerer fiel als dir ... Mutter, was hast du wohl für eine frohe, glückliche Jugend gehabt!"

„Ich eine frohe Jugend? Mit der ewigen Sorge, ob Vater Delmsloh würde halten können oder nicht? Und wie er dann auf so schreckliche Weise zu Tode gekommen war? Und wie ich bei fremden Leuten mein Brot verdienen mußte? Und die ersten Jahre bei euch war ich wahrhaftig auch nicht auf Rosen gebettet. Aber man darf sich nicht unterkriegen lassen, man muß den Kopf oben behalten."

„Du hast recht, mein liebes, tapferes Mütterchen du," sagte Otto bewegt. „Ich werde mir's merken ... Vorher dröhnte ich so was her, ich könnte mich gar nicht mehr richtig freuen. Darf ich dir mal etwas verraten, Mutter? ... Ein ganz klein wenig hab' ich mich heute nachmittag schon mal wieder von Herzensgrund gefreut."

„Siehst du, mein Junge? Nur nicht solche Klagelieder singen von gesprungenen Saiten und dergleichen. Dann kommt man sich mit seinem Weltschmerz schließlich selber interessant vor und bildet sich wunder ein, was für ein tiefer Mensch man ist. Den Kopf hängen zu lassen, das ist heutzutage wirklich kein Kunststück, und noch weniger ein Verdienst. Nein, dankbar an das

Gute denken, das man einmal gehabt hat, jede glückliche Stunde, die der Himmel schenkt, dankbar genießen und im übrigen seine Pflicht tun! ... Aber ich wollte dir keine Predigt halten, wir haben heute vormittag ja eine recht gute gehört, wenn die Gedanken auch immer wieder abirren wollten, weil ... Na, wollten ja nicht darüber reden, ist ja auch alles gar nicht so schlimm ... Nun laß uns sehen, was sie in Delmsloh machen."

Sie erhob sich, reichte ihrem Sohn den Arm, und leicht und froh wanderten sie durch den Maienwald. Einmal blieb Frau Else stehen, sah ihrem Sohn in die Augen und sagte: „Horch' mal! ... Kommt es dir nicht auch so vor, als ob die kleinen Vögel inzwischen munterer geworden wären?"

„Wirklich, Mutter," sagte Otto lächelnd, „das Frühlingskonzert klingt voller als vorhin."

„Fast so wie in meinen Jungmädchentagen," fuhr sie fort. „Wenn bloß meine alte liebe Nachtigall dabei wäre! ..."

Sie trafen die Familie Wessing in ihrem Gartenhäuschen.

Einer der früheren Besitzer von Delmsloh hatte eines Tages zu seiner Frau gesagt: „Es ist gut, daß mein Vorgänger massiv und modern gebaut hat, aber etwas echt Niedersächsisches sollte ich doch auch gern auf meinem Gut haben." Und da hatte er sich das Gartenhaus gebaut, ein tief herabgehendes Strohdach daraufgelegt und sich vom Tischler ein Paar Pferdeköpfe für den Giebel aussägen lassen. Niedersächsisch war das

Ding dadurch freilich nicht geworden, eher siamesisch, aber an schönen Nachmittagen bot es einen angenehmen Aufenthalt.

Es war Besuch da, eine sehr munter aussehende junge Frau in einem Kleid, das aus Sacktuch und von einem Sackschneider gemacht zu sein schien, aber am Halsausschnitt und an den Ärmeln saß eine recht hübsche Stickerei. „Frau Williges, aus der Einsiedelei in der Wulmesheide," sagte Hilde bei der Vorstellung, „du hast das Häuschen vielleicht schon gesehen, Otto; es liegt, wenn man nach Brunkenbostel fährt, ein wenig rechts abseits in der Heide."

Oto nickte bejahend.

„Einsiedelei?" lachte klingend die junge Frau. „Fräulein Hilde, da muß ich aber doch sehr bitten! Einsiedelei nur ein halbes Jahr, Zweisiedelei seit anderthalb Jahren, und seit gut einem Vierteljahr sogar Dreisiedelei!"

„Bitte um Entschuldigung," sagte Hilde lächelnd, „im Kopfrechnen war ich immer schwach. Wir haben uns neulich auf unserm Bahnhof kennen gelernt, als das Zügle drei Stunden Verspätung hatte."

„Ja," ergänzte die Siedlerin, „die ersten zwei Stunden haben wir uns angegähnt und die letzte benutzt, uns so anzufreunden, daß ich bereits heute komme, Fräulein Hilde den versprochenen Besuch zu machen. Hab' nämlich meinen Ausgehsonntag; mein Albert muß bei unserm Jungen einhüten."

„Ihr Herr Gemahl war im Wandervogel, nicht wahr, gnädige Frau?" fragte Otto, der ihr zur Seite seinen Platz bekommen hatte.

Sie sah ihn verwundert an. „Wollen wir den Herrn Gemahl und die gnädige Frau nicht lieber ausschalten? Mir scheint, sie passen nicht recht in die Gegend."

„Da haben Sie wohl recht. Also Frau Willige?"

„Ein Schluß-s bitte ich mir noch zu bewilligen: Williges, Anneliese Williges. Ja, Albert war Wandervogel, ich selbstverständlich auch! Beim letzten Sonnenwendfest vorm Kriege lernten wir uns kennen und sprangen miteinander durchs Feuer. Als Albert mit einem russischen Maschinengewehr unangenehme Bekanntschaft gemacht hatte, besannen wir uns nicht lange, sondern bauten uns hier in der Heide ein Nest."

„An unsere Sonnenwendfeste denke ich auch gern zurück," sagte Otto.

„Sie waren auch Wandervogel? Das ist ja wundervoll, dann müssen Sie uns unbedingt mal besuchen! Es gibt ja nichts Schöneres als mit Wandervögeln, jungen oder alten — nee, alte gibt's ja gar nicht, Wandervögel bleiben ewig jung — von glücklichen Wanderzeiten zu plaudern. Alle Wandervögel, die durch die Gegend ziehen, schauen bei uns um die Ecke. Auf unserm Boden haben wir ein Heunest, das reicht für zehn, wir haben aber auch schon ein gutes Dutzend hineingestopft. O wie ist das nett, wenn wir abends nach der Arbeit des Tages mit strammen Jungens oder frischen Mädels in der Heide liegen, zum Klampfen unsere schönsten Lieder singen und einander erzählen, wir ihnen von unserer Siedlung, sie uns von ihren Wanderfahrten! Da wird auch so eine alte Wandervogelmutter ganz wieder mit jung."

„Ich dachte, Wandervögel würden überhaupt nicht alt," sagte Onkel Wessing, der Frau Anneliese gegenüber saß und während ihres Geplauders keinen Blick von ihr gewandt hatte.

„Werden sie auch nicht, Herr Wessing, hatte mich bloß versprochen. Aber wenn ein Nestling da ist, müssen sie, bis er flügge ist, sich doch mehr in der Nähe des Nestes halten, und da lassen sie sich gern im Geiste mitnehmen von jungen Vögeln, die noch frei durch die Welt fliegen können... Im Ernst, Herr Lohmann, als alten Wandervogel würde unsere Siedlung sie interessieren. Fräulein Hilde hat mir schon versprochen, daß sie uns nächsten Sonntag besuchen will. Wie wär's, wenn Sie da gleich mitkämen? Hätten Sie nicht Lust?"

„Die hätte ich schon," meinte Otto. „Wenn Sie bei Hilde ein gutes Wort für mich einlegen wollten, daß sie mich mitnimmt..."

„Ist gar nicht nötig," sagte Hilde. „Hol' mich nur gegen zwei Uhr ab."

Otto sagte es zu.

Auch nachdem das Gespräch sich anderem zugewandt hatte, blieb die junge Frau sein lebender Quellpunkt. In der ein wenig gestandenen Atmosphäre des Landhauses wirkte ihre Ursprünglichkeit wie ein Hauch aus frischeren Luftregionen. Ihr lustiges Gesicht mit dem kecken Stupsnäschen und den lebhaften grauen Augen zog immer wieder die Blicke auf sich und ihre muntere Laune riß alles mit sich fort, so daß mehr als einmal das Gartenhaus von heiterem Lachen widerhallte.

Papa Wessing geriet förmlich unter den Bann ihres quecksilbernen Temperaments; er war von einer altfränkischen Ritterlichkeit, die den Seinen viel Spaß machte. Als Frau Anneliese sich verabschieden wollte, gab er nicht nach, bis sie zum Abendbrot blieb, und als sie endlich aufbrach, kam er mit einem Paketchen an und sagte: „Schade, Frau Anneliese, daß Sie keinen Rucksack mitgebracht haben, damit könnten Sie dies bißchen Atzung besser überweg kriegen. Nun müssen Sie das Päckchen schon unter den Arm nehmen. Oder sind Sie müde? Dann laß ich den Schimmel anspannen und kutschiere Sie schnell hinüber.

„Wo denken Sie hin, Herr Wessing!" rief die kleine Frau. „Ein Wandervogel von einem Flug über die Heide müde? Damit Sie bessere Begriffe von uns bekommen, besuchen Sie uns doch auch mal!"

„Das werde ich mit Vergnügen tun, Frau Anneliese. Einstweilen erlauben Sie wohl, daß ich Ihnen das Paketchen eine Strecke trage. Es wird mir gut tun, die Beine ein wenig zu lockern, die man sich den Nachmittag über steif gesessen hat."

„Ich würde meinem Besuch sonst auch gern eine Viertelstunde das Geleit geben," meldete sich Hilde.

„Es ist aber doch auch noch anderer lieber Besuch da," sagte ihr Vater, „da können wir doch nicht alle weglaufen. Verehrte Lohtante, du erlaubst wohl, daß ich mich von dir verabschiede. Ich hoffe dich nachher noch zu sehen."

Er beugte sich mit jugendlicher Grazie auf ihre Hand nieder und küßte sie, was allgemeines Schmunzeln

hervorrief; denn es gehörte nicht zu den zwischen Lohe und Delmsloh üblichen Verkehrsformen.

Die Zurückbleibenden sahen den beiden nach, wie sie in das Maienabendgold hineinschritten, der baumlange Mann mit dem wallenden greisen Bart und an seiner Seite die kleine, quicklebendige Frau, die beinahe zwei Schritte brauchte, wo ihr Begleiter mit einem auskam. „Altdeutschland hoch in Ehren," sagte Otto, „und Jung-Deutschland, unsere Hoffnung." Da nickten alle und lächelten still vor sich hin.

Die Lohhöfer machten sich auch bald auf den Heimweg. Die Mutter nahm den Arm ihres Sohnes. Schweigend gingen sie durch den abendstillen Wald und ließen den schönen Tag still in ihren Seelen verklingen . . .

Auch dem Großmütterchen daheim hatte dieser Nachmittag Besuch gebracht.

Bei dem Loher Häusling Jakob Brümmer wohnte dessen alte Mutter Tringretsch, die mit der Altenteilerin des Hofes zur Schule gegangen und zugleich mit ihr konfirmiert worden war. Marie Lohmann war nicht beinig genug mehr, um die Altersgenossin zu besuchen, aber diese kam von Zeit zu Zeit herüber, am liebsten, wenn Frau Lohmann nicht zu Hause war; denn für diese hatte sie nicht viel übrig. Kaum hatte sie gesehen, daß Otto und seine Mutter den Hof verließen, da schuffelte sie auch schon auf ihren noch merkwürdig flinken Füßen zum Bauernhause hinüber, um „Merie ins[1] wedder totospräken."

Das erste war, wie immer, daß die Greisinnen die Berichte über ihr Befinden austauschten. Marie Lohmann faßte sich dabei recht kurz. Mit dem Schlaf wolle es nicht recht mehr, aber das könne man in einem so hohen Alter ja auch nicht verlangen; im übrigen habe sie nichts zu klagen und sei zufrieden. Zufrieden aber war Tringretsch Brümmer durchaus nicht, und gerade heut' hatte sie sehr viel zu klagen. All die kleinen Unbequemlichkeiten des Alters, die sich seit dem letzten Besuch bei ihr bemerkbar gemacht hatten, wurden mit der größten Gewissenhaftigkeit in zeitlicher Reihenfolge, meist mit peinlich genauer Angabe von Tag und

[1] einmal

Stunde, aufgezählt, während die noch sehr beweglichen Knochenhände der alten Frau liebevoll die Körperstellen abtasteten, wo die „Kälen"[1] gesessen hatten. Sie war noch nicht ganz mit ihrer Litanei fertig, da fing Marie Lohmann auch schon an zu trösten. Der liebe Heiland würde sich ja nun wohl bald erbarmen, meinte sie, und sie beiden alten Menschenkinder, die zu nichts in der Welt mehr gut wären, zu sich rufen. Aber damit eilte es Tringretsch durchaus nicht. Sie versicherte auf einmal mit großer Lebhaftigkeit, ihr Herz sei noch ganz gesund, das Essen schmecke ihr extra und schlafen könne sie bis Mittag. Aber das leiste sie sich nicht, sondern tue von 7 Uhr an den ganzen Vormittag Hausarbeit, und noch gestern habe ihr Sohn Jakob gesagt, sie könnten sie noch lange nicht missen. „Achjajija," seufzte Marie Lohmann, „ick kann bloß noch 'n bäten Katuffeln schellen, nich mal dat Knütten[2] well mehr mit de olen stiewen Finger." Nun war's an Tringretsch zu trösten: „Du hest dat jo ok gor nich nödig, Deern. Wenn ick 't Olendeel up'n Lohhof harr, dennso woll ick bet hento Middag up'n Bedd bliewen und jeden Dag Braden mit Zwetschen äten."

Wie es kommen mochte, ob dieser erste schöne Maiensonntag nach unfreundlichen Apriltagen das so an sich hatte, — genug, auch die beiden alten Frauen, die in seiner warmen Sonne am Fenster saßen, waren auf einmal in vergangenen Zeiten und gingen als Kinder miteinander zum Konfirmandenunterricht nach Wiechel. Tringretsch hatte für die kleinen Erlebnisse jener Tage

[1] Qualen [2] Stricken

ein wunderbares Gedächtnis, und an Gewandtheit der Zunge war sie allem, was Hof Lohe bewohnte, überlegen. „Merie, weest du noch?“ fing es jedesmal an, und dann ging es los. Wie sie unterwegs im Brammerholz immer gefrühstückt und je nach der Jahreszeit Bick-, Him-, Erd-, Krons- oder Brummelbeeren dazu gegessen hätten; — die Erzählerin schnalzte lüstern mit der Zunge. Wie Johann Renken, der nachher in Neuyork drei Häuser gehabt habe, Gorch Drögemüller, der ein halbes Jahr habe brummen müssen, in den Moorgraben stieß, so daß die Mädchen, als er schwarz wie ein Schornsteinfeger wieder herauskam, sich halb tot lachen mußten. Wie die Jungs von Brunkenbostel und die von Dreilingen sich mal mit Steinen geschmissen hätten, und Klas Burfeindt, der bei Langensalza gefallen wäre, hätte ein großes Loch in den Kopf gekriegt, und wenn Fieke Seelhorst, die später als schlechtes Frauenzimmer in der Stadt verkommen wäre, nicht ihre Schürze zum Verbinden hergab, dann hätte er sich schon damals totgeblutet. Aber das Gräßlichste wäre doch gewesen, wie sie eines Morgens im Walde, als sie eben ihre Butterbröte herauszogen, um zu frühstücken, den an einem Eichbaum aufgehängten Handwerksburschen gesehen hätten, mit den herausgequollenen Augen und der aus der linken Mundecke hängenden bickbeernblauen Zunge, und da habe keinem Mädchen und keinem Jungen das Butterbrot noch geschmeckt. „Ja, ja, Deern,“ schloß Tringretsch den Kranz dieser Erinnerungen, „dat wör 'ne gluckliche Tied, as wi beiden mit all de annern, de nu all alle dod sünd, nah'r

Kinnerlehr gungen." — „Achjajija," stimmte Marie Lohman zu, „ick seh em noch ganz düdlich vör mi, den olen Herrn Pestor Hamann. He harr so grote fründliche Ogen und kunn so hartlich lachen. Und wat kunn de Mann bäen!" — „Dat kunn he woll sacht," meinte Tringretsch gelassen, „dar hett so'n Mann jo lange nog up stodeert."

Mit der alten Zeit, die so schön gewesen war, wurde sodann die neue verglichen, und die bekam eine sehr böse Nummer. Doch erkannte Tringretsch eins lobend an. Der Krieg habe eine ungeheure Masse Geld ins Land gerbracht, und das beste sei, daß auch die kleinen Leute was davon abkriegten. Sie berauschte sich förmlich an den Summen, die ihre Großsöhne an Knechtslohn verdienten. Da sie selbst kein Geld mehr in die Finger bekam und da sie zu Hause nicht so viel galt, daß man über Anschaffungen mit ihr gesprochen hätte, so wurde ihre Freude durch andersartige Erwägungen nicht getrübt. Im übrigen ließ sie aber an der neuen Zeit nicht ein gutes Haar. Aufs schärfste verurteilte sie die Vergnügungssucht der Jugend. „Ick frag di, Merie, wannehr hebbt wi mal danzt? Ick bin 'r keene tein Mal to kamen in min lang Leben. Und is jo ok nix as Leichfertigkeit und kummt 'r nix Godes bi herut. Mi schallt gor nich wunnern, wenn uns Herrgott bald mal Füer und Swewel up de Minschheit regnen lett, die sich von seinem Geist nicht mehr will strafen lassen, as dunmals up Sodom und Gomorrha." — „Achjajija," seufzte Großmutter Lohmann, „ick weet ok gor nich, wat in de junge Welt fohren is. Unse

Hinrich harr vör den Krieg för Lustborkeiten gor kenen Sinn, abers nu is he mit Gewalt nicht to Hus to holen."

„Ja, und wenn't man alleen dat Danzen wör!" fuhr Tringretsch fort, „aber wat passiert 'r nich süß for Slechtigkeit in de Welt upstunns! Nu hebbt wi hier up'n Hoff jo ok woll all 'n Mörder."

„Wat seggst du, Deern?" rief Marie Lohmann entsetzt, die Augen weit aufreißend, „'n Mörder hebbt wi?"

„Jawoll, oder 'n Röwer."

„'n Röwer?"

„Jo, oder süß wat ganz Slimmes. Ganz genau hebb ick't nich hört. De jungen Lüe holt mit so wat achtern Barg vor uns Olen. As ick mi dat genauer befragen wull, sä Jakob: ‚Mudder, stäk du din Näs lewer in din Gesangbok'. Dat veerte Gebot is'r ok 'rut, aus die Kinder dieses Geschlechts."

„O nee, o nee, o nee," jammerte Großmutter Lohmann, „'n Mörder und Röwer up usen Hoff? Wo kann t angahn, wo is't denkbor! ... Dat kann doch man ener von düsse Frömden wän, denn de annern kenn ick jo alle, von de tro ick kenen so wat to."

„Jo, jo, düsse Stadtkeerls, de hebb ick all jümmer nich öwer 'n Weg troot. Se seht jümmer so untofräden ut, und Globen und Christendom stickt 'r nich for twee Pennig in."

„Du lewe Gott in dinen hogen Himmel, wat hett uns de ol Jung da allens anstifft! Denn is'n jo woll sin's Lebens nich mehr sicher up'n Hoff. Wat meenst du, Tringretsch?"

„Scha, dat is woll man so wat," sagte Tringretsch und machte ein bedenkliches Gesicht. Sie selbst dachte gar nicht daran, vor dem Mörder bange zu sein, aber daß Marie Lohmann sich vor ihm fürchtete, war ihr nicht so ganz unlieb. Diese großen Bauernfrauen kamen viel zu kommodig durch's Leben; es schadete nicht, wenn sie die Anfechtung auch einmal kennenlernten. Und sie konnte es mit ihren freundschaftlichen Gefühlen für die Altersgenossin recht gut vereinigen, dem Schicksal dabei ein wenig unter die Arme zu greifen.

„Und ick bin ganz alleen to Hus," wimmerte Marie Lohmann, „all min' Lüe sünd up Ruum. Wat fang ick armes Minsch an?"

Nun fühlte Tringretsch doch ein wenig Mitleid. „Merie, nimm di dat ok nich to stark to Harten," beruhigte sie, „mit uns olen Fronslüe well de slechte Keerl sacht Erbarmen hebben. Wat is denn bi uns ok to söken? Bi mi all gor nix ... Bi ene, de up'n groten Hoff sitt, is dat jo jümmer all anners ... Ick woll geern noch 'n bäten bi di bliewen, aber ick mutt Kinner wohrn. Wenn uns lüttje Metta upwakt, denn bölkt se rein unklok. Dennso hol di man god munter; ick spräk di bald ins wedder to."

Tringretsch Brümmer ging, und Marie Lohmann war im Grunde froh, als sie die Tür hinter sich zugemacht hatte. Es war ja ganz dankenswert von ihr, daß sie sich ab und zu mal sehen ließ, aber sie kriegte immer allerhand lege Sachen her; so'n bißchen erbaulich und herzerquicklich mit ihr zu reden, war ganz unmöglich.

Eine gute Weile genoß die Großmutter, in ihrem Armstuhl zurückgelehnt, die Stille, die nun wieder um sie war. Aber plötzlich warf sie sich nach vorn und starrte mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin. Es war doch ein zu gräßliches Gefühl, mit einem Mörder und Räuber auf einem Hof zu hausen.

Wen mochte er bloß ermordet haben? Ob Rieke, die Magd, nicht Genaueres wußte?

Sie wankte zur Tür und rief durch das Haus ihren Namen. Aber keine Rieke ließ sich sehen. Endlich fiel es der Greisin ein, daß sie selber ihr vorhin erlaubt hatte, für eine Stunde zu Häusling Windelers hinüberzugehen.

Sie war also mutterseelenallein in dem großen Hause. Sie horchte um sich. Was für eine unheimliche Stille! ...

Es war sicherer, die Türen zu verschließen. Sie kröpelte sich an ihrem Stock mühsam die große Diele hinunter. Ein Trost, daß Karo scharf und wachsam war. Sie beschloß, ihn von der Kette zu lösen und mit sich ins Haus zu nehmen. Die Hundehütte war leer. Die andern hatten den Hund also mitgenommen. Was brauchten die einen Hund, wo sie zu zweien waren? Konnten sie das Tier nicht zum Schutz bei ihrer alten, hilflosen Großmutter lassen?

Nun waren die Haustüren alle verschlossen, und die alte Frau saß wieder in ihrem Lehnstuhl, um sich von der Anstrengung zu erholen.

Drüben lag das Arbeiterhaus. Sie erinnerte sich, daß bald nach Mittag einige Männer es verlassen

hatten. Hoffentlich war der Mörder auch dabei. Aber ebensogut konnte er mit der Absicht zurückgeblieben sein, die Stille des Sonntagnachmittags zu seiner schwarzen Tat zu benutzen. Es war auf alle Fälle besser, auch Fenster und Stubentür zu verschließen.

In der Tür fehlte der Schlüssel. Wie konnte man einer alten Frau den Schlüssel wegnehmen, daß sie sich nicht einmal vor Mördern einschließen konnte? ... Ha, was für ein Stück Arbeit, den schweren Tisch vor die Tür zu schieben! ...

Warum kam denn bloß Rieke nicht wieder? Sie hatte doch nur für eine Stunde Erlaubnis bekommen, und die war längst herum. Ach ja, die Dienstboten heutzutage! ...

Und wo mochte Else so lange bleiben? Sie mußte doch auch von dem Mörder wissen, und da konnte sie es fertigbringen, ihre alte Schwiegermutter, die so viel Gutes an ihr getan hatte, allein und schutzlos auf dem Hofe zu lassen? Und sogar noch den Hund mitzunehmen?

Ach ja, was ihr seliger Mann gewesen war, der hatte wohl recht gehabt, sich mit Händen und Füßen dagegen zu sträuben, daß diese Else Riewitz als Hinrichs Frau auf den Hof käme. Mit ihr war ein anderer Geist auf Lohe eingezogen. Ja, und nun erst ihre Kinder! Jürgen war immer ein guter Junge gewesen, aber der war leider tot. Hinrich hatte nichts im Kopf als das Tanzen. Das war sicherlich mütterliches Erbteil; in ihrer eigenen Familie und in den Lohmanns hatte solche Leichtfertigkeit nie dringesteckt. Und Otto? So was will Bauer spielen? Steckt da all das schöne Geld, das

seine Eltern und Großeltern sauer verdient und zusammengespart haben, in den hungrigen Sand hinein! Ruft da Stadtleute und Mörder auf den Hof! „Kinners, Kinners," stöhnte die Greisin, „wat 'n Welt, wat 'n Welt!"

Endlich! Endlich fiel ihr ein, wo sie von Kindesbeinen an in allerlei Lebensnöten ihre Zuflucht gesucht hatte. Ach, was mußte sie schon kopfschwach sein, daß sie daran erst jetzt dachte! Sie fingerte sich mit den zitternden Händen die dicke Hornbrille auf die Nase und griff nach dem in Reichnähe liegenden Gesangbuch mit großem Druck. Die „Lieder für besondere Zeiten und Verhältnisse" schlug sie auf. Da gab's Gesänge für Kriegs-, Gewitter-, Sturm- und Wassersnöte, aber an Gefahr, die von Mördern drohte, hatten die frommen Pastoren, die in der alten guten Zeit die Lieder gemacht hatten, ja wohl nicht gedacht. Sie wandte sich daher zu den allgemeinen Kreuz- und Trostliedern, „Wenn wir in höchsten Nöten sein und wissen weder aus noch ein." Ja, das konnte passen. Sie faltete die Hände und betete Vers für Vers, die Augen halb geschlossen, denn sie hatte die Worte in ihrer Kindheit gelernt und bedurfte nur bei den Versanfängen einer leichten Hilfe. Ihre einfältige Kindesseele gab sich gänzlich hin, in rückhaltlosem Vertrauen. Und als sie Amen gesagt hatte, da war der Bann gewichen. Die Angstzustände lagen hinter ihr wie ein wirrer, wüster Traum ...

Was sollte der Tisch da vor ihrer Tür? Sie erhob sich und quälte ihn wieder an seinen Platz.

Bei der warmen Frühjahrsluft die Fenster zu? Sie öffnete, sonnte ihren welken Körper und tat tiefe, erquickende Atemzüge.

Halt, die Haustüren waren noch verschlossen, es konnte ja niemand ins Haus kommen. Sie ging hin, um aufzuschließen. Wundern mußte sie sich, wie leicht ihre Beine sie trugen.

Als sie wieder in ihrem Großmutterstuhl saß und ein wenig zur Ruhe gekommen war, mußte sie über sich selbst lächeln. Wie konnte sie sich nur von Tringretsch Brümmer solchen Unsinn aufbinden lassen! Die machte immer gern mit Spukgeschichten und sonst allerhand Gräßlichem die Leute gruseln und pflegte es dabei mit der Wahrheit nicht genau zu nehmen. Das hatte sie auch wohl heute nicht getan, denn erst redete sie von einem Mörder, dann war's ein Räuber und zuletzt nur noch ein schlimmer Kerl. Daß ihr das nicht gleich aufgefallen war! Aber so geht's einem, wenn man gar zu alt wird. Dann verliert man die Besinnlichkeit, und der schwache Kopf verwirrt sich. „Wat kann ut'n Minschen weern," murmelte sie für sich hin, „wenn he in de achzig kummt! Lewe Gott, bewohr mi davör, dat ick nich ganz und gar kindisch weer, und rop mi vorher in dinen Himmel."

Im Himmel... Sie schloß die Augen. Wie viele ihrer Lieben waren dort schon versammelt und warteten auf sie! Die Eltern, alle fünf Geschwister, ihr Mann, ihr Sohn Hinrich, der Großsohn... Es wurde ihr auf einmal, als sähe sie ihren Jürgen Christoffer über eine lichte Wolke her auf sich zu kommen, in seinem langen,

schwarzen Abendmahlsrock mit Potthut, unterm Arm den Regenschirm. Aber wie sie genauer hinschaute, trug er ein herrliches weißes Kleid, auf dem Haupt eine goldene Krone und in der Hand einen Palmwedel. Und er lächelte, wie die Seligen lächeln und sagte: „Na, Mudder, bist 'r ok? Hest di jo noch lange verwielt dornerden in dat irdische Jammertal.“ Sie öffnete die Augen, ihr erster Blick fiel auf den dorngekrönten Christuskopf an der Wand, — ach, sie wanderte also noch immer im Tal der Tränen, und fühlte sich bitter enttäuscht. Ganz heimatweh wurde ihr ums Herz, und sie blätterte hinten im Gesangbuch nach den „Liedern vom ewigen Leben.“ „Schöner Himmelssaal, Vaterland der Frommen, Ende aller Qual, heiß mich zu dir kommen,“ begann sie zu lesen. Diesen Gesang hatte sie als Kind nicht gelernt, da mußten ihre alten Augen durch die Hornbrille scharf hinsehen. Als sie bis zu Ende gekommen war, versuchte sie den ersten Vers zu singen, mit ihrer zitterigen, dünnen, schartigen Altfrauenstimme.

Da öffnete sich die Tür und Rieke trat ein. „Wat, Oma, Ji singt?“ rief sie aufs höchste verwundert. „Och ja,“ stamerte die Greisin verlegen, „hebb't noch ins versocht, aber 't well nich mehr; dat Singen is'r rein 'rut... Na, Rieke, wat giwt't Nees?“ Bei dieser Frage war ihr nun auf einmal doch wieder recht bänglich.

„Bi Windelers hett de Zäg lammt,“ berichtete Rieke gelassen, „de lüttjen Lammer sünd witt as Snee... Aber wat lacht Ji, Oma?“

Oma lachte, daß es sie schüttelte. „Dat kümmt mi gor to spaßig vör, hauhauhau, achjajija, hauhauhau."

Rieke machte ihr dummstes Gesicht: „Ick verstah nich, wat da spaßig an is."

„Och min Deern, lat't lopen; dat is wiedloftig to vertellen... De Fro und de Bur bliewt sacht ton Abendäten bi Martha. Mak mi man eben 'n bäten Hawersupp torecht; ick bin möe und will nah'n Bedde."

Eine Viertelstunde später stieg sie in das gewaltige Zweischläferne, das sie einst mit Vatern geteilt hatte. Das winzige, spindeldürre Frauchen versank in den Kissen und Decken wie in einem See. Bevor sie den Lichtschalter umdrehte, fiel ihr Auge auf den Spruch, der am Fußende die Wand schmückte: „Wie deine Tage, so deine Kraft. Und unter dir sind ewige Arme." Den hatte die Schwiegertochter ihr letzte Weihnachten geschenkt. Wie hatte sie über die heute Nachmittag nur so häßlich denken können! Weit und breit im Lande gab's keine Frau, die ihre alte Mutter so auf den Händen trug wie sie... Aber das nahm die Greisin sich vor, mit Hinrich mal ein ernstes Wort zu reden. Sie wollte ihn doch auch zu gern im Himmel wiedersehen, aber wenn er nun ganz auf die Wildbahn geriet, mußte er ja an einen ganz andern Ort kommen. Und Otto? Ob sie auch mit dem spräche, daß er doch nun endlich diese fremden Kerls wieder wegschickte?... Ach nein, das wollte sie lieber lassen. Mit so 'nem Awkaten sich einzulassen, dafür war ihr alter Kopf nicht mehr fest genug. Wie hatte der sie damals herumgekriegt, als sie

Hinrich den Hof retten wollte! Aber eins konnte sie tun: den Herrgott bitten, daß er ihm, wenn er auf bösem, verderblichem Wege wandeln sollte, die Augen öffnete und seine Schritte davon ablenkte. Das tat sie denn auch sogleich. Dabei schoß es ihr durch den Kopf, ob sie in eins den lieben Gott nicht bitten müsse, daß er den Mörder bekehre, und sie wollte eben damit beginnen, als es ihr einfiel, daß ja niemand ermordet war, sondern zwei schneeweiße Lämmer waren geboren. Da ging ihr Nachtgebet ohne Amen in ein Lachen über, das ihren ganzen Körper schüttelte. Und dann war ihr wunderseltsam wohl. Es bekommt dem Menschen doch ganz gut, dachte sie, wenn seine Tage nicht immer einer wie der andere hinkriechen, wenn er mal ein bißchen aufgerührt und durchgerüttelt wird. Wie haute ihr klappriges Herz zu, wie trieb es das Blut durch die halbzugetrockneten Adern in alle Ecken ihres zusammengefallenen Leibesgestells hinein! Diese Nacht mußte einen Schlaf bringen wie seit Jahren keine... Tringretsch Brümmer ist doch eine nette Deern, — das war Omas letzter Gedanke, ehe der Schlaf sie herzhaft in seine Arme nahm.

Als Frau Else nach Hause kam, wunderte sie sich, daß Großmutter schon zu Bett gegangen war. „Se wör doch nich krank?" fragte sie besorgt. „He wat," sagte Rieke, „se hett sungen und lacht as 'ne junge Deern." — „Wat hett se denn sungen?" — „Wat ut'n Gesangbok." — „Dat se keen Stratenleed sungen hett, kann ick mi denken. Und worömer hett se lacht?" — „Ick vertellte ehr, dat Windelers 'n Por sneewitte Lammer

krägen harrn. Da lachde se ludhals und möß sick schüddeln, ick wör 'r rein bange bi."

Frau Lohmann sah ihren Sohn bedeutungsvoll an. Als Rieke das Zimmer verlassen hatte, sagte sie mit umdüsterter Stirn: „Wenn Großmutter uns nur nicht kindisch wird ..."

„Ach was," sagte Otto, „dafür haben wir keine Anzeichen gehabt, und auf einmal pflegt so etwas ja nicht zu kommen."

„Ob ich noch eben zu ihr gehe?" fragte die Mutter zweifelnd.

„Ich würde das nicht tun," meinte der Sohn, „du könntest sie gerade im besten ersten Schlaf stören."

Frau Lohmann gab sich denn auch zu, aber am andern Morgen trat sie früher als gewöhnlich in die Altenteilerkammer.

„Na, Oma, hebbt Ji god slapen?"

„As 'n Bar[1], min Deern," sagte die Greisin und sah die Schwiegertochter mit fregeln Augen an. „Abers 'n wunnerlichen Drom hebb ick hatt. Ick wör alleen in't Moor, da kummt 'n ganz gräsigen Keerl up mi to, und ick denk nich anners, as he well mi dodmaken. As he aber dichte bi is, da is't ganzen fründlichen, ümgänglichen Minschen und süht meist so ut as min Broder Peter selig."

„Dat wör jo'n ganz feinen Drom, Oma."

„Dat wör't, Kind ... Ick seh den goden Mann noch jümmer vör mi. Wenn ick mi man besinnen künn, wat

[1] Bär

he allens seggt hett, aber dat well mi erst gor nich weder bifallen."

„Na, Oma, denn bliewt man in'n Bedd liggen und denkt dar noch 'n bäten öwer nah. Ji kamt da am Ende noch wedder up. Schall ick Jo den Kaffee an't Bedd bringen?"

„Ja, Kind, wäs so god. Aber erst giw mi mal din Hand. Du bist 'ne gode, 'n extra gode Deern."

Frau Else war vollkommen beruhigt. Wer so herzlich bewegt reden und so warm aus den Augen blicken konnte, der war weit davon entfernt, kindisch zu werden.

Am Abend fand sich für die Großmutter Gelegenheit, mit Hinrich unter vier Augen zu sprechen.

Sie wäre am Morgen, als es bereits schummerte, aufgewacht und habe seinen Schritt auf der Treppe gehört.

Es tue ihm leid, wenn er Omas Schlaf gestört habe, bedauerte Hinrich. Ein andermal werde er die Stiefel vor der Haustür ausziehen.

Wegen ihrer mache es gar nichts, versicherte die alte Frau, sie habe ihren Schlaf weggehabt. Aber er selbst habe wohl gar keinen gekriegt, und für junge Leute sei der Schlaf doch so gesund und notwendig.

Das bestreite er nicht, und im allgemeinen wolle er den Schlaf nicht verachten, aber zur Abwechslung könne man, anstatt zu schlafen, den Kopf auch mal in kaltes Wasser stecken. Er habe den Tag über ebenso gearbeitet, als wenn er die ganze Nacht im Bett gelegen

hätte. Wenn Großmutter ahnte, wie viel Nächte sie sich da draußen hätten um die Ohren schlagen müssen, würde sie um eine Nacht kein Wort verlieren.

Die alte Frau sah ein, daß sie dem gesunden und kräftigen Menschen von dieser Seite nicht beikommen konnte; sie mußte also etwas anderes ins Feld führen. Da sie wußte, daß Hinrich ein Bauer vom Schlage des Vaters und Großvaters sein wollte, fing sie von diesen zu reden an, erzählte dies und das, was wenig oder gar nicht zur Sache gehörte, und sagte dann so beiläufig, beide seien ganz vergnügte Leute gewesen, aber auf dem Tanzboden habe man den einen so wenig wie den andern gesehen. Für das verrückte Herumspringen hätten sie nur Verachtung gehabt, und Großvater habe mal gemeint, das sei was für Ladenjungs und Schneidermamsells, aber nicht für ehrenfeste Bauersleute.

Hinrich zuckte die Achseln und sagte, die Zeiten und Moden hätten sich eben geändert.

Da wurde die Großmutter ein wenig ärgerlich. Wenn die Menschen Verkehrtheiten machten, sagten sie immer, die Zeiten hätten schuld, aber das sei eine Einflüsterung des Versuchers, der man sein Ohr verschließen müsse.

Es entstand eine Pause. Wo es sich um Omas Glauben handelte, da wagte niemand im Hause ein Widerwort.

Nach einer Weile bat die Greisin den Enkel, er möge ihr einmal frei ins Auge sehen; sie müsse ihm eine Gewissensfrage vorlegen. Ob sein Gewissen ihm nicht sage, daß das Tanzen Sünde sei?

Hinrich sah der Großmutter frei offen in die forschenden Augen. Nee, das habe sein Gewissen ihm bis jetzt noch nicht gesagt. Oma möge sich doch einmal in seine Stelle versetzen. Länger als vier Jahre sei er im Felde gewesen, und da habe er nichts zu sehen gekriegt als die langweiligen feldgrauen Kerls. Frauensleute wären da ja auch wohl gewesen, aber die guten seien den Soldaten aus dem Wege gegangen, und um die andern sei er seinerseits in weitem Bogen herumgegangen. Aber er sehe nicht ein, warum er vor all den netten Deerns, die hier in der Heimat inzwischen aufgegrünt wären, törnen solle. Denn eines Tages gedenke er eine von ihnen zu heiraten, und da müsse er zunächst doch wissen, was alles zu haben sei. Und wozu er sonst dazu Gelegenheit habe außer Sonntags auf dem Tanzboden?

Na, zum Beispiel Sonntags, wenn die Leute zur Kirche kämen.

In der Kirche sehe er nach dem Pastor und höre auf seine Predigt, was er auch für das Richtige halte.

Selbstverständlich dürfe man im Gotteshause keine weltlichen Dinge im Kopf haben, aber vor und nach der Kirche bei Fidi Stallbom könne er sich die Mädchen ruhig mal ansehen.

Das tue er auch, aber da gehe es meist ein bißchen steif zu; die Mädchen täten, als ob sie nicht Papp sagen könnten, und man lerne sie nicht richtig kennen. Das ginge bei der Musik, wo das junge Volk unter sich sei, viel besser.

Aber wenn er so ein Mädchen nach dem andern in

den Arm nähme, ob ihm dabei gar keine sündlichen Gedanken kämen?

Nee, davon wäre ihm nichts bewußt. Man müsse dem lieben Gott dankbar sein, daß er so viele nette Deerns gemacht habe, und es sei anzunehmen, daß er dabei auch ein bißchen an die Jungs gedacht habe, daß die was zum Gernhaben hätten.

Die alte Frau erschrak und bat ihn, er solle ihr den einzigen Gefallen tun und nicht so gottlos hinreden, denn wir müßten von jedem unnützen Wort Rechenschaft ablegen.

Hinrich wunderte sich. Er finde darin ganz und gar nichts Gottloses und Unnützes. Man lese doch schon ganz vorn in der Bibel, daß Gottvater für Adam im Paradiese die Eva gemacht habe. Und was Adam recht wäre, das würde seinen Söhnen und Nachkommen ja wohl billig sein.

Großmutter wollte das nicht bestreiten. „Aber alles in Zucht und Ehren!" sagte sie, warnend den Finger erhoben. Es lag ihr auf der Zunge, hinzuzufügen, wenn einer sich dem Tanzteufel verschreibe, so bringe er einen dahin, wohin der reiche Mann gekommen sei, der alle Tage herrlich und in Freuden gelebt habe. Aber ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß diese Drohung auf Hinrich keinen rechten Eindruck machen werde, weshalb sie es vorzog, mit ihr zurückzuhalten.

Überhaupt war sie jetzt mit ihrer Weisheit so ziemlich am Ende. Halt, etwas fiel ihr noch ein! Jürgen sei erst gut ein Jahr tot, und da nehme es sie wunder, daß sein Bruder schon wieder an Leichtfertigkeiten denken möge.

Hinrich versicherte, er habe seinen Bruder gern gehabt, am liebsten von all seinen Geschwistern, dürfe er behaupten, und wenn er manchmal an ihn denke, tue ihm tief im Herzen etwas weh. Aber er könne nicht wegen seiner die jungen Jahre im Sack und in der Asche vertrauern; denn die gingen schnell vorüber, und vier habe er schon durch den Krieg verloren. Wenn er selbst fürs Vaterland gefallen und der Bruder am Leben geblieben wäre, würde er auch nichts dagegen haben, wenn Jürgen nach so langer Zeit wieder einmal mit seinen Freunden fröhlich wäre und einer netten Deern in die Augen kuckte, und er zweifle nicht daran, daß nun, da es anders gekommen, Jürgen darüber gerade so denke, denn abgünstig sei der nie gewesen.

„Ick weet würklich nich, wat ick di nu noch seggen schall,“ seufzte die alte Frau, ratlos dreinschauend. „Du bist jüst so'n Awkat as Otto. Wenn ick glöw, ick harr di, so sleist[1] du'n Haken, und ick hebb dat Nahkieken. Wat'n Welt upstunns, wat'n Welt! Ick kenn'r mi nich mehr in ut.“ Sie sank in sich zusammen, ein kümmerliches, armseliges Häufchen Mensch.

Nun tat sie dem Enkel leid. Er nahm ihre Hand und sagte: „Beste Oma, in een Stück mutt ick Jo recht geben: 't ward mit düsse Danzeree bi lüttjen 'n bäten rieklich väl. Na, de Wirtslüe hebbt de langen Johren nix Rechts hatt und möten verdenen, und us ole Soldaten is dat ok erst mal to gunnen. Aber nu kummt bald de hille Tied, da well dat woll von alleen weniger weern. Ick harr mi ok all vörnahmen, dat ick erst mal

[1] schlägst

twee Sünndage to Hus bliewen woll, und dat Ji seht, dat ick wat up min Oma tell, gew ick noch twee Sünndage to. Veer Sünndage, 'n ganzen Mand, nich to Danz, Oma, wat solide! So'n soliden Jungkeerl giwt't in't ganze Karkspell nich. Nu möt Ji aber ok wedder 'n vergnögt Gesicht maken, Oma, und Jo risch uprichten in Jonen Stohl. Wenn Ji dat nich dot, dennso gah ick jeden Sünndag to Danz und kam erst Middag 'rin. Und ick lat mi in den ‚Klub der Harmlosen' upnehmen, de danzt dreemal in die Wäk. Upfoddert[1] hebbt de mi all, ick schöll inspringen; 't sünd alles vergnögte Jungs und Deerns."

„Du lewe Gott und Vader, stah uns in Gnaden bi!" rief die alte Frau, plötzlich munter werdend. „Ja, Junge, wenn du eerst mal 'n ganzen Mand an't Hus bliwst, dennso bin ick dick tofräden. 't is doch 'n Anfang in de Bäterung, und denn kam't wi mit Gotts Hülp jo ok woll wieder."

„Dennso willt wi uns wedder verdrägen, Oma," sagte Hinrich und fuhr ihr streichelnd und eiend über die Hände ...

Eigentlich war er zur Großmutter gekommen, um ihr zu klagen, was man neuerdings über Hof Lohe rede, und sie zu bitten, daß sie Otto einmal ganz gehörig die Leviten läse. Nun er sie selbst gelesen bekommen hatte, verspürte er keine Lust mehr, den Bruder einem gleichen Schicksal auszuliefern. Wozu der alten Frau Kummer und schlaflose Nächte bereiten? Otto und er, so weit ihre Ansichten auch auseinander gingen, sie waren doch

[1] aufgefordert

beide Kinder der neuen Zeit. Wie sehr aber die Großmutter einer vergangenen Zeit angehörte, das war ihm ja eben noch wieder so recht deutlich geworden. Sich im Kampf mit dem Bruder unter ihrer Schürze zu verstecken, kam ihm auf einmal nicht recht ehrenhaft vor. Nein, diese ehrwürdige alte Frau mußte man in Frieden bei Bibel und Gesangbuch lassen und sie mit dem Quark und Verdruß des Tages nach Möglichkeit verschonen.

Die Großmutter war nach diesem Gespräch mit Hinrich in einer zwiespältigen Stimmung. Es gewährte ihr eine gewisse Befriedigung, daß sie nicht länger „wie ein stummer Hund" geschwiegen, sondern als bestellte Hüterin des alten guten Geistes auf dem Hofe endlich den Mund aufgetan hatte. Aber es bedrückte sie, daß sie nicht mehr erreicht hatte. Ach, wenn Vater noch am Leben wäre, wie wäre der wohl mit dem Jungen zu Kehr gegangen! Das heißt, immer hatte er seinen Kopf auch nicht durchgesetzt — zum Beispiel in des ältesten Sohnes Freierei nicht. Obwohl er da Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, hatte er schließlich doch klein beigeben müssen. Das tröstete seine hinterlassene Lebensgefährtin ein wenig. Und war's denn doch nicht allerhand, was sie erreicht hatte? ... So wurde es ihr nicht so ganz schwer, im Verlauf des Abends mit einigen Dutzend Achjajijas ihre Brust weiter zu erleichtern und von dieser Last schließlich nicht mehr zu behalten, als auf dem Rücken zu fühlen ihr eine Art Bedürfnis war. Denn diese Welt sollte nach Gottes Willen und nach der Bibel und nach Luthers

Kleinem Katechismus ein Jammertal sein, und wenn sie nichts mehr mit ihrem Achjajija zu bejammern gehabt hätte, wäre es ihr sicher so vorgekommen, als ob ihr Lebensschifflein nicht mehr den rechten Tiefgang hätte. Denn die der Herr lieb hat, die züchtigt er und nimmt ihnen das liebe Kreuz nicht ganz ab, macht aber ihre Schultern so stark, daß sie es ihm zu Ehren tragen können.

Die beiden Brüder sahen in dieser Woche häufig nach dem Wetterglas, Hinrich in der Hoffnung, der Zeiger solle nach links gehen, denn er brauchte Regen für sein Land; Otto mit dem Wunsche, jener möchte sich bis zum nächsten Sonntag rechts halten, denn für die Wanderung mit Hilde zur Wulwesheide hätte er gern schönes Wetter gehabt. Ihm wurde sein Wunsch erfüllt, und Hinrich mußte sich noch gedulden.

Als Otto auf Delmsloh ankam, um seine Jugendgespielin abzuholen, sagte Onkel Wessing: „Ich möchte auch wohl mal sehen, was die reizende kleine Frau sich für ein Nest gebaut hat, und eingeladen hat sie mich letzten Sonntag zweimal. Was meinst du, Otto, wenn ich euch begleite?"

Otto bekam einen nicht geringen Schreck. Wegen eines Spaziergangs mit Onkel Wessing hatte er sich dieses Maiensonntags, der an strahlender Schönheit seinen Vorgänger fast noch übertraf, nicht gefreut. „Ob's dir als einzigem älteren Herrn unter lauter jungem Volk nicht zu langweilig würde?" gab er zu bedenken.

„Das hat nichts zu sagen," beruhigte der alte Herr. „Man muß sich zur Jugend halten, wenn man jung bleiben will."

„Aber wenn alte Wandervögel zusammenkommen, dann gibt es ein Gezwitscher und eine Fachsimpelei,

daß jedem, der nicht Wandervogel war, übel dabei werden kann."

„Na ja, ich sehe schon, daß euch meine Begleitung unerwünscht ist, und daß ..."

„Onkel, das wollte ich wirklich nicht sagen. Ich meinte nur, ob nicht deinetwegen ..."

„Ich sagte ja schon, meinetwegen ginge ich gern mit, aber euretwegen bleibe ich zu Hause. Ihr Jungen seid lieber unter euch, und ich denke gar nicht daran, euch das übelzunehmen."

„Aber Papa," warf sich nun Hilde ins Mittel, „Williges werden sich gewiß freuen ..."

„Fängst du auch noch an zu heucheln?" unterbrach sie der Vater. „Ein Spiel- und Spaßverderber bin ich nie gewesen. Martha, stopf' mir, bitte, meine lange Sonntagspfeife, aus dem grünen Tabakskasten — zu e i n e m Kopf wird der Portoriko wohl noch langen — und brau' mir eine Tasse starken Bohnenkaffee! Kinder, was steht ihr hier noch herum? Macht, daß ihr aus der Luft kommt, und stört mir nicht länger meine Sonntagsnachmittagsgemütlichkeit! Der kleinen Siedelfrau könnt ihr aber von mir die Hand küssen, und wenn sie uns nächstens mal wieder besuchen wollte, so würde das ein Festtag für Delmsloh sein."

Otto und Hilde brachen auf. Eine Strecke führte der Weg durch den Wald und an manchem vorüber, was freundliche Erinnerungen an Kinderspiele und Jugendfahrten weckte. Otto empfand das als sehr angenehm. Denn damals war alles durchsichtig und klar zwischen ihnen gewesen, was man von der jüngeren Vergangen-

heit und der Gegenwart nicht sagen konnte. „Weißt du noch? Hier hatten wir unsern Indianerwigwam; vier Rothäute hausten darin mit zwei Squaws.“ — „Ja, und in einem dieser Bäume saß das Eichhörnchennest, aus dem wir uns das muntere Tierchen holten, das so unglaublich zahm wurde.“ — „Ja, und von der Höhe dort rodelten wir mit unseren kleinen Schlitten und mußten uns sehr in acht nehmen, daß wir nicht gegen die Bäume jagten, und Jürgen holte sich einmal 'ne blutige Nase dabei.“

So ging es eine ganze Weile fort. Da sie seit ihren Kindertagen diesen Weg nicht mehr gemeinsam gewandert waren, hatten diese Erinnerungen etwas wunderbar Frisches und Unverbrauchtes.

Nun lag der Wald hinter ihnen, und sie schritten über die freie Heide. Da diese einst die Kinder weniger angezogen hatte, meldeten sich hier keine Erinnerungen, und das Gespräch versiegte allgemach.

Nach einer Weile fragte Hilde: „Wie geht es dir denn jetzt mit deinen Arbeitern? Du hast lange nicht mehr mit mir darüber gesprochen.“

„Ja, was soll man denn groß darüber reden?“ sagte er gleichgültig. „Die Sache geht langsam voran. Einer von den Leuten glaubt krank zu sein und drückt sich im Quartier herum. Manchmal will mir scheinen, es könnte etwas mehr beschickt werden. Aber die letzten Tage war es ja ziemlich heiß, oder ob die Leute sich von ihren Zeitungen beschwatzen lassen, daß sie es mit der Arbeit sachter angehen lassen — ich weiß es nicht.“

„Hast du schon gehört, was für ein Gerede die Leute über deine Arbeiter aufgebracht haben?"

„Ach Hilde, sprich von was anderem! Ich hab' von der Sache Verdruß genug gehabt, hab' sogar ein großes Verhör mit Haussuchung angestellt, das selbstverständlich nicht das geringste Belastende zutage gefördert hat. Lassen wir diese unerquicklichen Geschichten."

„Entschuldige, Otto, aber ich dachte, du wüßtest vielleicht von nichts, und da hielt ich es für meine Pflicht ..."

„Ich danke dir, Hilde, aber ich weiß von allem Bescheid, und nun wollen wir dies Thema begraben. Der Tag ist für so was wirklich zu schön, und ich habe das Bedürfnis, den Werkeltag und seine Sorgen einmal völlig abzuschütteln."

Eine Strecke gingen sie schweigend. Ihre Füße streiften das Heidekraut, denn sie folgten den ausgetretenen Geleisen einer alten Wagenspur. Das gab ein leises, gleichmäßiges Rauschen, und das war der einzige Laut in der Heideeinsamkeit.

„Ich glaube, wenn wir stille stehn," sagte Otto nach einer Weile, „trifft auch nicht der leiseste Ton unser Ohr."

Sie blieben stehen und lauschten. „Doch," sagte Hilde, „irgendwo im Himmelsblau singt eine Lerche."

„Du hast recht, jetzt höre ich sie auch."

Langsam gingen sie weiter, bemüht, auch mit den Füßen jedes Geräusch zu vermeiden.

„Wenn ich hier so mit dir durch das braune Heideland gehe," begann Otto, „über uns die strahlende Him-

melskuppel und irgendwo in der blauen Unendlichkeit ein kleiner Vogel, der seines Herzens Freudenüberschwang gar nicht hoch genug zur Sonne hinauftragen kann, dann fasse ich es nicht, daß dieser Krieg sein konnte und dieser Zusammenbruch..., daß wir nun einem Volk angehören, das seinen Tag in der Geschichte gehabt hat..."

„Aber Otto, wir wollen doch hoffen..."

„Bitte, Hilde, laß uns nicht weiter darüber reden!"

„Aber wenn du so anfängst..."

„Ja, das war töricht genug von mir. Man muß es erst lernen, sich einmal völlig loszureißen... Laß uns heute nichts sein als Kinder dieses braunen Landes, als Kinder dieser goldenen Sonne, als Bruder und Schwester des kleinen jubelnden Wesens da über uns irgendwo im unendlichen Raum."

Sie wanderten, schauten, lauschten, träumten. Und schwiegen...

„Entschuldige, Otto," unterbrach Hilde mit leiser Stimme, „aber da kommt Anneliese Williges mit ihrem Mann über die Höhe uns entgegen."

„So—o? Sie hätten es getrost zwischen ihren vier Pfählen abwarten können, bis wir da sind," sagte Otto ein wenig ärgerlich. „Na, einerlei, dieses Wandern miteinander über die Heide haben wir erst einmal gehabt. Wenn dein Vater uns begleitet hätte, — so fein schweigen hätten wir mit ihm nicht können."

Hilde nickte, und sie lächelten sich zu.

Williges kamen heran. Eine förmliche Vorstellung fand nicht statt; es wußte ja jeder, mit wem er's zu tun

hatte. Man begrüßte sich mit kräftigem Händedruck und setzte die Wanderung fort.

Albert Williges hatte ein energisches Kinn und schwärmerische Augen. Man traute ihm ohne weiteres zu, daß er Neuland brechen und sich mit eigenen Händen ein Haus in die Einöde bauen konnte. Man sah ihm aber auch an, daß sein Geist sich von der Nähe und Enge nicht fesseln ließ, sondern hohen und fernen Zielen zustrebte. Otto versprach sich von ihm viel, obgleich er sich einstweilen zurückhielt und es seiner Frau überließ, die Gäste zu unterhalten.

Als die kleine Gesellschaft die mäßige Anhöhe, die sich vor ihr erhob, gewonnen hatte, lag die Siedlung in einiger Entfernung vor ihnen. Sie bot sich dem Auge als ein in den verschiedensten Tönen von Grün spielendes Rechteck im braunen Heideland dar; das Häuschen lag vor einer Fuhrengruppe, die ihm gegen den Westwind einigen Schutz verlieh.

„Vor dem Dreißigjährigen Kriege," erklärte Williges, „war hier ein Bauernhof. Tillys Horden sollen ihn niedergebrannt haben. Bei meinen Arbeiten fand ich Lehmsteine, einige Scherben und eine Silbermünze. Es ist wunderlich, daß erst nach dem Weltkriege ein Deutscher dazu kommt, das Zerstörte wieder zu bauen. Nun, inzwischen hatten wir ja wohl Größeres zu tun ..."

Auf einer grünen Fläche weideten angepflöckt zwei Ziegen und ein Schaf mit Lämmern. Frau Anneliese stellte vor. Lotte gebe viel Milch, Liese nicht ganz so viel, aber dafür um so fettere; es sei eine Sanenziege mit Stammbaum. Dem Schaf Alma griff sie ins Vließ.

Der Besuch mußte bestätigen, daß es sehr weiche Wolle habe, und mutmaßen, wieviel Pfund es morgen oder übermorgen bei der Schur hergeben werde. Es huschte ein Schatten über ihr Gesicht, als die Schätzungen hinter ihrer eigenen erheblich zurückblieben.

Nun standen sie vor dem Häuschen. „Es ist einstweilen mehr ein Unterstand," meinte der Erbauer. „Weil das Holz so teuer ist, bin ich halb in die Erde hineingegangen. Mit der Zeit hoffen wir oberirdisch zu werden."

„Warum?" rief Frau Anneliese. „Halb in der Erde haben wir's im Winter warm und im Sommer kühl, und von der Erdfeuchtigkeit, vor der du anfangs bange warst, haben wir bis jetzt nicht gelitten."

Das genügsame Frauchen bekam einen zärtlich dankbaren Blick.

Man stieg einige Holzstufen hinab und trat durch die Haustür und einen engen Windfang unmittelbar in den Wohnraum. Der war kaum zwei Meter hoch, die Bodenfläche mochte 4 × 5 betragen. In einer Ecke stand der eiserne Kochherd. Die Wände, Tisch, Wandbank und Stühle, die Borte für das Küchengerät, alles war aus ungehobeltem Kiefernholz hergestellt. Der gestampfte Lehmfußboden wies einige Unebenheit auf. Unter der Decke hingen in Büscheln getrocknete Kräuter, Kamille, Pfefferminz und anderes. Das Kindchen, das in dieser Erdhütte das Licht der Welt erblickt hatte, schlief in einer rotgestrichenen Wiege, in deren Holz die Jahreszahl 1773 geschnitzt war. Sie bildete das Prunkstück der Einrichtung. Die Gäste blickten sich voll In-

teresse um. „Daß hier Wandervögel hausen," sagte Otto, „sieht man auf den ersten Blick," und er trat näher, um die Kohlezeichnungen von deutschen Landschaften, die den Wänden Schmuck verliehen, zu betrachten. „Wer ist denn der Künstler?" fragte er. „Die Bilder sind von mir," versetzte Williges, „die umrahmenden Heidekränze natürlich von meiner Frau; sie werden in jeder Heideblüte erneuert." — „Alle Achtung dem Zeichner wie der Kranzwinderin," sagte Otto. „Dieses Bild vom Weinfelder Mar finde ich besonders gelungen; ich war dort erst ein Jahr vorm Kriege und habe die Eifel recht schätzen gelernt." — „Herr Lohmann," sagte lächelnd Frau Anneliese, „ich schlage vor, wir bleiben einstweilen noch in der Heide und trinken Kaffee. Und zwar im Freien, unter dem Apfelbaum am Hause, der in diesem Jahr zum erstenmal reichlich blüht. Ihr seid wohl so gut und schafft Tisch und Sitzgelegenheit hinauf, auch die Wiege, diese aber sehr vorsichtig, damit Jung-Siegfried uns noch ein bißchen Ruhe läßt. Fräulein Hilde und ich werden unterdessen den Kaffee kochen."

Als die beiden Männer sich ihres Auftrags entledigt hatten, sagte Williges: „Ich glaube, wir lassen die Frauen erst mal für sich walten, und ich zeige Ihnen inzwischen mein kleines Besitztum. Es ist 25 Morgen groß, ich habe dafür 2700 Mark zahlen müssen. Dem früheren Eigentümer lag es unbequem, und er hatte gerade Gelegenheit, für den gleichen Preis sich ein Stück Land näher bei seinem Hof wiederzukaufen. Seit drei Jahren bin ich Grundbesitzer und habe in dieser Zeit

fast zwei Morgen unter den Spaten genommen. Daß es sich um altes Kulturland handelt, kommt mir zustatten, und die Erträge steigern sich von Jahr zu Jahr." Nachdem er das mit einigen Zahlen nachgewiesen hatte, fuhr er fort: „Am meisten Schwierigkeiten machte natürlich der Hausbau. Handwerker waren nicht zu haben, oder ich hatte nicht Geld genug, um die wenigen, die der Krieg im Lande gelassen hatte, willig zu machen. Da hieß es: Selbst ist der Mann. Abgesehen von den Fenstern, an die ich mich nicht herangetraute, hab' ich alles eigenhändig gezimmert und gebaut; der Unterstandbau im Felde war eine gute Vorschule gewesen. Es wird heute nicht leicht jemand so billig zu einer Familienwohnung kommen. Das ganze Häuschen, wie Sie es da sehen, kostet mich wenig über 1300 Mark. Und es wohnt sich recht behaglich drin. Nur das Heidedach hält bei heftigen Regengüssen nicht ganz dicht, aber das kommt im Jahr nicht öfter als zwei- bis dreimal vor und wird einstweilen ertragen. Mit der Zeit hoffe ich, die Heide durch Stroh zu ersetzen, und dann werden wir vollkommen trocken wohnen... Kleidung und Wäsche können wir demnächst aus eigenen Erzeugnissen ergänzen. Unsern Wollträger haben Sie vorhin schon begutachtet, und hier hab' ich auch ein Stückchen Hanf. Spinnen und schneidern kann meine Frau bereits; das Braken, Hecheln und Weben, und was sonst noch dazu gehört, will die Frau des Bauern, von dem ich das Land habe, ihr nächstens zeigen. Diese Leute stellen sich sehr freundlich zu uns, haben uns auch ihre Familienwiege für unsern Jungen

geschenkt, denn ein Bauernjunge fährt heute ja im neumodischen Kinderwagen mit Spitzenvorhängen spazieren. Im übrigen gehen wir den Eingebornen möglichst aus dem Wege. Sie halten meine Siedlung für eine Spielerei von verrückten Stadtleuten, wenn es ihnen langsam auch wohl dämmern mag, daß es meiner Frau und mir ernst ist. Auch fürchten sie, daß wir ihnen eines Tages als Gemeindearme zur Last fallen könnten. Unser Freund, der Tötsbauer, hat sich allerhand Grobheiten sagen lassen müssen, weil er das bißchen Heide an landfahrendes Volk verkauft hat. Wir beanspruchen deshalb grundsätzlich keine Gefälligkeiten von den Bauern, und indem wir die Zinsen eines kleinen Erbteils meiner Frau zur Hilfe nehmen, kommen wir auch ganz gut aus. Vor dem Charakter der hiesigen Bevölkerung hab' ich im Grunde Achtung und hoffe, mit der Zeit, wenn die Leute sich erst daran gewöhnt haben, daß wir hier sind und bleiben, wird sich auch eine etwas freundlichere Form des Zusammenlebens ergeben. Aber sie haben's nicht eilig damit, und wir können's abwarten... Sie als Großgrundbesitzer ahnen nicht, was unsereiner, der mit nichts auf die Welt gekommen ist, empfindet gegenüber einem solchen Stückchen der mütterlichen Erde, das er sein eigen nennen darf. Es ist mir, als hätte ich früher in der Luft geschwebt und fühlte nun erst festen Grund unter den Füßen. Als Sohn eines Beamten, der häufig versetzt wurde, hatte ich keine Heimat im eigentlichen Sinne, bis ich sie hier in Ihrer Heide fand... Hier sind wir an der Grenze meines Besitzes, und Sie können ihn gut überschauen. Der

hohe Wacholder dort links gehört noch mir. Die drei Kiefern dort rechts stehen eben auf des Nachbars Gebiet. Doch ein schönes Stück Land, nicht wahr?"

Otto nickte. Ehe er zu einer weiteren Antwort kam, rief Williges: „Hallo, bei meinem Hause geht die Flagge hoch, zum Zeichen, daß der Kaffee fertig ist. Wir dürfen die Frauen nicht warten lassen."

Der schnelle Schritt, den sie einschlugen, war einer Unterhaltung nicht günstig. Williges schwieg, und Otto stand stark unter dem Eindruck seines schlicht sachlichen Berichtes. Im Wesen und Wollen dieses Mannes war alles so bestimmt, eindeutig, klar wie bei ihm selbst verzwickt, verworren, unklar. In den Briefen an seine Freunde und Kameraden nannte er sich gern einen Bauer. Aber bei Lichte besehen war das Kokettiererei, zu deutsch Schwindel. Auf den Ehrentitel eines, der das Land baut, hatte er keinen Anspruch. Daß er auf seinem Lande ein halb Dutzend städtischer Arbeitsloser beschäftigte, war ja gewiß eine gute und notwendige Sache, aber auf die Dauer konnte es nicht einem Menschenleben befriedigenden Inhalt geben. Er hatte deshalb auch in der letzten Zeit seine früheren Studien wieder aufgenommen, nur ohne Hinblick auf ein bestimmtes Lebensziel und nach persönlichem Geschmack auswählend. Daß sie ihn befriedigt hätten, konnte er nicht behaupten. Ein Mann wie dieser Williges, der klar wußte, was er wollte, und es mit starker Willenskraft durchführte, war zu beneiden ...

„Kommt ihr endlich?" rief Frau Annelieses helle Stimme. „Was braucht ihr denn just vor'm Kaffee so

weit wegzulaufen? Ihr nehmt die Bank, wir setzen uns auf die Stühle. So, nun bitte ich zuzulangen. Dies Gebäck ist von mir selbst erfunden."

Es schmeckt auch darnach, dachte Otto, der einen kleinen runden, nach Pfefferminz schmeckenden Kuchen genommen hatte und an ihm würgte. Die reine Wandervogelkocherei und -backerei! Menschen, die so genügsam waren, wie diese beiden, denen das harte, trockene Zeug offenbar festtäglich mundete, kamen allerdings leicht durch das Leben. Auch die Ziegenmilch, die es in den Roggenaufguß gab, fand er, von Jugend auf an Kuhmilch gewöhnt, wenig erfreulich, und als die Gastgeberin sein Urteil über die Milch ihrer Sanenziege herausforderte, sagte er nur, sie schmecke sehr interessant. „Nämlich dreimal so gewürzig als die langweilige Kuhmilch," bestimmte die junge Frau den Geschmack ihrer Ziegenmilch näher. Ja, so könne man es wohl nennen, meinte er, aber alle Menschen seien nicht für starke Gewürze.

„Nun sagen Sie bloß, liebe Gäste," nahm Frau Anneliese nach einer Weile wieder das Wort, „kann ein Mensch es auf der Welt besser haben als wir in unserer Siedelei? In Hamburg hätten wir bei der herrschenden Wohnungsnot vielleicht ein Mansardenzimmer vier oder fünf Treppen hoch gefunden. Hier haben wir ein ganzes Haus für uns und ein kleines Rittergut rundumzu. In Hamburg wäre mein Mann, wenn er weiter studiert hätte, jetzt Kandidat des höheren Lehramts, und der Himmel mag wissen, wie lange er das geblieben wäre. Und ich — während des Krieges hab' ich,

um nicht müßig zu sitzen, bei einem Rechtsanwalt gearbeitet; jetzt, nachdem die Männer aus dem Felde gekommen sind, wäre ich natürlich auf die Straße geflogen. Aber nun sitzen wir hier in der Heide, haben eine Arbeit, die uns Freude macht, haben unser Brot und können uns bei festlichen Gelegenheiten sogar mal Kuchen leisten. Nehmen Sie noch ein Stückchen, Herr Lohmann?"

„Danke wirklich, Frau Williges, bin kein starker Kuchenesser," sagte Otto. „Was ich noch fragen wollte, Herr Williges... kommt Ihnen Ihre Übersiedlung in diese Einsamkeit zuweilen nicht doch wie eine Art Drückebergerei vor? Wie eine Flucht vor wichtigen Lebensaufgaben, die Sie anderswo erfüllen könnten, wozu Ihnen hier aber keine Möglichkeit gegeben ist?"

„Eine Flucht," erwiderte Albert, „ist es doch wohl nicht mehr, als wenn Sie, der Jurist, sich auf Ihren Hof zurückziehen."

„Gewiß, aber ich lege mir auch öfters die Frage vor, ob ich recht daran getan habe. Meistens beantworte ich sie mit Ja, zuweilen aber auch mit Nein, und ich möchte fast glauben, in letzterem Falle bin ich vor mir selbst ehrlicher."

„Ich für mein Teil habe bei dem, was Sie Drückebergerei und Flucht nennen, ein gutes Gewissen. Zur Philologie bin ich mehr aus Verlegenheit gekommen, weil ich einmal das Gymnasium durchgemacht hatte und es nun hieß: Der Junge muß studieren. Ein tüchtiger Schulmeister würde ich niemals werden; ich nähme also nur einem tüchtigeren den Platz weg. Freilich, vor dem

Kriege konnte unsereins sich das ja nicht leisten, seinen Neigungen zu folgen, die bei mir von jeher auf ein einfaches, naturnahes, urwüchsiges Leben gingen. Als unserm Volk noch eine herrliche Zukunft vorschwebte, da mußten alle Mann an Deck, um zu helfen, daß wir dieser Fata Morgana näher kämen. Nachdem sich dies lockende Bild aber in Dunst aufgelöst hat, kann die Allgemeinheit jedem dankbar sein, der sich still beiseite drückt und ihr nicht weiter lästig fällt. Ja, der durch seiner Hände Arbeit vielleicht eines Tages dem Boden noch etwas mehr abgewinnt, als er für sich und die Seinen braucht. So hoffen wir dieses Jahr schon einige Zentner Kartoffeln abgeben zu können und auch etwas Honig in die Stadt zu schicken, falls die Bienen sich günstig entwickeln. Ist das nicht besser, als wenn ich mir die Beine ablaufe, um Kriegsgewinnlers Dösbartel von Jungen kümmerlich bezahlte Nachhilfestunden zu geben, oder als wenn meine Frau die Reihe der um einen Kohlkopf Anstehenden verlängerte?"

Otto gab das lachend zu. „Erlauben Sie mir aber noch die eine oder andere Frage," fuhr er ort. „Alles, was ich hier sehe, ist mir ja völlig neu und interessiert mich auf das lebhafteste."

„Bitte, fragen Sie nur."

„Lesen Sie regelmäßig die Zeitung?"

„Unser Freund und Gönner, der Tötsbauer, hält ein Sonntagsblatt, das außer erbaulichen Betrachtungen und einem recht ausgedehnten Anzeigenteil auch eine gedrängte politische Wochenübersicht bringt. Die lese ich regelmäßig, und wenn das Öl, mit dem sie angemacht

ist, auch nicht ganz meinen Geschmack trifft, so lasse ich mich doch gern von ihr unterrichten, vor allem, weil sie's erfreulich kurz macht."

„Das ist alles?"

„Ich mag unserm alten Briefboten nicht zumuten, daß er meinetwegen täglich einen Umweg von fast einer Viertelstunde machen soll."

„Halten Sie es denn aber nicht für sehr bedenklich, wenn Sie sich in dieser Weise von dem Leben Ihres Volkes lösen?"

„Ich mich von meinem Volk lösen? Ist mein Volk denn vom 9. November 1918 her? Ist mein Volk die Summe der von Ebert und Scheidemann regierten Zeitgenossen? Wir kommen aus dem Dunkel der germanischen Urwälder. Wir sind das Volk Luthers und Bachs, Goethes und Kants, Wilhelm Raabes und Fritz Reuters. Ich greife nur diese Namen heraus, weil sie drinnen auf meinem Bücherbrett vor andern vertreten sind. Diese und viele andere verbinden uns kleine Heidesiedler mit der großen Vergangenheit unsers Volkes. Und mit seiner Zukunft sind wir nicht weniger fest verbunden. Sie mögen mich auslachen, aber es ist so: wenn ich in die blaßblauen Augen unsers Siegfried sehe, der knapp aus dem dummen Vierteljahr heraus ist, dann schaue ich hoffend und vertrauend in das Morgenrot eines neuen und schöneren Tages meines Volkes. Und für die Gegenwart — na, da baue ich Kartoffeln, denn vorderhand ist das das Wichtigste, daß unser Volk das nackte Leben behält. Nein, Herr Lohmann, von unserm Volk lösen wir uns nicht. Wir fühlen uns

ihm hier in der Heideeinsamkeit enger verbunden, als wenn wir mit zehntausend Volksgenossen in Berlin durch die Friedrichstraße wimmeln müßten."

„Freilich, arm würden wir sein," fuhr Williges nach einer Pause fort, „wenn wir hier nichts wären als Kartoffelbauer und Ziegenzüchter. Ich muß unsere Leistung für die Gegenwart etwas ergänzen: wir fühlen uns als Pioniere! Es ist meine Überzeugung, daß Millionen Deutsche wohl oder übel, heute oder morgen, herausmüssen aus den Städten aufs platte Land. Nicht nur erwerbslos gewordene Industriearbeiter, auch von uns sogenannten Gebildeten nicht wenige; denn gerade wir stehen heute in der größten Gefahr, zu verproletarisieren. Das ist aber leichter gepredigt als ausgeführt. Von den Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, die eine solche Umsiedlung mit sich bringt, wissen meine Frau und ich ein Liedlein zu singen. Den entscheidenden Entschluß zu fassen und ihn allen Hemmnissen zum Trotz durchzusetzen, dazu gehört ein eiserner Wille. Den aber hat nicht jeder; die einen ziehen es vor, über die böse Zeit zu stöhnen, die andern wollen durch eine ‚Vollendung der Revolution' den Himmel auf die Erde herabzerren, — einen Himmel, wie sie ihn in Rußland schon haben. Da muß es nun Pioniere geben, die frisch und froh den Anfang machen und damit einen Weg bahnen auch für die Zaghaften und weniger Entschlossenen. Sie glauben nicht, Herr Lohmann, wie oft wir Besuch bekommen. Kein Wandervögelchen fliegt durch die Gegend, ohne neugierig bei uns Einschau zu halten. Aber es kommen auch ernste Männer, die sich bei uns

Rat und Mut für einen gleichen Entschluß holen wollen. Ich weiß allein von drei Kriegsbeschädigten, die nach mir ganz ähnlich gesiedelt haben wie ich. Einer war ein guter Kamerad von mir und hätte sich gern hier bei uns niedergelassen. Aber die Bauern wollten kein Land verkaufen, und ich konnte mich auch nicht recht entschließen, von meinen 25 Morgen abzugeben. Das heißt, ich hätte es am Ende wohl getan, aber meine Frau wollte nicht."

„Aber das kann man doch auch nicht, wenn man Kinder hat!" unterbrach mit krausen Lippen Frau Anneliese. „Nun reden Sie mal, Herr Lohmann!"

„Ich muß Ihnen vollkommen recht geben," lächelte Otto.

„Na ja," fuhr Williges fort, „mir wäre es ja auch schwer geworden, und im Grunde dank ich dir, Kind, daß du fest geblieben bist ... Ich sprach davon, daß wir viel Besuch haben. Neulich erschien sogar der Herr Landrat. Er war sehr wohlwollend. Das Haus entspräche zwar nicht ganz den baupolizeilichen Vorschriften, aber behördlicherseits werde man weiterhin ein Auge zudrücken. Dann näselte er von einem Moor, das Eigentum des Kreises sei und vielleicht auch einmal für Siedlungszwecke in Frage kommen könne. Wir versuchten natürlich sofort etwas Dampf hinter die Sache zu machen, und meine kleine Frau, die über ältere Herren etwas vermag, legte sich mächtig ins Zeug. Aber da ging unser hoher Gast mit dem silbernen Griff seines Spazierstockes an seine Hakennase und sagte, das bedürfe reiflicher Erwägung. Mich soll wundern, wie

viele Jahre über dieser reiflichen Erwägung ins Land laufen werden... Auch Pastoren und Lehrer, denen Damaschkes Bodenreform es angetan hat, tauchen ab und an auf. Nur unsere werten Nachbarn, die Bauern, gehen in weitem Bogen um uns herum. Ihnen sind wir, wie ich Ihnen vorhin schon sagte, ein Dorn im Auge. Aber sie werden sich an diesen Dorn gewöhnen müssen. Es kann nichts schaden, wenn diese Herrschaften langsam begreifen, daß der Herrgott die schöne Lüneburger Heide nicht bloß zu dem Zweck geschaffen hat, damit sie die Hände in die Hosentasche schieben und sagen können: „So wied as ick kieken kann, alles min!"

Jung-Siegfried meldete sich, und gleich äußerst energisch, wie von dem Sohn eines solchen Vaters ja nicht anders zu erwarten war. Frau Anneliese nahm ihn aus des Tötsbauern Familienwiege und reichte ihm die Brust. Die blühende junge Frau, das am mütterlichen Lebensquell begierig trinkende Kind, über ihnen der Blütenbaum, hoch darüber der blaue Frühlingshimmel, ringsum die weite, braune Heide, — die Gäste erinnerten sich nicht, je ein lieblicheres Bild gesehen zu haben.

Als der Junge sich satt getrunken hatte, unternahm man auf Frau Annelieses Vorschlag einen kleinen Spaziergang. Das Kind wurde in einem aus Weiden geflochtenen Tragstühlchen zwischen beiden Eltern befördert. „Auch eigene Erfindung?" fragte Otto. Williges nickte und seine Frau erklärte die Vorzüge dieser Transportweise vor den sonst üblichen.

Nach einer Weile lud das lichtgrüne Dach einer

Hängebirke zu schattiger Rast im Heidekraut ein, gegenüber einer selten schönen Wacholdergruppe, auf der das Auge mit Wohlgefallen ruhte.

„Wie ich höre," begann Albert Williges, „sind Sie dabei, Herr Lohmann, größere Flächen Ihres Grundbesitzes urbar zu machen. Welchen Zweck verfolgen Sie damit?"

„Zunächst kam es mir darauf an, Arbeitsgelegenheit zu schaffen," sagte Otto, „und dann möchte ich auch ein wenig zur Volksernährung beitragen."

„Wie groß ist Ihr Hof?"

„Es fehlen ihm nicht viel an 2000 Morgen."

„Und das sagen Sie, ohne rot zu werden?"

„Hab' ich das Land denn gestohlen? Oder stehen Sie auf dem Standpunkt, daß Eigentum Diebstahl ist?"

„Das nicht gerade, aber der Satz: ‚Eigentum ist Eigentum' scheint mir, wenigstens was Grund und Boden angeht, recht anfechtbar."

„Mir auch."

„Sie sind Bodenreformer?"

„Versteht sich. Das ist heute ja wohl jeder anständige Mensch."

„Herr Lohmann, das verbindet uns noch mehr als die gemeinsame Wandervogelschaft. Da müssen wir uns noch einmal die Hand geben... Ja, und nun möchte ich mir einen Vorschlag erlauben. Ich weiß allerdings nicht, wie Sie ihn aufnehmen werden."

„Sprechen Sie ihn, bitte, ruhig aus."

„Ich finde diese dritte Person Pluralis in der Anrede eines Menschen, der Auge in Auge vor uns sitzt und

mit dem wir Wichtigeres auszutauschen haben als nichtssagende Höflichkeitsphrasen, einfach greulich. Hier in der Heide sagt man zu Altersgenossen und jüngeren Leuten Du, zu den Alten und zu andern Menschen, die man ehren will, Ihr. Das erscheint mir nachahmenswert. Aber wenn Sie anderer Meinung sind und das Sie lieben, so sagen Sie es aufrichtig und fürchten Sie nicht, daß Sie mich damit auch nur für eine Minute verstimmen könnten."

„Auch ich hasse dieses in unsere ehrliche deutsche Sprache hineingehunzte, die Menschen und Stände trennende Sie aus ganzem Herzen, stimme also freudig zu."

„Und Sie, Fräulein Hilde?"

„Ich schließe mich meinem Jugendfreunde gern an."

„Ich danke euch ... Also, was ich sagen wollte, Otto, daß du einen Hof von 2000 Morgen hast, ist in meinen Augen ein Unfug."

„Halt, mein Junge, ganz so einfach liegt die Sache denn doch wohl nicht. Wenn die hannoversche Höfeordnung die Teilung der Höfe verbietet, so hat sie damit ohne Zweifel viel zur Erhaltung eines gesunden, kräftigen Bauernstandes beigetragen. Etwas, worin die Weisheit unserer Altvordern ist, kann man nicht kurzerhand als Unfug bezeichnen."

„Die Weisheit unserer Altvordern kann unter gänzlich veränderten Zeitverhältnissen das Gegenteil von Weisheit, ja, ein Fluch werden. Das hannoversche Höfegesetz hat Tausende, Hunderttausende, die auf der väterlichen Scholle ihr gutes Auskommen gehabt hätten, in die Städte getrieben, und nun haben wir unsere

Not, sie wieder herauszukriegen. Na, ihre Tage werden ja gezählt sein. In die neue deutsche Reichsverfassung soll eine Bestimmung aufgenommen werden, die etwa lautet: ‚Die Verteilung und Nutzung des Bodens wird von Staats wegen in einer Weise überwacht, die Mißbrauch verhütet und dem Ziele zustrebt, jedem Deutschen eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und Wirtschaftsheimstätte zu sichern. Kriegsteilnehmer sind bei dem zu schaffenden Heimstättenrecht besonders zu berücksichtigen. Grundbesitz, dessen Erwerb zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, zur Förderung der Siedlung und Urbarmachung oder zur Hebung der Landwirtschaft nötig ist, kann enteignet werden.‘ Du weißt, Reichsgesetz bricht Landesgesetz. Also mach dich auf etwas gefaßt, Lohbauer."

„Wat möt, dat möt," sagte Otto lächelnd. „Man immer zu, ich werde mich nicht sperren."

„Bist du aber aus der Art geschlagen!" rief Albert bewundernd. „Was ein richtiger Bauer ist, der steht doch mit dem Gedanken auf und geht mit dem Gedanken zu Bett, wie er Land zuerwerben kann."

„Na, nun mach uns auch nicht schlimmer als wir sind! Im allgemeinen begnügen wir uns damit, das von den Vätern Ererbte treu festzuhalten, — ein Charakterzug, der durchaus nicht zu verachten ist."

Es blieb eine Weile still. Dann sah der Siedler den Besitzer des Lohhofes mit seinen klaren grauen Augen nachdenklich an und sagte:

„Otto, darf ich dir mal einen netten kleinen Vorschlag machen?"

„Bitte sehr, sei so gut."

„Die Gesetzgebung arbeitet immer ein bißchen langsam. Sie braucht gerade wie unser Herr Landrat immer endlose Zeit zu reiflicher Erwägung."

„Na, hör mal! Das Gesetzemachen geht doch heute, weiß der Himmel, als wenn der Teufel Würste macht."

„In mancher Beziehung wohl, aber in andern sehr wichtigen Dingen kommen und kommen wir nicht vorwärts. Bis wir ein anwendbares Heimstättengesetz haben, wird noch viel Wasser die Werle hinabfließen."

„Die Materie ist eben ungeheuer schwierig."

„Mag sein, aber dadurch, daß wir immer von den großen Schwierigkeiten reden, überwinden wir sie nicht. Mein Vorschlag geht nun dahin: Lauf du der Gesetzgebung doch mal ein bißchen vorauf!"

„Wie meinst du das?"

„Muß ich darüber noch Worte verlieren? Deine 2000 Morgen schreien nach Siedlern. Gib du diesen Schrei weiter und rufe die Siedler heran!"

Otto saß da, mit der Spitze seines Stockes im Heidesand grabend, tief in Nachdenken versunken.

Nach einer Weile sah er seine Jugendfreundin an und sagte: „Hilde, erinnerst du dich, wie ich dir im Winter einmal von einer Art Traumgesicht erzählte? Es war am Abend des Tages, als die Arbeiter angefangen hatten, das Heideland umzubrechen."

Hilde nickte.

„Was war das für ein Gesicht?" fragte Williges.

„Man soll andere nicht mit dem Erzählen seiner Träume langweilen. Ich wollte nur meiner Freundin etwas ins Gedächtnis rufen."

„Ach so. Bitte um Verzeihung ..."

„Nun, was meinst du zu meinem Vorschlag?" fragte Albert nach einer Pause.

„Das ist alles nicht so einfach, wie du dir das denkst," begann Otto. „Der Einzelne ist in solchen Dingen mehr oder weniger machtlos. Er wird eingeengt durch Rücksichten auf die Familie, deren Erbe er gewissermaßen verwaltet, durch Rücksichten auf seine Nachbarn und auf die Bauerschaft, in der er lebt. Schon daß ich die Arbeitslosen gerufen habe, verargt man mir, und ich bin dadurch in Schwierigkeiten geraten, die auch heute noch nicht überwunden sind."

„Aber du hast damit gezeigt," sagte Williges, „daß du nicht gewillt bist, dir von Hinz und Kunz vorschreiben zu lassen, was du zu tun oder nicht zu tun hast. Der erste Schritt ist glücklich getan; da wird der zweite schon viel leichter."

Nach einer Weile fuhr er fort: „Alles höhere Leben beruht auf dem Opfer. Darum war die erste Kriegszeit eine große Zeit, weil freudig geopfert wurde. Darum ist die Gegenwart so jämmerlich, weil nur Ansprüche gestellt und Forderungen erhoben werden. Aber die Not der Zeit wird wieder Menschen wecken, die bereit sind, Opfer zu bringen."

Es entstand eine lange Stille. Otto hatte das Graben im Heidesand aufgegeben. Hilde sah zuweilen nach seinem Gesicht hinüber, in dem es mächtig arbeitete ...

Endlich brach Williges das Schweigen. „Was hast du mit deinen Arbeitern bis jetzt für Erfahrungen gemacht?“ fragte er.

„Im Anfang war ich recht zufrieden,“ versetzte Otto, „in der letzten Zeit hat die Arbeitsfreudigkeit nachgelassen.“

„Die Sache ist also auf einem toten Punkt angelangt. Das war zu erwarten ... An deiner Stelle würde ich morgen vor meine Leute hintreten und sagen: ‚Kameraden, von heute ab arbeitet ihr nicht mehr für mich, sondern für euch selbst. Nein, von dem Tage an, da ihr hier die Arbeit aufnahmt, habt ihr daran geschafft, euch eine Heimstätte zu erwerben. Da liegt sie vor euch. Baut euch Häuser — es brauchen keine Schlösser zu sein, seht euch die Bude von dem Albert Williges in der Wulwesheide an — sucht euch 'ne nette kleine Frau und laßt uns gute Nachbarschaft halten.‘ Du sollst dich wundern, wie die Augen leuchten und die Hände sich regen werden.“

„Du schließest von dir auf andere,“ sagte Otto. „Ich glaube meine Leute einigermaßen zu kennen. Diesem oder jenem möchte ein kleines Besitztum wohl ganz erwünscht sein, aber die meisten würden sich wahrscheinlich bestens bedanken. Wenn sie sich eine Sommerfrische auf dem Lande mit guter, kräftiger Kost auch ganz gern gefallen lassen, so fühlen sie sich doch dauernd nur als Asphalttreter wohl.“

„Gewiß,“ sagte Williges, „wer im üblen Sinne des Wortes ein Proletarier, ein Prolet ist, wer zur Grundsuppe des Volkes, zum Pöbel gehört, der wird nicht

siedeln, und wir wollen ihn auch um alles nicht dazu ermutigen. So was muß vom Bauch unserer Riesenstädte verschluckt werden, der ja darauf eingerichtet ist. Ich habe aber die Erfahrung gemacht, vor allem auch im Felde, daß von denen, die sich mit Stolz Proletarier nennen, nicht 10 Prozent diesen Namen verdienen. Freilich, wir dürfen uns nicht verhehlen, daß dieser Prozentsatz unter den gegenwärtigen Verhältnissen schnell steigen kann. Wie ja unser ganzes Volk in der Gefahr steht zu verelenden, zu verproleten, zu verpöbeln. Da kann nun, nach meiner Überzeugung, einzig und allein das Land helfen. Alles, was in der Stadt auf absehbare Zeit keine Erwerbsmöglichkeit erwarten kann und gesund und jugendkräftig genug ist, muß hinaus aufs Land, um zu siedeln und zu arbeiten. Wenn von deinen Leuten einige nicht wollen, — Ersatz bekommst du jeden Tag. Ich könnte dir Wandervögel schicken, die sich bei mir nach Siedelland erkundigt haben, aber mit unserer eigenen Gilde wollen wir sehr vorsichtig sein. Mancher Jung und manches Mädel stellt sich das Ding so amüsant und einfach vor, wie drei Tage mit Klampfen und Rucksack durch die Heide laufen. Solche leichtherzige Art, die unserer guten Sache schaden und den Bauern mit ihren Unkenrufen zu einem leichten Triumph verhelfen könnte, müssen wir uns vom Leibe halten. Aber zwei oder drei Leute aus unserm Kreise kenne ich genügend, um dir raten zu können, es mit ihnen zu wagen. Denn es ist natürlich wünschenswert, daß solche Siedlungen sozial möglichst bunt gemischt sind. Damit geistiges Leben gepflegt

werden kann. Damit dieses unselige Mißtrauen zwischen den Ständen schwindet; denn ob einer Fabrikarbeiter oder Student, Musketier oder Leutnant war, als Siedler ist er gleicherweise auf Sonne und Regen, Saat und Ernte angewiesen und — auf die nachbarliche Hilfe, die auf dem Lande Mensch dem Menschen so nahe bringt."

Williges machte eine Pause, blickte Otto Lohmann werbend in die Augen und fuhr fort:

„Stelle dir einmal vor, wie das wäre, wenn auf deinen Ödländereien eines Tages, na, sagen wir, hundert Menschen auf eigenem Grunde ihr Brot hätten, den Segen der Erde erführen, eine Heimat gewännen. Engel würden sie nicht sein, aber ich glaube: doch etwas wie eine neue Menschheit, wenn man sie mit der alten vergleicht, die in diesem Kriege ihr Gericht empfangen hat. Lockt es dich nicht, zu so etwas die Hand zu bieten? ... Dann mag die Gesetzgebung nachgehinkt kommen und das in größerem Maßstabe durchführen, denn die Selbstsucht der großen Mehrheit läßt sich nur durch Zwang überwinden. Aber wir brauchen einen Vortrupp von Freiwilligen, die Wege suchen, auf denen das große Heer folgen kann. Wir brauchen tapfere Männer, das unbekannt vor uns liegende gelobte Land auszukundschaften. Was ist das für eine Freude, wenn diese Kundschafter seine köstlichen Früchte vorzeigen und den noch in der Wüste zeltenden Brüdern zurufen können: ‚Wir haben das herrliche Land gesehen; es ist wert, daß ihr es einnehmt. Kommt, wir wollen euch Führer sein!' ... Ich für mein Teil wüßte nichts, was

meinem armen, kleinen Leben in dieser bedrückenden Zeit einen so reichen Inhalt geben könnte wie solch ein Pionier- und Kundschafterdienst. Und was mich selbst und meine liebe Genossin beglückt, das möchten wir natürlich auch unsern neugewonnenen Freunden gerne zuwenden."

Otto antwortete darauf nicht, und es blieb still in der kleinen Gesellschaft, bis Frau Anneliese sagte, es werde Zeit heimzukehren, denn ihre Ziegen wollten gemolken sein.

Als sie eine Strecke schweigend zurückgelegt hatten, sagte Williges lächelnd: „Einen meiner beiden Lieblingsgedanken, für die ich lebe und kämpfe, habt ihr nunmehro vernommen. Laßt euch, bitte, auch den zweiten gefallen. Außer der kleinen Polizeitruppe, die die Gnade unserer Feinde uns ja wohl bewilligen wird, brauchen wir eine große Armee, die wir einstweilen, bis sich ein besserer Name findet, ‚Kulturarmee' nennen wollen. Zu ihr gehören sämtliche Arbeitslosen, und jeder gesunde junge Deutsche ohne Unterschied des Standes ist verpflichtet, ein Jahr in ihr zu dienen. Sie wird straff militärisch organisiert. Mit unsern alten Offizieren und Unteroffizieren ist von der alten Armee der Geist der Unterordnung und des Gehorsams in sie zu übernehmen. Ich kann euch nun nicht Exerzierreglement und Felddienstordnung dieser neuen Armee aus dem Handgelenk entwickeln, nur für ihre Verwendung einige Beispiele. Der Lohbauer will Heide urbar machen, hat aber keine Leute dafür. Befehl der 3. Komp. Feldregiment 77 ‚Lüneburger Heide' in Celle:

‚Unteroffizier Heidebrech setzt sich mit 10 Mann in Marsch nach Hof Lohe. Nähere Anweisung erfolgt durch den Kriegsleutnant d. R. a. D. Otto Lohmann dortselbst. — Das Dorf Dingskirchen ist durch eine Feuersbrunst eingeäschert, die Bewohner sind obdachlos. Baubataillon 12 erhält Befehl, es schleunigst wieder aufzubauen. Nach knapp einem halben Jahr meldet Major Maurer, daß sämtliche Abgebrannte wieder ein Dach über dem Kopfe haben. — Zwischen Astadt und Beheim verlangt die Volkswirtschaft eine Bahnlinie. Eisenbahnregiment 7, Oberst v. Eisenhammer, kommt mit Zeltausrüstung, Feldküchen und allem Gerät angerückt. Nach 8 Monaten fährt der hübsch bekränzte erste Zug. — Im Revier Dehausen werden nicht genug Kohlen gefördert. Bergwerksbrigade 2, Generalmajor Freiherr v. Köhler, rückt in das Land der schwarzen Diamanten, fährt unter Tag, und im Winter braucht kein Mensch zu frieren und keine Fabrik zu feiern. Und so weiter und so weiter."

Alle lachten hell auf. „Den Mann möchte ich sehen," rief Otto, „der uns eine solche Armee aus dem Boden stampft!"

„Aus dem Boden wird diese Kulturarmee uns niemand stampfen," fuhr Williges gelassen fort. „Auch die alte Armee, die Gravelotte und Tannenberg geschlagen hat, ist nicht aus dem Boden gestampft, sondern in jahrhundertelanger mühsamer Kleinarbeit herangebildet worden. Eine Armee, wie sie mir vorschwebt, setzt eine ebenso starke wie soziale Regierung voraus. Denn zum Lohndrücken und Streikbrechen darf sie

nicht mißbraucht werden; andererseits aber soll sie verhindern, daß irgend eine Minderheit dem Volk, das eben wieder anfangen will Atem zu holen, an die Kehle springt und ihm die Lebensluft abdrückt. Also morgen und übermorgen werden wir die Kulturarmee nicht haben. Erst muß das deutsche Volk einsehen, daß der Freiheitsrausch als Rausch einmal ganz nett ist, daß er aber keinen knurrenden Magen zur Ruhe bringen und keinem ein Hemd über den Leib schaffen kann. Erst muß es den Massen dämmern, daß Ordnung und Brot mehr wert ist als ‚Freiheit' und Hunger. Wenn wir erst so weit sind, können wir an die Aufstellung der Kulturarmee gehen und dabei zeigen, ob wir wirklich solche Meister im Organisieren sind, wie wir uns während des Weltkrieges immer eingebildet haben, oder ob das, wie so vieles, Selbstbetrug und Schwindel war.

„Diese mit Pflug und Spaten, Kelle und Hacke kämpfende Armee würde unsere mißtrauischen Nachbarn nicht reizen. Wir hätten in ihr eine Schule der Volkserziehung, die wir auf die Dauer doch nicht werden entbehren können. Was sie kostet, wird durch den Wegfall der so volksverderblich wirkenden Arbeitslosenunterstützung mehr als einmal eingebracht. Die Unteroffiziere und Veteranen können wählen, ob sie als Zivilversorgung nach einer Reihe von Dienstjahren einen Beamtenposten vorziehen oder eine nette kleine Siedelei, auf der sie für den Rest ihrer Tage in Frieden ihren Kohl bauen können... Du lächelst, Otto. Weil ich an mein Volk glaube, so muß ich auch glauben, daß

Derartiges einmal kommt. Es hat schon Dinge gegeben, die anfangs noch unwahrscheinlicher anmuteten und von den klügsten Leuten belächelt wurden, die sich dann eines Tages aber doch durchgesetzt haben. Man darf nur nicht müde werden, das, was einmal werden soll, immer und immer wieder in die Köpfe hineinzuhämmern. Es kommt kein Besuch von hier fort, ohne daß ich ihm meine Phantastereien, barocken Ideen, oder wie du's nennen willst, mit auf den Weg gebe. Ich muß dir gestehen, Otto, wir hätten die Mittel gehabt, uns etwas mehr so einzurichten, was man komfortabel nennt. Aber gerade das Gerücht, daß wir hier so urmenschenhaft, so höhlenbärenmäßig hausen, zieht die Leute an und gibt mir immer wieder Gelegenheit, meine Saat auszustreuen. Oft ist das gewiß verlorene Liebesmüh'; den langen Vortrag, den ich neulich dem Landrat hielt, hätte ich mir wohl besser geschenkt. Aber wer weiß, wie so etwas weiter läuft und ob's auf allerhand Ummegen nicht schließlich auch zu Leuten kommt, die eine schallende Stimme haben und das Notwendige weit in die Lande hinausrufen, bis es dann endlich, wenn Millionen Köpfe es kapiert haben und Millionen Willen es verlangen, in Erscheinung tritt. Ehe das Deutsche Reich wurde, war es unserer Väter Wunsch und Sehnen, haben unsere Besten von ihm geträumt und geschwärmt und gesungen, und ehe das Deutschland der Zukunft sich aus den Trümmern des Zusammenbruches erheben kann, muß es in unserer Sehnsucht und in unserm Willen vorhanden sein. Wenn's da aber erst ist, dann kommt es zuletzt auch so,

daß unsere und unserer Kinder Augen es sehen, und kein Clemenceau und kein Spartakus kann etwas dagegen machen."

Man war bei der Siedlung angelangt. Die Gäste wollten aufbrechen, ließen sich aber leicht bereden, auch das Abendbrot mit den Freunden unter dem Apfelbaum einzunehmen. Es gab zu Marmelade und Ziegenkäse ein Brot, von dem die Gastgeber mit Stolz berichteten, daß es von eigenem Roggen stamme, auf eigener Handmühle gemahlen und im selbsterbauten Backofen gebacken sei. Wer gute Zähne und einen gesunden Magen hatte, konnte es ja auch wohl essen; ein Genußmittel zu sein, beanspruchte es in keiner Weise. Als man gesättigt war, räumte Hilde den Tisch ab, während Frau Anneliese ihr Kind zur Ruhe brachte. Nach einer Weile kam sie mit einer Zupfgeige zurück. „Für diese Abendstunden," sagte sie, „schlage ich vor, vergessen wir die kranke Gegenwart und die dunkle Zukunft, schweigen von Siedelei und Kulturarmee, und sind nichts als leichtherzige junge Wandervögel."

Sie umfaßte das Apfelbäumchen und schüttelte es kräftig, so daß es seinen Blütenschnee auf die Tafelrunde niederrieseln ließ. Überall lagen die mailichen Schneeflocken. Als Hilde sich einige vom Haar streifen wollte, riefen Otto und Albert wie aus einem Munde: „Bitte, nicht!" Und sie zog die Hand denn auch zurück.

Die junge Frau nahm die Zupfgeige zur Hand und sang, an den Stamm des Apfelbäumchens gelehnt, mit glockenheller Stimme:

Uf'm Berge, da geht der Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind
Mit ihrer schlohengelweißen Hand,
Sie hat dazu kein Wiegenband ...

Sie gab das Instrument an Otto. Der stimmte an:

Et wassen twee Künigeskinner,
De hadden eenanner so leew.
De kunnen tonanner nich kamen,
Dat Water was väl to breed ...

Albert ließ ein keck freudiges Landsknechtslied erklingen:

Das Käuzlein laß ich trauern
Im Astloch Tag und Nacht.
Ich renn' aus Schanz und Mauern
Ins offne Feld zur Schlacht ...

„Hilde war nicht in unserm Bund, aber mit den Wandervögeln muß man singen," sagte Otto, die Zupfgeige nehmend. „Ich spiele einige Lieder, Hilde, die du kennst, und wenn eins kommt, zu dem du Lust hast, so stimme nur mit ein."

Er griff in die Saiten und spielte: Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar. Zu einer zweiten Weise gesellte sich ihre ruhige Altstimme:

Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum.
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum ...

Als sie geendigt hatte, machte Frau Anneliese den Vorschlag, jeder möge den andern einmal von einem besonders schönen Wandertag durch deutsche Gaue erzählen, und sie erbot sich, damit zu beginnen.

An einem leuchtenden Sommermorgen war sie mit drei Freundinnen von dem Städtchen Ruhla aufgebrochen, über Hohe Sonne ging's hinunter in die Drachenschlucht, über Elfengrund und Eliashöhle hinauf zur Wartburg. Wie wurde dieses Kleinod im grünen Herzen Deutschlands den Zuhörern da aufs neue wert! Herr Walther von der Vogelweide sang, die heilige Elisabeth erlebte das Rosenwunder, der Knabe Luther pflückte am Fuß des Burgberges Erdbeeren, der Mann Luther saß über den Wäldern in seiner Zelle, das heilige Buch seinem Volk zu schenken, und hoffnungsfreudige Jugend schwärmte auf dem Burghof von des kommenden Reiches Herrlichkeit ...

Albert nahm als Tübinger Student im ersten Semester die Freunde mit auf eine frohe Pfingstwanderung durch die Schwäbische Alb und den südlichen Schwarzwald, bis sie bei Albbruck zum erstenmal den Vater Rhein grüßten und sich von seinen grünen Wellen umarmen ließen ...

Es regte sich in dem kleinen Kreise etwas wie Fernenweh. In den Füßen war ein Kribbeln und eine Unruhe, als ob sie wandern müßten, wandern, wandern durch das schöne deutsche Land, die Berge hinauf, die Täler hinab. Aber dann führte der Sohn des Lohhofes an einem leuchtenden Septembertag über die blühende Heide. Da schwieg das Fernenweh, die

wanderlustigen Füße gaben sich zu, und heimselig ruhten die Augen auf dem im Abendfrieden vor ihnen ausgebreiteten stillen Lande der Kinder- und Wahlheimat, über dem soeben die Nacht ihre tausend goldenen Kerzen anzündete ...

„Wir müssen nun aber wirklich gehen," mahnte Hilde mit leiser, dringlicher Stimme. „Länger wollen wir euch auch nicht halten," sagte Frau Anneliese, „aber zum Abschied laßt uns noch eben ein gemeinsames Lied singen. Macht mal Vorschläge; es muß ein recht schönes sein."

Albert stand auf. „In diesem Augenblick gibt es nur e i n Lied," sagte er und stimmte an: „Deutschland, Deutschland über alles." Auch die andern erhoben sich, und der Deutschen Lied klang wie ein inbrünstig Gebet von der nächtlichen Heide zum gestirnten Himmel empor.

„Blüh' im Glanze dieses Glückes, blühe, deutsches Vaterland" — da hatten sie einander die Hände gereicht und standen in geschlossenem Ringe da, die Augen zu den ewigen Sternen erhoben.

Schauten aus Himmelshöhen die Helden hernieder, die für dieses Land in den bitteren Tod gegangen waren? Grüßten sie die vier tapferen Kameraden, die auch jetzt noch, nachdem große Hoffnungen in den Staub gesunken, für ihr Land ringen und kämpfen wollten?

Kann ein Volk untergehen, dessen Jugend noch glauben und lieben, hoffen und schwärmen kann? —

„Wollen wir den ganzen Weg so rennen?" fragte Hilde, als sie die Höhe erreicht hatten, ein wenig außer Atem.

„Im Gegenteil, ich bin dafür, daß wir uns recht viel Zeit lassen," gab Otto zur Antwort, „aber erst mußten wir mal aus dem Bannkreis dieser Menschen heraus."

Sie gingen nun sehr gemächlich.

„Bannkreis," wiederholte Otto nach einer Weile, „ja, das ist der richtige Ausdruck."

Langes Schweigen.

„Hilde, was soll ich tun?"

„Ich sah es dir schon heute nachmittag an, daß du vor schwerwiegenden Entschlüssen stehst. Ich würde mich an deiner Stelle aber nicht entscheiden, ohne lebenserfahrene Menschen um Rat gefragt zu haben."

„Wen?"

„Deine Mutter."

„Das würde nicht viel helfen. Als Mutter vor mehr als dreißig Jahren auf unsern Hof kam, hat sie stillschweigend die Verpflichtung übernommen, alles zu tun, um das Erbe der Väter ungeschmälert auf Kind und Kindeskind zu bringen."

„Oder wenn du vorher einmal mit meinem Vater sprächest?"

„Der gehört auch zur alten Generation, der der überlieferte Eigentumsbegriff über alles heilig ist. Ich hätte sein Gesicht sehen mögen, wenn er heute nach-

mittag in unserer Mitte gewesen wäre ... Ich weiß nur einen einzigen Menschen, mit dem ich alle diese Dinge mit der Hoffnung, verstanden zu werden, überlegen könnte."

„Wer ist das?"

„Hilde, daß du da noch fragen mußt! ..."

Das Gespräch war wieder abgerissen. Kein Laut als das Rauschen der Füße am Heidekraut.

„Du wirst dich nicht wundern," begann Otto nach längerer Zeit von neuem, „wenn ich dir sage, daß es durchaus in der Linie meiner inneren Entwicklung liegt, was Williges da heute nachmittag anregte. Schon länger hatte ich das Gefühl, daß mein bisheriges Tun eine Halbheit ist. Deshalb war ich auch gar nicht mehr recht froh dabei. Und heute nachmittag ist es mir zur Gewißheit geworden, daß ich einen Schritt weiter gehen muß. Was meinst du dazu, Hilde?"

„Wie große Schwierigkeiten entgegenstehen, weißt du besser als ich. Wozu soll ich sie dir weitläufig auseinandersetzen? Und was würde es helfen? Wenn deine innere Stimme gesprochen hat, dann weißt du auch, was du zu tun hast. Und ich glaube, deine innere Stimme hat gesprochen."

„Ja, Hilde, das hat sie, und ich muß ihr folgen. Wie bin ich froh, Hilde, daß du mich verstehst! In deiner Macht hätte es vielleicht gelegen, mich wankend und irre zu machen. Nun aber gibst du als tapfere und treue Kameradin mir deine Hand, da will ich das Werk mit Freuden angreifen ..."

„Und nun hätte ich gleich eine kleine Bitte," fuhr er

nach einer Pause fort. „Es fällt mir schwer, Mutter mit dieser Sache zu kommen. Hilde, würdest du mir wohl die große Liebe antun, zuerst mit ihr darüber zu sprechen? Du weißt, wie große Stücke sie auf dich hält. Viel besser als ich selbst könntest du ihr klar machen, daß ich nicht einer Augenblickslaune nachgebe, sondern daß ich diesen Weg gehen m u ß ... Willst du mit ihr reden?"

„Ich werde sie morgen nachmittag besuchen," sagte Hilde schlicht.

„Ich danke dir von Herzen, Hilde ... Es ist übel, wenn ein Mensch in so schweren Entscheidungen ganz allein steht. Hat er auch nur e i n e n treuen Kameraden zur Seite, dann ist das alles nur halb so schlimm."

Sie waren im Begriff, in den Wald einzutreten. Aber vorher wandten sie sich um und blickten auf die unterm Sternenzelt still und weit ruhende Heide zurück. „Weißt du noch," sagte Otto, „wie du früher so gern sangst: ‚Glüht nur, ihr gold'nen Sterne, grüßend aus blauer Ferne, möchte zu euch so gerne flieh'n, himmelwärts?' Ach nee, Kind, laß uns man noch ein bißchen auf dieser miesen Erde bleiben. Manchmal denkt man freilich: ‚Es möchte kein Hund so länger leben!' Aber dann wieder ist man nahe daran, mit Ulrich von Hutten, oder wer es sonst war, in die Gegend zu rufen: ‚Es ist eine Lust zu leben!' Und das ist immer, wenn man etwas, wozu es einen von innen drängt, allen Bedenklichkeiten zum Trotz mit Mut und Vertrauen angepackt hat. So war es damals, als ich abends so froh zu euch kam und dir zu deiner Blumenstickerei den schönen,

langen Vortrag hielt. Und heute abend ist das wieder so ..."

Sie traten in den Wald ein und waren eine Strecke schweigend dahingeschritten, als Otto von neuem anhub:

„Wie bin ich froh, Hilde, daß wir nun wieder so miteinander reden können! ... Vor einem Jahr hätten wir das nicht gekonnt. Ich war damals in großer Lebensgefahr, machte mir aber gar nichts daraus. Ich will nicht gerade sagen, daß ich den Tod gesucht hätte, aber aus dem Wege gegangen bin ich ihm sicher nicht."

„Otto, so darfst du nicht reden," sagte Hilde mit bebender Stimme, „es zerreißt mir das Herz, wenn ich dich so höre."

„Bitte, liebe Hilde, lassen wir heute abend völlige Klarheit zwischen uns werden. Wir wissen nicht, ob uns eine gleich günstige Stunde dafür so bald wieder kommt. Dieses Versteckspielen voreinander, wie wir es nun seit Monaten treiben, muß endlich einmal aufhören."

„Wir Nachbarskinder," begann Hilde nach einer Weile mit leiser, ruhiger Stimme, „ihr vier von Lohe und wir beiden von Delmsloh, haben eine schöne und reiche Jugend miteinander verlebt."

„Ja, das haben wir," stimmte Otto zu.

„Wenn wir uns nur einen einzigen aus unserm Kreise fortdenken, sind wir gleich an lieben Erinnerungen ärmer."

„Du hast vollkommen recht."

„Wir hielten die beste Kameradschaft, die man sich nur denken kann."

„Aber unter der Kameradschaft bargen sich, als wir

heranwuchsen, doch wohl hier und da andere Gefühle. Denk' nur an deinen Bruder und meine Schwester, die heute Mann und Frau sind."

„Dann brach der Krieg aus. Ihr kamt auf Urlaub, bald der eine, bald der andere. Und wieder waren wir gute Kameraden."

„Hilde, du und ich, waren wir nur, was man so für gewöhnlich unter guten Kameraden versteht?"

„Es ist nie eine Szene vorgefallen, nie ein Wort unter uns gesprochen, das aus dem Rahmen kameradschaftlicher Freundschaft herausgefallen wäre."

„Aber Hilde, wie kannst du so reden! Was bedeuten Szenen und Worte? Wenn du leugnen willst, daß wir einer des andern sicher waren, dann verstehe ich dich einfach nicht."

Hilde schwieg.

„Ja, und dann kam Jürgen auf Urlaub," fuhr er in bitterem Tone fort, „und eines Tages schrieb Mutter mir ganz vergnügt, du wärest die Seine geworden, und ihr wäret über die Maßen glücklich. Und da hab' ich aufs Leben gepfiffen!"

„Otto!" schrie Hilde auf.

„Ich berichte nur, wie es gewesen ist," sagte Otto ruhig. „Oder kannst du es mir anders erzählen?"

„Willst du mich anhören?"

„Ich habe dir schon vorhin gesagt, daß mir viel daran liegt, Klarheit in diese Sache zu bringen. Denn man kann sie nicht gut durch das ganze Leben mit sich schleppen, man muß auf die eine oder andere Weise einen Strich ziehen."

„Wir waren alle gute Kameraden gewesen."

„So weit waren wir bereits vorhin."

„Und nun kam Jürgen auf Urlaub. Er hatte an der Somme Furchtbares durchgemacht; wir erschraken alle, als wir ihn sahen. Vater lud ihn immer wieder zu uns ein, denn er meinte, auf Lohe, allein mit Mutter und Großmutter, sei's nicht das Rechte für ihn und bei uns hätte er mehr Abwechslung, wo doch auch seine Schwester bei uns wäre. Und da haben wir uns denn alle Mühe gegeben, ihn aufzuheitern. Ich für mein Teil erinnerte ihn immer aufs neue an unsere frohe Jugendzeit. Zuerst wollte er davon nicht recht hören. Es hatte den Anschein, als ob die schöne, alte Vergangenheit von der grausigen jüngsten völlig ausgelöscht wäre. Aber allmählich wurde das anders. Er begann mit Interesse zuzuhören, wenn ich an unsere Jugendtage erinnerte. Seine so eigentümlich in die Ferne starrenden Augen hafteten wieder auf den Dingen der Nähe, ja, zuweilen leuchteten sie für einen Augenblick in ihrem alten warmen Glanz auf. Du kannst dir denken, wie von Herzen froh wir alle darüber waren. In den ersten Tagen war uns gewesen, als habe der Tod ihn schon gezeichnet; nun erwachte langsam wieder in ihm die Freude am Leben. Er hörte nicht mehr bloß schweigend zu, wenn ich von alten Zeiten sprach; nein, er gab auch selber dies und das zum besten. Wir hörten ihn wieder lachen, ja, sahen ihn auch ein paarmal ganz leise lächeln. Zuletzt hielt er sich mehr bei uns auf als bei euch, aber deiner Mutter war das gar nicht unlieb, und eines Tages

küßte sie mich und dankte mir, daß ich mir so viel Mühe gäbe, ihren armen Jungen aufzumuntern, und daß ich so guten Erfolg damit hatte. So kam das Ende des Urlaubs heran. Ich hatte eines Abends bei deiner Mutter etwas auszurichten, und Jürgen begleitete mich nach Hause. Als wir mitten im Walde waren, blieb er plötzlich stehen, ergriff meine Hand, sah mir in die Augen und fragte mich, ob ich die Seine werden wolle. Ich war zu Tode erschrocken, denn ich hatte alles getan aus Mitleid und alter Kameradschaft, und es war mir nie der Gedanke gekommen, daß er das anders auffassen könnte. Aber als ich ihm nun in die Augen sah, in diese Augen, aus denen das Grauen furchtbarer Erlebnisse noch immer nicht ganz gewichen war, in diese Augen, die in die meinen sahen, als wollten sie sich aus ihnen Tod oder Leben holen, da war ich nicht stark genug, ihn abzuweisen, ich konnte es nicht, und getrosten Mutes und hoffnungsfroh ist er dann am nächsten Tage abgereist — in den Tod ... Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, bereue ich dies und das, was ich getan oder unterlassen habe. Aber daß ich deinen Bruder in jener Stunde, wenige Tage vor seinem Tode, nicht zurückgestoßen habe, das werde ich niemals bereuen."

„Aber es hätte doch auch anders kommen können. Wenn Jürgen nun aus dem Felde zurückgekehrt wäre? ..."

„Ich habe in jener Minute ganz aus dem reinen Gefühl des Augenblicks heraus gehandelt."

„Und hast dabei mit keinem Gedanken an einen anderen gedacht?"

„Das behaupte ich nicht, aber alles andere trat in jenem Augenblick zurück vor dem Jugendkameraden, der in aller seiner Not vor mir stand. Wie du darüber urteilen willst, muß ich dir überlassen. Jedenfalls weißt du nun alles. Du hast mich bisher der Untreue beschuldigt, all die Zeit hab' ich diesen Vorwurf in deinen Augen gelesen und habe schwer darunter gelitten ...“

„Liebe Hilde,“ sagte Otto, indem er ihre Hand nahm, „ich danke dir von Herzen, daß du mir dies gesagt hast. Du glaubst nicht, wie frei und froh du mich damit machst ... Und nun ist doch alles zwischen uns wieder beim alten, nicht wahr?“

„Wenn du willst, von Herzen gern.“

Er schob ihre Hand unter seinen Arm, drückte sie fest an sich und sagte: „Mein guter, guter Kamerad ...“

Sie waren am Delmsloher Hoftor und traten aus dem dunklen Wald in das Sternenlicht. Da suchte einer des andern Augen. Und dann küßten sie sich. Zum ersten Male wieder, seit sie als Kinder Vater und Mutter gespielt hatten. —

Am nächsten Tage nach dem Mittagessen ließ Otto Fritz Habersaht zu sich kommen.

„Kamerad," sagte er, als Fritz zu ihm in die Stube trat, „ich finde, ihr seid in der letzten Zeit stinkfaul geworden. Das kann unmöglich so weitergehen."

Fritz machte ein erschrockenes Gesicht und wand sich wie ein Aal. „Also Sie haben das auch schon gemerkt? Leugnen kann ich es nicht ganz. Ich hab' mir viel Mühe gegeben und rede den Leuten zu, daß wir etwas mehr beschicken müssen, aber es hilft nicht viel. In den Zeitungen lesen sie ja immer, daß ihre Kollegen in den Städten meistens feiern, und da fragen sie sich natürlich: Warum sollen wir allein die Dummen sein? Auch von einem Streik ist schon die Rede gewesen. Einige meinten, wo heutzutage alles streike, wäre es schlapp und unverantwortlich, wenn wir das nicht auch mal machten."

Otto lachte hell auf. „Ihr seid Prachtkerle!" rief er. „Bildet ihr euch denn etwa ein, daß ich ohne eure Faulenzerei nicht leben kann? Daß ihr mir Reichtümer zuschanzt? Im Gegenteil, ich habe die beste Aussicht, durch euch zum Bettler zu werden."

„Herr Lohmann! Wer hat Ihnen abgeraten, als Sie damals mit dieser Sache anfangen wollten? Wer hat Ihnen prophezeit, Sie würden nichts als Ärger und Verdruß davon haben? Fritze Habersaht wäscht seine Hände in Unschuld."

„Fritz, das hast du gar nicht nötig. Ich hab' dich nicht herbitten lassen, um dir Vorwürfe zu machen. Du hast getan, was in deinen Kräften stand, aber gegen ein Fuder Mist ... du weißt ja Bescheid. Ich hab' mir nun einen funkelnagelneuen Plan ausgeheckt und bin sehr gespannt, was du zu dem sagst. Es wird mir langweilig, so allein auf dem großen Hof zu sitzen, und möchte gern nette Nachbarn haben. Darum will ich einen Teil meines Grundbesitzes in der Form von Rentengütern an ordentliche, arbeitsfreudige Menschen verteilen. Wie denkst du darüber Fritz?"

Fritz machte große, runde Augen und fragte: „Könnte als wie ich denn auch wohl so'n kleines Gut abkriegen?"

„Mein alter Kriegskamerad hat selbstverständlich das erste Anrecht," sagte Otto lächelnd. „Die andern müssen losen, er aber darf sich aussuchen."

Fritz hob das rechte Knie und schlug sich auf den Oberschenkel, daß es klatschte. „Das sind ja großartige Aussichten! Ich muß Herrn Lohmann nämlich im Vertrauen verraten, ich hab' hier herum gewissermaßen sozusagen 'ne Braut, und alt genug sind wir beide, daß wir ganz gern bald Hochzeit machen möchten."

„Meinen herzlichen Glückwunsch, Kamerad! Darf man denn wissen, wer die Glückliche ist?"

„Was soll ich vor Ihnen ein Geheimnis haben? Meine Minna ist die älteste Tochter von dem Maurermeister Kordes in Wiechel. Ich lernte sie kennen, als ich mal das Handwerk grüßte. Der Mann macht für einen Handwerker auf dem Lande saubere Arbeit.

Wir haben auch schon überlegt, ob ich nicht als Gesell bei ihm eintreten und darauf heiraten könnte. Aber die Maurer haben heutzutage wenig zu tun, weil's Material fehlt, und eine Wohnung ist auch nicht zu haben."

„Du wolltest mir untreu werden? Das hätte ich von dir nicht erwartet."

„Was soll ich dazu sagen? Ich nahm an, diese Geschichte hier wäre doch bald zu Ende, und da muß einer sich rechtzeitig nach was anderem umsehen. Und wenn einer sich verbessern kann ... Und wenn einer 'ne Gelegenheit hat, sich 'ne Familje zu gründen ..."

„Nee, ich lasse dich nicht los. Ich geb' dir 25 Morgen Land, du baust dir ein nettes kleines Haus, holst deine Minna heran und alles ist in bester Ordnung."

„Herr Lohmann, stehen Sie da wirklich leibhaftig vor mir, oder liege ich im Bett und höre Ihre Stimme nur im Traum? Ich muß mich mal kneifen, daß ich aufwache. Au! Nee, es hat alles seine Richtigkeit. Ich stehe hier auf meinen Beinen vor meinem alten Herrn Leutnant und muß es rein glauben, wenn es eigentlich ja auch gar nicht zu glauben ist. Denn so was ist sicher noch nie vorgekommen, solange die Sonne sich um die Erde dreht ... Und wenn hier dann noch mehr solche Häuser gebaut werden sollen, hätte ich ja als Maurer für lange Zeit Arbeit, und wenn Hannes Schmidt, unser Zimmermann, hilft, dann brauchen wir andere Handwerker beinah gar nicht, denn Hannes ist auch in Tischlerarbeit ganz fix, und Sie wissen ja, ich prunzele auch allerhand zurecht ... Aber woher bloß

D. Speckmann, Neu-Lohe. 17

die Steine zum Bauen kriegen? Das ist noch ein böser Haken."

„Es gibt ein ziemlich einfaches Verfahren, luftgetrocknete Lehmsteine herzustellen, und an Material dafür fehlt's uns auf dem Hof ja nicht. Holz kann der Wald genügend hergeben. Für die Bedachung müßten wir wohl einstweilen Heide zuhilfe nehmen, denn Stroh wird mein Bruder nicht so viel herausrücken können. Überhaupt muß es unser Grundsatz sein, möglichst mit dem uns zu behelfen, was wir selber haben. Das kann natürlich nur recht bescheidene Wohnstätten geben. Sie sollten sich mal die Siedelei in der Wulwesheide ansehen."

„Da war ich und mein Kollege Hannes schon vor drei Wochen."

„Na, wohnen die Leutchen nicht reizend?"

„Das nennen Sie reizend, Herr Lohmann? Da muß ich mich aber sehr wundern. Na, man kann Ihnen das nicht übelnehmen, Sie sehen so was eben nicht mit den Augen des Fachmannes an. Hannes und ich, wir haben die Köpfe geschüttelt und uns 'n Ast gelacht. Da ist nichts recht im Lot; eine halbe Stunde könnte ich Ihnen erzählen, was da alles für Fehler gemacht sind. Und wie kommen die Leute dazu, in die Erde hineinzukriechen? In der Erde kann ich noch lange genug wohnen, wenn ich tot bin. Solange ich das Leben habe, will ich über der Erde hausen."

„Aber ist es nicht aller Ehren wert, daß ein Nichtfachmann fast ohne alle Hilfe das zustande gebracht hat?"

„Ich kann mich für so was nicht begeistern. Ich laß mir vom Schneider einen Rock und vom Schuster einen Stiefel bauen, dafür aber will ich dem Schuster und dem Schneider ein Haus bauen. Das ehrsame Bauhandwerk muß hochgehalten werden. Wenn jeder sich alles selbst macht, was er braucht, wo bleibt denn da die Kultur? Das war im finstern Mittelalter mal so, und mag heute wohl noch so sein bei den Negern im schwarzen Afrika. Aber wir sind doch sozusagen Kulturmenschen. Was dieser ... ich weiß nicht, wie der Kerl heißt, sich da in die Wulwesheide gesetzt hat, das beleidigt mein Gefühl als Bauhandwerker einer- und als Kulurmensch andrerseits. Sie können meinen Kollegen Hannes befragen, der wird Ihnen das bestätigen. Da werden Hannes und ich Ihnen ganz andere Häuser auf Ihre Heide setzen, so richtig mit Stil, wissen Sie, gotisch oder niedersächsisch oder Renässangse oder Barock, ganz wie's verlangt wird."

„Na," sagte Otto lächelnd, „über den Stil sprechen wir später genauer, erst mal etwas anderes! Glauben Sie, daß Ihre Kollegen ebenso große Lust haben, sich hier ansässig zu machen, wie Sie?"

„Das ist so 'ne Sache," sagte Fritz, nachdenklich den Finger an die Nase legend. „Für meinen Freund Hannes garantiere ich. Er hat von seiner Braut schon zwei Kinder und hamstert ihnen für all sein Geld Lebensmittel. Es ist zu verstehen, daß er seine Braut schließlich mal richtig heiraten will, denn sonst könnte er ja Großvater darüber werden. Peter Sander, was ungelernter Arbeiter vom Bau ist, der wird auch wohl

Lust haben. Bei den andern bin ich mir nicht so ganz sicher. Soll ich mal auf den Busch klopfen?"

„Darum wollte ich eben bitten. Aber wir wollen auf niemand einen Zwang ausüben, und jeden können wir auch nicht brauchen. Der Tabak, den wir hierzulande bauen, eignet sich allenfalls für die Pfeife, Zigarren lassen sich schlecht daraus drehen, — du verstehst mich schon, Fritz, ich seh's an deinem Grinsen... Wir dürfen nur Leute ansiedeln, von denen wir hoffen können, daß sie sich dauernd bei uns wohl fühlen und daß sie etwas vor sich bringen. Denn auf eine kleine Rente kann ich nicht verzichten. Nicht für Grund und Boden; von dem hab' ich ja genug. Aber ich hab' doch an Löhnen schon allerhand gezahlt und werde das wohl noch eine Weile weiter tun müssen, und die Häuser werden mich auch einiges kosten. Natürlich werde ich versuchen, von Staat, Provinz und Kreis Beihilfen für dies gemeinnützige Werk zu bekommen, aber etwas werden meine Herren Siedler auch leisten müssen, bis schließlich die Heimstätten ihr freies Eigentum werden.. Ich denke, einstweilen zehnmal je 25 Morgen ausmessen zu lassen. Drei von diesen Anteilen werde ich meinen alten Häuslingen überlassen; sie haben treu für den Hof gearbeitet und dürfen natürlich nicht zurückgesetzt werden. Blieben also noch sieben Anteile für eurer Art Leute. Den Streifen, den ihr bisher umgebrochen habt, werde ich gleichmäßig verteilen, damit jeder schon einen kleinen Anfang sieht, und da kämen zweckmäßig auch wohl die Häuser zu stehen. Außer Heideödland werde ich etwas Moor abtreten, damit

ihr euch selber euren Torf stechen könnt. Auch muß etwas Land dabei sein, das sich zur Anlegung von Wiesen eignet. Denn wenn ihr euch für den Anfang auch wohl mit Ziegen behelfen müßt, so hoffe ich doch, daß in nicht allzu ferner Zeit bei jedem eine Kuh brüllt... Im einzelnen muß ich den Plan noch genauer ausarbeiten. Ich möchte mir zum Beispiel gern die Sicherheit schaffen, daß ich in den ersten Jahren, solange noch alles im Werden ist, Kerle, die sich auf die Bärenhaut legen und ihr Ödland nicht urbar machen wollen, mit Schick wieder los werden kann. Auch muß ich Vorkehrung treffen, daß ihr euer Anwesen nicht eines Tages verkloppt und mit dem Gelde in die Stadt zieht, um es in Kino und Kneipe durchzubringen. Fritz — entschuldige, ich hab' heute schon mehrmals Fritz und du zu dir gesagt, bist du böse darüber?"

„Nee, dieses nicht. Es klingt so zutraulich, wenn wir unter uns sind, und ich weiß ja, daß keine Geringschätzung da in liegen tut. Bloß wenn die andern dabei sind..."

„Versteht sich, dann bist du Herr Habersaht! Was ich sagen wollte, Fritz, du hast mir bis jetzt so treu beigestanden, das mußt du nun fernerhin erst recht tun, damit wir mit dieser Sache fein in Schwung kommen und Ehre mit ihr einlegen. Es gibt in unserer Provinz bereits einige Siedlungen aus der Vorkriegszeit her; die werden wir miteinander besuchen, um aus den Erfahrungen, die man anderswo gemacht hat, Nutzen zu ziehen. Auch für die Bauweise werden wir da wohl etwas lernen. Wir müssen billig, praktisch und

schön bauen. Schön, das heißt aber nicht nach diesem oder jenem hochtrabenden Stil, sondern der Gegend und dem zur Verfügung stehenden Material entsprechend ... So, das wäre ungefähr das, was ich dir heute zu sagen hätte. Nun sprich erst mal mit deinen Kollegen, aber nur mit solchen, die du hier gern für immer als Nachbarn haben möchtest; die werden mir ja auch wohl passen. Dann können wir weiter sehen."

„Wie's einem doch manchmal gehen kann im Leben ...," sagte Fritz bewegt. „Gestern hab' ich den ganzen Abend mit Minna hin und her überlegt, wie wir es anfangen könnten, daß wir ein Dach über den Kopf kriegen, und fanden nirgens eine Möglichkeit dazu. Und heute läßt mich mein guter alter Leutnant rufen, schenkt mir auf einem Brett 25 Morgen Land und stellt mir Material zur Verfügung, daß ich mir ein Haus bauen kann. Manchmal sollte man doch beinah glauben, daß ein Gott im Himmel lebt, der es auch mit uns Proletariern gut meint ... Herr Lohmann, was ich dazu tun kann, sollen Sie an dieser neuen Sache aber wirklich mal Sport haben! Und nun bedank ich mich auch noch vielmals ... Das eine Gute hat der Krieg doch gehabt, daß er uns Menschen einander näher gebracht hat."

„Ja," sagte Otto, bitter lächelnd, „und dann hat eure famose Revolution sie wieder auseinander gerissen."

„Ich glaube, das sieht bloß erst so aus," meinte Fritz nachdenklich. „Wenn man alles in allem nimmt, haben Krieg und Revolution die Menschen doch einander näher gebracht. Jetzt kann man das bloß noch nicht

recht erkennen, weil noch alles so in Unruhe und Gärung ist... Daß ein Maurergesell und ein Referendar so dicke Freunde waren wie wir zwei beiden, das ist in der sogenannten ‚guten alten Zeit' doch gewiß kein einziges Mal vorgekommen."

„Da magst du recht haben," sagte Otto überrascht. Er sah seinem Burschen in die ehrlichen Augen und drückte ihm kräftig die Hand, zur Besiegelung der „dicken Freundschaft".

Otto war den ganzen Tag über mit sich zu Rate gegangen, ob er nicht selbst offen über alles mit seiner Mutter sprechen solle. Durfte der Sohn, um sich der Mutter mitzuteilen, sich dazu einer Mittelsperson bedienen, und wenn es das geliebte Mädchen war? Gerade eben hatte er den Entschluß gefaßt, zu ihr zu gehen, da sah er von seinem Erkerzimmer aus Hilde auf den Hof kommen.

Nun war es für ihn ja zu spät... Oder sollte er in Hildes Gegenwart der Mutter selbst seine Pläne darlegen?... Nein, wenn er mit der Mutter sprechen wollte, so hätte es unter vier Augen geschehen müssen. Jetzt blieb nichts anderes übrig, als dem Dinge seinen Lauf zu lassen...

Er bekam heftiges Herzklopfen. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab...

Nach einer Weile eilte er leise die Treppe hinab und über den Flur ins Freie. Er wollte auf dem nach Delmsloh führenden Waldweg Hilde erwarten, um zu erfahren, wie seine Mutter es aufgenommen habe.

Vom Überstiegel in der Hofmauer bis etwa hundert Schritt in den Wald hinein schritt er unruhvoll hin und her. Wie leicht war ihm gestern um diese Stunde das alles erschienen, und wie schwer dünkte es ihn jetzt! ...

Plötzlich stand Fritz vor ihm, wie aus dem Boden gewachsen.

„Mensch, wo kommst du denn auf einmal her?" fragte Otto, fast ein wenig erschrocken.

„Ich sah, als wir eben von der Arbeit kamen, daß Sie hier ein bißchen die frische Luft genießen, und da hab' ich mich durch den Busch hergeschlichen. Aber lassen Sie uns, bitte, hier ins Gebüsch treten, damit uns keiner zu sehen kriegt."

„Mensch, sind wir Hochverräter? Oder Schieber?"

„Besser ist besser ... So, nun sind wir unter uns."

„Fritz, was ist denn in aller Welt los?"

Fritz fuhr sich mit der Hand unter die Mütze. „Oh, oh, oh, hat das einen Krach gegeben! ... Erst sprach ich mit Hannes. Der war Feuer und Fett, wie ich ja auch garantiert habe, und freut sich mächtig aufs Häuserbauen mit mir zusammen. Auch Peter Sander hatte wohl Lust, will sich die Sache aber noch überlegen. Wir stammen ja alle drei vom Dorfe, und wo es in der Stadt nun doch nichts mehr ist, haben wir uns hier auf dem Lande schon ganz gut wieder gewöhnt, wenn die Kultur hier ja auch noch ein büschen weit zurück ist. Na, gerade deshalb müssen ja Leute her, die ihr auf die Beine helfen können ... Aber beim nächsten, bei Emil Burke, der mit uns zur selben J.-D. gehört hat, kam ich an den Verkehrten. Der verpetzte mich bei Konitzki,

und der hat fürchterlichen Schandal gemacht. Wir wären erbärmliche Kerls und Verräter. Wie Judas seinen Herrn um dreißig Silberlinge verraten habe, so verrieten wir die heilige Sache des Proletariats um einen Lappen Heideland; mit dem ließen wir uns den Hals stopfen und würden aus freien Arbeitern elende Sklaven des Großgrundbesitzes. Vom wirklichen Sozialismus hätten wir keinen blassen Dunst nich, denn sonst würden wir wissen, daß alle Produktionsmittel nächstens sozialisiert werden und daß es gar keinen Zweck mehr hat, um Privateigentum noch den kleinen Finger krumm zu machen ... Ich halte natürlich trotzdem an der Stange. Hannes und Peter sind doch ein bißchen ängstlich geworden, und ich weiß noch nicht, was sie nun tun wollen. Das muß sich nachher entscheiden, denn dann haben wir Versammlung."

„Aber Fritz, versammelt seid ihr paar Männeken doch den ganzen Tag."

„Das wohl, aber dies ist 'ne richtige Versammlung mit einem Vorsitzenden, Protokollführer und all dem andern Klimbim, der zu 'ner Versammlung gehört. Denn wir sind doch organisiert."

„Ach so, das hatte ich schon beinah wieder vergessen."

„Es wird hart hergehen. Wenn ich nur Hannes und Peter festhalten und noch einen auf unsere Seite kriegen könnte, dann hätten wir die Mehrheit, und die andern könnten uns nichts machen ... Soll ich Ihnen heute abend noch eben Bescheid bringen, wie es ausgelaufen ist?"

„Ist dankenswert, Fritz, aber laß nur. Ich möchte

den Abend meine Ruhe in der Familie haben. Dieser Sturm im Glase Wasser bewegt mich, offen gestanden, auch recht wenig. Wenn ihr nicht wollt, machen andere das Geschäft mit Vergnügen."

„Dann will ich mich nicht länger aufhalten. Wenn ich nämlich nicht da bin, verkeilt Konitzki mir die Köpfe allzu doll, und ich komme nachher nicht mehr dagegen auf."

Fritz schlug sich in die Büsche. „Laß es bloß nicht an den Tag kommen," rief Otto ihm lachend nach, „daß du eben mit einem Todfeind der Arbeiter verhandelt hast."

Fritz wandte sich um: „Sie haben ja gar keine Ahnung, wie schwierig so was ist."

„D u hast keine Ahnung, wie schwierig so was ist," murmelte Otto vor sich hin.

Er setzte sein Hin- und Herwandern fort. Sooft er beim Überstiegel anlangte, warf er einen Blick in der Richtung nach dem Hause...

Seine Uhr sagte ihm, daß er bereits über eine Stunde auf Hilde wartete. Sollte sie vielleicht die Landstraße zur Rückkehr nach Delmsloh gewählt haben?

Eine Viertelstunde geduldete er sich noch. Dann stieg er über die Hofmauer und schritt dem Hause zu.

Auf der großen Diele traf er Rieke und fragte sie, ob die Mutter Besuch habe. Gehabt habe sie welchen, wurde ihm zur Antwort, das Fräulein von Delmsloh, aber vor zehn Minuten sei sie weggegangen.

Otto schwankte einen Augenblick, ob er auf sein

Zimmer oder zur Mutter gehen solle. Dann entschied er sich für das letztere.

Als er in die Wohnstube trat, sah er die Mutter, die Hände müßig im Schoß, am Fenster sitzen.

„Bist du das, mein Junge?" fragte sie leise und tonlos, ohne ihn anzusehen.

„Ja, liebe Mutter."

Er nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

„Du hast doch nicht geweint, Mutterherz?"

„Es tut mir bitter weh, daß du so wenig Vertrauen zu deiner Mutter hast, daß du ihr eine Fremde schicken mußt, wenn du ihr etwas mitzuteilen hast."

„Glaube mir, liebste Mutter, ich wollte gerade zu dir gehen, da kam Hilde mir zuvor. Aber sag' doch nicht: eine Fremde! Dich ausgenommen steht niemand meinem Herzen so nahe wie Hilde."

Frau Lohmann sah ihren Sohn groß an. „So seid ihr euch näher gekommen?"

„Ja, Mutter, das sind wir, und ich kann dir nicht sagen, wie glücklich ich darüber bin."

„Das freut mich herzlich für dich, mein Sohn ... Ja, Hilde hat mir alles gesagt ... Wie atmete ich neulich auf, als du meintest, zum Herbst würdest du diese Arbeiter wohl entlassen können! Nun hast du dich auf einmal wieder anders besonnen und willst die Leute ganz hier behalten, willst ihnen vom Land deiner Väter zum Eigentum geben. Ach, dieser unglückselige Sonntag gestern vor acht Tagen!"

„War es nicht ein sehr glücklicher Sonntag, liebe Mutter?"

„Ja, wenn wir im Walde umgekehrt und nicht noch nach Delmsloh gegangen wären. Da mußtest du diesen Williges in die Hände fallen und ..."

„Mutter, gib nicht Unschuldigen die Schuld. Was gestern zum Entschluß geworden ist, das hatte schon länger still in mir gearbeitet. Früher oder später wäre das doch so gekommen, wenn ich die Williges auch nie im Leben gesehen hätte. Oder glaubst du, daß ich mich von Leuten, die ich eben erst kennengelernt habe, zu einem solchen Entschluß hinreißen lasse, wenn dieser nicht durch meine innere Entwicklung zur Reife gekommen war?"

Die Mutter schwieg.

„Es gibt in der Geschichte der Völker," fuhr er fort, „Übergangszeiten, da unter schmerzlichen Wehen ein Neues werden will. Eine solche Zeit war damals, als unser Erlöser lebte, und er sagt von ihr: Von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein, drei wider zwei und zwei wider drei. Es wird sein der Vater wider den Sohn, die Mutter wider die Tochter, die Schwieger wider die Schnur. In einer solchen Zeit leben wir heute wieder. Man kann sich von Herzen liebhaben und kommt doch in wichtigen Lebensfragen nicht überein. Du bist ein Kind der Zeit nach 70 und 71, und kannst gar nicht anders sein als du bist. Das sehe ich vollkommen ein. Ich aber habe als junger Mensch, dessen Entwicklung noch nicht abgeschlossen war, die Zeit vom August 1914 bis heute miterlebt. Diese schweren, dunklen Tage, die ein Neues im Schoße tragen, bilden an mir, und da kann ich mich auch nicht

anders machen, als ich unter ihrem Einfluß werde. Oder ich müßte mein Bestes verleugnen und gegen mein Gewissen handeln. Und das kannst du selber nicht wollen."

„So sagst du immer," seufzte die Mutter aus der Tiefe herauf, „und mir bleibt nichts anderes übrig, als dir das zu glauben."

„Ja, Mutter, glauben mußt du mir das. Du mußt zu deinem Sohne das Vertrauen haben, daß er dir nur da zuwiderhandelt, wo er unter einem unentrinnbaren inneren Zwang steht. In den Spannungen zwischen dem älteren und jüngeren Geschlecht, die solche Übergangszeiten nun einmal mit sich bringen, muß einer den andern in Geduld und Liebe tragen. Anders ist da kein Rat und keine Hilfe."

„Mich wundert nur, daß Hilde auf einmal auch ganz ähnlich redet wie du."

„Das ist nicht weiter wunderbar. Sie gehört eben auch meiner Generation an. Wir haben oft miteinander über diese Dinge gesprochen, und waren eigentlich immer ein Herz und eine Seele."

Die Mutter seufzte und schwieg. Nach einer Weile erhob sie sich und sagte: „Ich will an meine Arbeit. Das ist schließlich das einzige, was einem vom Leben noch bleibt."

Otto fing sie auf dem Wege zur Tür ab und umarmte sie. „Ja, damit willst du dann immer alles wieder gutmachen," sagte sie, sich leicht wehrend. „Erst die Peitsche, dann Zuckerbrot. Laß mich los, ich hab' zu tun."

Er gab sie frei, verließ gesenkten Hauptes hinter ihr die Stube und ging auf sein Zimmer, wo er sich schwer in einen Armstuhl fallen ließ...

Es waren nur wenige Minuten vergangen, da wurden harte, polternde Schritte auf der Treppe laut, und Hinrich trat in die Tür. Er war offenbar sehr erregt, suchte sich aber zu beherrschen.

„Otto," begann er, „ich habe da vor drei Minuten von Jakob Brümmer etwas gehört, das ich nicht glauben kann und nicht glauben will. Denk' dir, es geht das Gerede, du wolltest unsern Hof an deine Arbeiter verteilen."

„Du tust allerdings gut," sagte Otto, kurz auflachend, „an solchen haarsträubenden Blödsinn nicht zu glauben."

„Aber wie kommt denn nur so 'n Gerücht auf?"

„Nimm Platz, Bruder, dann können wir das in aller Ruhe besprechen."

Hinrich setzte sich. Die Mütze, die er bislang auf dem Kopf gehabt hatte, zog er sich über das linke Knie.

„Du hast gewiß schon in deiner Zeitung gelesen," begann Otto, „daß man, um der Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit zu steuern und die Volksernährung zu erleichtern, Siedlungen auf dem Lande schafft. Nach reiflicher Erwägung habe ich mich entschlossen, einen verschwindenden Bruchteil meines Hofes auch für diese Zwecke zur Verfügung zu stellen."

„Wie groß ist denn dieser ‚verschwindende Bruchteil'?" fragte Hinrich lauernd.

„Ich habe an 250 Morgen gedacht."

Hinrich starrte seinen Bruder einige Sekunden an.

Dann tippte er sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die Stirn.

„Also du hältst mich für nicht recht richtig im Kopfe," fuhr Otto ruhig fort. „Nun, das mußten sich noch alle gefallen lassen, die einmal etwas taten, was Hinz und Kunz ihnen nicht vorgemacht hatte."

„Bruder, Bruder," begann Hinrich, und seine Stimme klang heiser, „weißt du nicht mehr, als vor Jahren Willemsbauer in Brunkenbostel, weil seine Tochter den Schullehrer heiratete, hundert Morgen von seinem Hof verkaufte, — wie unser Großvater, als er davon hörte, Pfui! rief und ausspuckte? Und später, als die Mode aufkam, daß die großen Baumwollonkels und Tabaksfritzen ein Jagdgut in der Heide haben mußten, da kam ja auch mal so einer zu unserm Vater und bot ihm für die Seite unseres Hofes, die an die fiskalische Forst grenzt, ich weiß nicht mehr wie viel, aber jedenfalls ein heidenmäßiges Geld. Aber wie hat Vater den ablaufen lassen! Er reckte sich hoch auf und sah den Handelsmann mit so 'ner Art Königsaugen an, daß der ganz klein wurde und sogar noch um Entschuldigung bat. Und nun gehst du bei, zwei—hun—dert—fuf—zig Morgen — nicht zu verkaufen, nee, zu verschenken! Denn darauf kommt die Geschichte doch hinaus. Daß dieser Zigarrendreher und Genossen da auch nur einen einzigen Pfennig herauswirtschaften, ist ja völlig ausgeschlossen. So was ist gewiß noch nicht vorgekommen, solange die Welt steht."

„Solange die Welt steht," sagte Otto, „ist auch wohl noch nicht ein großes Volk in solche Not gekommen wie

nach dem unglücklichen Kriege unser Volk, und da müssen ungewöhnliche Mittel und Wege gesucht werden, damit wir aus diesem Elend herauskommen."

„Natürlich! Wenn du irgendeine Dummheit machen willst, bist du um Entschuldigungen, die wunder nach was klingen, nie verlegen. Die Menschen hätten man, statt Revolution zu machen, gleich wieder ordentlich anfangen sollen zu arbeiten; dann wäre dieser Krieg schon beinah vergessen."

„Junge, solchen Unsinn glaubst du ja selbst nicht! Aber es hat keinen Zweck, daß wir über diese Dinge miteinander streiten."

„Ich hab' auch durchaus keine Lust dazu, denn wir beide kommen doch nie überein. Aber nun sag' mal, ist das mit der Siedelei hier auf unserm Hof bloß noch so 'ne Idee von dir — in hochstudierten Köpfen werden ja allerhand Ideen jung — oder hast du schon einen Entschluß gefaßt?"

„Mein Entschluß steht fest."

„Gut, mein Junge, dann weiß ich auch, was ich zu tun habe. Vom 1. Juli ab kannst du deinen Kram allein machen. Ich sehe diese Wirtschaft nicht länger mit an und suche mir sonstwo ein Unterkommen. Aber vorher bist du so gut, mir mein Erbteil auf Heller und Pfennig auszuzahlen. Auch wirst du ja wohl so anständig sein, Mutter und Großmutter sicherzustellen, denn die werden auch keine Lust haben, durch deine Firlefanzerei von Haus und Brot zu kommen. Wenn du alle diese Verpflichtungen erfüllt hast, kannst du meinetwegen auch den ganzen Hof unter deine Ge-

nossen verteilen. Jammerschade ist es ja, und Vater und Großvater werden sich im Grabe umdrehen. Aber die Menschheit ist heutzutage einmal verrückt geworden, daran ist nichts zu machen. So, nun weißt du, woran du mit mir bist."

Sprach's, riß die Mütze vom Knie, zog sie schief über den Kopf und verließ das Zimmer.

Otto stützte den Kopf in die Hand und versank in tiefes, schweres Sinnen. — Plötzlich schreckte er auf. Seine Mutter, die hereingekommen war, ohne daß er es gehört hatte, stand vor ihm.

„Dein Bruder will uns zum Juli verlassen."

„Ich weiß, Mutter."

„Wie wir dann mitten in der Ernte mit all der Arbeit fertig werden sollen, das weiß ich nicht."

„Ach Mutter, da wird sich schon irgendwie Rat schaffen lassen."

Die Mutter seufzte und schwieg.

„Und dann wollte ich gern wegen Großmutter mit dir sprechen," sagte sie nach einer Weile. „Ich bin mit Hinrich übereingekommen, daß wir ihr von deinem neuen Vorhaben nichts sagen wollen. Auch die Mädchen werde ich in diesem Sinne anweisen. Ich weiß nicht, ob sie es überstehen würde. Denn was du mir da von der Übergangszeit und so weiter gesagt hast, damit können wir der alten Frau natürlich nicht kommen."

„Ach Mutter," stöhnte Otto, „wie ist das alles doch so schwer!"

„Ja, das ist es, sehr schwer für uns alle. Und immer wieder frage ich mich, ob es sein mußte ..."

„Es mußte sein," sagte der Sohn, und biß die Zähne aufeinander.

„Kommst du jetzt zum Essen herunter?"

„Ich habe ein wenig Kopfweh, Mutter, möchte lieber allein bleiben. Vielleicht schickst du mir eine Kleinigkeit herauf."

Frau Lohmann ging, den Sohn seinen schweren und trüben Gedanken überlassend.

Am nächsten Morgen erschien Konitzki bei Otto. Er sah recht verärgert drein.

„Herr Lohmann," begann er, „ich möchte Sie von einigen Beschlüssen unserer Gewerkschaft in Kenntnis setzen."

„Bitte, nehmen Sie Platz. Na, was haben Sie denn Gutes beschlossen?"

„Wir haben uns gezwungen gesehen, drei unserer Mitglieder auszuschließen."

„Was habe ich daran für ein Interesse?"

„Das bedeutet, daß wir nicht mehr mit den Leuten zusammen arbeiten und Sie sie deshalb zu entlassen haben."

„Interessant!"

„Natürlich werde ich Ihnen in wenig Tagen Ersatz schaffen, damit die Arbeiten nicht zu lange unterbrochen werden."

„Sehr freundlich, Herr Konitzki... Noch andere Beschlüsse, die für mich von Wichtigkeit sind?"

„Sie wissen selbst, Herr Lohmann, wie die Preise aller Lebensbedürfnisse in die Höhe gehen. Darum wird eine Lohnerhöhung nötig sein. Es wurden in

unsrer Versammlung ziemlich hohe Forderungen gestellt, aber ich habe zur Mäßigung geraten, da ich ja weiß, daß unsere Arbeit für den Augenblick noch kein Kapital in Ihre Kasse schafft."

„Ich danke Ihnen."

„Aber der ortsübliche Tagelohn bewegt sich hier auf dem Lande sehr schwerfällig aufwärts, und darum müssen wir einstweilen um eine tägliche Zulage von zwei Mark bitten. Sie werden selbst zugeben, daß das ein bescheidenes Verlangen ist."

„Hm, hm ... Noch etwas?"

„Zum Beschluß ist es nicht erhoben, aber es wurde von einer Seite der Wunsch ausgesprochen, es möchte etwas mehr Fleisch in die Suppe geben, denn Schwerstarbeiter wie wir könnten nicht von Wassersuppen leben. Und dann würden die Leute zuweilen auch gern mal Schweinefleisch sehen. Ich möchte dies nur als Anregung weiter gegeben haben."

„Hm, geräucherter Schweineschinken ist ja auch was recht Gutes ... Noch etwas?"

„Nein, mehr hätten wir einstweilen nicht. Uns gefällt es hier sonst gar nicht schlecht und wir sind im ganzen zufrieden."

„Wenn ich nur auch so zufrieden wäre!" seufzte der Arbeitgeber.

„Nachdem ich mit lebhaftem Interesse von den Forderungen der Gewerkschaft Kenntnis genommen habe," fuhr er in dem streng geschäftsmäßigen Tone des Herrn Obmanns fort, „erkläre ich, leider nicht in der Lage zu sein, einer derselben näher zu treten. Ich setze

deshalb voraus, daß die verehrliche Gewerkschaft mir das Arbeitsverhältnis kündigt. Sollte das nicht der Fall sein, so spreche i ch hiermit die Kündigung aus."

Konitzkis kleine unruhige Polenaugen erhitzten sich. „Da lernt man mal wieder so recht die Herren Großagrarier kennen," zischte er, „aber wartet nur, Herrschaften, wenn wir erst die zweite Revolution haben!..."

„Herr Konitzki," sagte Otto ruhig, „wir sind miteinander fertig. Je eher Sie mit mir abrechnen und mit Ihren Genossen meinen Hof verlassen, desto lieber ist es mir."

Als die Tür hinter dem Davongehenden hart ins Schloß gefallen war, schlenkerte er mit der Hand und rief: „Das hat Luft gegeben!... Und nun schnell zu Hilde! Als nunmehrige Teilhaberin der Firma muß ich sie doch über alle Abschlüsse, die gestrigen und den von heute, auf dem Laufenden erhalten."

Auf dem Delmshoher Hof lief er Onkel Wessing in die Arme. „Komm mal mit mir, mein Junge," sagte dieser mit grimmiger Lustigkeit, „ich hab' einige Töne mit dir zu reden."

Er führte den Besuch in das Gartenhäuschen, ließ ihn Platz nehmen und zog seine Zigarrentasche heraus: „Ausnahmsweise wollen wir uns mal beide eine genehmigen, mein Sohn, damit wir uns nicht unnötig erhitzen... So, wir brennen. Da kann's also losgehen. Sitze ich da vorhin ahnungslos im Lehnstuhl und schmöke mein Morgenpfeifchen, kommen meine beiden Häuslinge in die Tür geschoben, drehen die

Mützen zwischen den Fingern, räuspern und nöckern, stoßen einer den andern an, bis endlich der jüngere sich ein Herz faßt. Wir hätten doch die Revolution gehabt, und da könne nicht alles beim alten bleiben, denn vieles passe nun mal nicht mehr in die neue Zeit. Er wolle nicht sagen, daß er Sozialdemokrat sei, aber in manchen Stücken hätten die Leute sicher recht. Das sähen hier und da auch schon die Großen ein; zum Beispiel sei da auf der Nachbarschaft der Herr Lohmann, der auf den Amtsrichter studiert und im Felde eine Kompagnie geführt habe und jetzt Bauer spiele. Der sage sich: ‚Was fang' ich mit zweitausend Morgen Land an? Das ist für einen einzigen Menschen viel zu viel, ich will andern Leuten etwas abgeben.' Das sei ja so weit aller Ehren wert, aber komischerweise denke der junge Mann nicht an seine Häuslinge, die seit Jahrzehnten für den Hof gearbeitet hätten, sondern an die hergelaufenen Stadtkerls, die überhaupt in der Heide nichts zu suchen hätten, denn für Landarbeit seien sie, die Häuslinge, und die Knechte und Mägde da. Aber sonst wäre Herr Lohmann ganz auf dem richtigen Wege und er verstehe die Zeit, und nun kämen sie zu mir und bäten, daß sie doch auch Land zu eigen kriegten, denn was Lohe leisten könne, das könne Delmsloh auch. Ich traute meinen Ohren nicht. Es juckte und zuckte mir in der Hand, die Herrschaften eigenhändig vor die Tür zu setzen, aber heutzutage muß man vorsichtig sein, und die Naivität der übrigens sehr braven Knaben hatte doch auch etwas Rührendes. Ich erinnerte sie daran, wie billig ihnen das Land ange-

rechnet wäre, und daß ich ihnen auch in diesen Jahren, wo alles im Preise mächtig gestiegen sei, die Pacht nicht heraufgesetzt habe, wohl aber die Löhne für ihre Arbeit auf dem Hofe recht erheblich. Sie hätten jeder ihre Kuh und ihr Schwein; man könne wirklich nicht sagen, daß sie sich schlecht ständen. Das gaben sie alles zu, erkannten auch an, daß wir immer gut miteinander ausgekommen wären, aber es half alles nichts: der Nachbar gibt seinen hergelaufenen Stadtkerls Land, und schlechter als die wären sie auch nicht. Auch sie hätten ihr Blut für das Vaterland vergossen, und nun müßten sie auch ein kleines Stück von ihm zu erb und eigen haben ... Nun sag' mir mal, mein Junge: Woher in aller Welt kommt das dumme Gerede? Ist's völlig aus der Luft gegriffen, oder ist irgend etwas dran?"

„Ich bin entschlossen," sagte Otto, „auf meinem Grund und Boden einen Versuch mit dem Siedlungswesen zu machen, und habe die einleitenden Schritte bereits getan."

„Aha, Siedlungswesen! Nun geht mir ein Talglicht auf! Du warst vorgestern bei den Naturmenschen in der Wulwesheide und hast dir da 'ne Laus ins Ohr setzen lassen. Nun ja, der kleine Racker von Frauenzimmer, wer dem in die Hände fällt! ..."

„Onkel, ich möchte dich bitten, daß wir in unsrer Verhandlung einen würdigen Ton festhalten. Du kennst mich lange genug, um zu wissen, daß ich mich nicht durch ein paar hübsche Augen zu schwerwiegenden Entschlüssen verführen lasse. Für einen, der meine

Entwicklung hat verfolgen können, sollte mein Vorhaben eigentlich nichts Überraschendes haben."

„Du willst leugnen, daß du letzten Sonntag erst den richtigen Schubbs gekriegt hast, der dich in dies Abenteuer hineingestoßen hat?"

„Gewiß hat der Besuch mir einen Anstoß gegeben, das leugne ich nicht."

„Ach, wenn man Kinder in diesen gefährlichen Zeiten allein über Land gehen läßt! Wär' ich doch mit euch gegangen, wie viel Unheil hätt' ich da verhüten können!... Es müssen merkwürdige Leute sein, diese Williges. Gestern abend bei Tisch tat meine Tochter Hilde den Mund, den sie den ganzen Tag gehalten hatte, plötzlich auf und predigte wie ein alter Bodenreformer. Ich glaube, wenn die das Sagen hätte, sie teilte meinen Hof just so auf wie du den deinen."

„Du darfst aber nicht denken, Onkel, daß Hilde das an einem Nachmittag bei Williges aufgesammelt hat. Schon vor längerer Zeit hab' ich ihr Damaschkes ‚Bodenreform' geliehen, und wir haben mehr als einmal miteinander über diese Probleme gesprochen."

„Du lieber Himmel! Ein junges Mädchen, das nicht einmal häßlich ist, studiert die Bodenfrage! Auch ein trauriges Zeichen der Zeit!"

„Oder ein erfreuliches, wie man es nimmt."

„Da wären wir glücklich mal wieder so weit. Der eine sagt hott, der andere hüh."

„Das kann wohl nicht gut anders sein. Wir stehen nun einmal an einer Weltwende."

„Natürlich, nun kommen die großen Worte! Am

Weltende stehen wir, wenn ihr nicht endlich einlenkt und Vernunft annehmt!"

Otto zuckte die Achseln und schwieg.

Onkel Wessing wollte seine erloschene Zigarre wieder anzünden. Er verbrauchte von seinen Streichhölzern ein Dutzend, ohne Feuer zu bekommen, bis Otto sich seiner erbarmte und ihm sein Feuerzeug reichte. „Danke", sagte er, „man sollte die Halunken, die solches Schundzeug in den Handel bringen, an den Beinen aufhängen. Diese miserablen Zündhölzer sind auch eine Errungenschaft der Revolution. Die Kerls, die sie fabrizieren, quatschen natürlich in einem fort über Politik und Weltverbesserung, und merken dabei nicht, daß das Holz überhaupt nicht mit der Zündmasse in Berührung kommt. Gestern hatte ich eine Schachtel, die enthielt nichts als blankes Holz; dafür zahlt man dann zwanzig Pfennig und mehr."

Dieser Zornausbruch gegen die Zündholzindustrie lenkte Herrn Wessings Groll von Otto ein wenig ab. Er tat ein paar kräftige Züge aus der Zigarre, sah den blauen Wolken blinzelnd nach und fuhr in behaglicherem Tone fort: „Ja, mein Junge, das sind so Sachen, Sachen, Sachen ... Ich hätte wohl erwarten können, daß du vorher einmal mit mir über das alles gesprochen hättest. Es braucht bei so was doch nicht zu gehen wie bei der Hasenjagd. Du mußt immer bedenken, daß ein solcher Entschluß nicht allein dich und deinen Hof angeht, daß er vielmehr seine Wellen zieht in der Nachbarschaft, in der Gemeinde, in der ganzen Gegend. Ja, wenn du als einziger auf dem Mond

einen Hof hättest, dann könntest du meinetwegen den ganzen Mond unter deine Sozis verteilen. Aber du wohnst unter dem Mond, bist Glied eines bäuerlichen Gemeinwesens, und das Zusammenleben mit uns andern verbietet dir, einfach deiner Nase zu folgen, legt dir auch uns gegenüber soziale Pflichten auf. Du hast ohnehin schon eine schwierige Stellung in der Gemeinde. Wenn jetzt die Begehrlichkeit der Häuslinge wachsen sollte, wird man mit den Fingern auf dich weisen als auf den, der sie geweckt hat. Ich meine, gerade du, der du als Nichtlandwirt den Hof übernommen hast und schon deshalb leicht der Kritik ausgesetzt bist, hättest gut getan, dich die ersten Jahre möglichst im Hintergrund zu halten und erst mal deine Lektion zu lernen. Wenn du mit Leib und Seele Landwirt wärest oder dir auch nur Mühe gäbest, es zu werden, hättest du so viel um die Ohren, daß du die Weltverbesserung getrost dem lieben Gott überlassen könntest, und Herrn Fritz Ebert. Denn der ist dafür angestellt, aber nicht der Lohbauer in der Lüneburger Heide."

Otto zuckte die Achseln. „Da sind wir mal wieder auf einem Punkt angelangt, wo wir nicht überein kommen. Nach meiner Überzeugung muß heute jeder einzelne mit Hand anlegen, damit wir aus dem Sumpf herauskommen."

„Jawohl, und jeder muß so lange mit Händen und Füßen spaddeln, bis die Mudde über uns zusammenschlägt und es alle ist mit uns. Jeder muß eine Medizin zurechtbrauen, mit der die kranke Zeit unfehlbar geheilt werden kann, bis der letzte Pust heraus ist. Weltwende? Prostemahlzeit, Weltende!"

Otto schwieg. Er verspürte keine Lust, das Gespräch fortzusetzen.

Aber Onkel Wessing fing noch einmal wieder an. „Ob du dir die Folgen deines Vorgehens im einzelnen klargemacht hast? Zum Beispiel, was für einen Einfluß deine Kolonie oder Siedlung auf unsre Steuerverhältnisse haben wird? Bis jetzt sind diese recht günstig. Wir zahlen 150 Prozent von der Grundsteuer und 120 Prozent von der Einkommensteuer als Kommunalsteuer, und das ist recht mäßig. Der Lehrer hat zwar schon lange gedrängelt, wir sollten einen zweiten anstellen, wir sind aber noch immer mit genauer Not drum herumgekommen, und da sich nächstens der Geburtenausfall der Kriegsjahre bemerkbar machen wird, sind wir noch für eine ganze Reihe von Jahren davor sicher, daß uns so ein zweiter kostspieliger Herr aufgehalst wird. Nun aber kommst du, holst uns diese Proletarier heran und lässest sie um die Wette Kinder in die Welt setzen. Da brauchen wir eins zwei drei eine neue Lehrkraft, was ein Hinaufschnellen der Steuer um mindestens 40 Prozent bedeutet. Deine Herren Siedler bezahlen natürlich keinen roten Pfennig dazu; die werden froh sein, wenn sie eben das nackte Leben haben auf ihrem Heideumbruch. Wahrscheinlich fallen sie über kurz oder lang der Armenkasse zur Last, und das bringt neue Prozente zur Steuer, für die wir uns bei dir bedanken können."

„Für solche Politik von Westentaschenformat," sagte Otto kühl, „fehlt mir jedes Verständnis. Ich hoffe auch, die Steuergesetzgebung des Reiches und Landes wird

solche glücklichen Steuerinseln, wie wir hier noch eine haben, bald verschwinden lassen."

Herrn Wessing stieg die Zornröte ins Gesicht. „So kann nur jemand hinschnacken," sagte er, „der selber noch keinen Groschen Geld sauer verdient, sondern als Student und Referendar aus der Tasche des Herrn Papa recht nobel gelebt hat."

„Onkel Wessing," sagte Otto sehr ernst, „ich möchte dich doch bitten, zu bedenken, daß du keinen dummen Jungen vor dir hast."

„Dann mußt du auch nicht in den Tag hinein schwatzen wie... na, du hast's ja schon selber gesagt, wie wer."

Otto war von seinem Stuhl in die Höhe gefahren, sah den alten Herrn mit flammenden Augen an und sagte: „Beleidigen lasse ich mich auch von dir nicht!" Einen Augenblick wartete er, ob Onkel Wessing einlenken würde. Als der ihn aber verständnislos ansah und erstaunt fragte: „Was ist dir denn nun auf einmal in die Krone gefahren, Junge?" nahm er seinen Hut, verließ ohne Gruß das Gartenhäuschen und machte, daß er vom Hof herunterkam.

Erst als er das Gehöft hinter sich hatte, fiel ihm ein, daß er nach Delmsloh gegangen war, um mit Hilde zu sprechen. Daraus war nun ja nichts geworden. Ja, nach dem Vorgefallenen konnte er sich einstweilen auf Delmsloh überhaupt wohl nicht wieder sehen lassen. Das war sehr schmerzlich... Wie den Menschen sein Werk, wenn es nicht von der Art ist, wie es alle treiben, doch einsam machen kann!...

Konitzki und Genossen zogen ab. Von dem Wagen, der sie zur Bahn brachte, flatterte ein rotes Taschentuch und erklang die Arbeitermarseillaise. Bei der Schlußabrechnung hatte der Zigarrenarbeiter noch gesagt, nur eines tue ihm leid, daß er nun nicht mehr die langen Gesichter zu sehen bekäme, die die Herren Agrarier machen würden, wenn die von ihm gesäte Saat erst aufgegangen wäre.

Am Abend dieses Tages traf Otto, als er zufällig über den Hof ging, auf seinen Divisionskameraden Emil Burke, der am Vormittag auch mit abgereist war. „Na, etwas vergessen?" fragte er, indem er vorübergehen wollte.

„Dat nu woll jrade nich", sagte Emil, der seine Mütze vom Kopf gezogen hatte und sie verlegen zwischen beiden Händen drehte. „Hätten Herr Lohman woll Zeit zu 'ner klenen Rücksprache?"

„Bitte. Aber bedecken Sie sich doch."

„Bin so frei. Ick hab' mir nämlich an der Eisenbahn stilleken jedrückt und wollte mal anfragen, ob ick ... ob ick nich ooch noch so'n Stückschen Land abkriegen kennte?"

„Aber Mensch, warum haben Sie das nicht gleich gesagt, als ich Ihnen durch Kamerad Habersaht das Anerbieten machen ließ?"

„Och ja, et lag mir ooch uff der Zunge und Lust

hatte ich bereits im ersten Momang dazu, aber ich hatte kene rechte Traute nich, von wegen die andern."

„Von der 187. J.-D. und dann so'n Bangebüx?"

„Dat sagen Sie woll, Herr Lohmann, aber Zusammenhalten mutt sind, und Streikbrecher spielen is dat Unanständigste, wat et in der Welt jibt."

„Na ja, aber hätten Sie mit meinem Freund Fritz gestimmt, so wäre die Mehrheit eben ganz anders ausgefallen."

„Dat woll, aber die andern drei hätten sich doch nich jejeben, indem dat et nich zu ihr Projramm passen dut."

„Stimmt es denn mit Ihrem Programm?"

„Dat nun woll jrade nich, aber ick saje mir: ein halbes Pfund Hottehüh, das ich in meinem Topf habe, nährt mich besser als 'n gemästetes Schwein überm großen Teich, in Chikago oder da herum. Ick saje mir: ‚Emil,' saje ick mir, ‚du lebst nich von 'n Projramm, sondern von Brot und Kartoffeln, und 'n bitschen Fleisch is ooch nich schädlich, und all dat wächst hier im Sand immer noch besser als uff'm Pflaster in Hannover oder Hambuch. Darum, wenn Herr Lohmann die Jüte haben wollten, — ick meinerseits wär nich abjeneigt ..."

„Werden sehen ... Aber, alter Freund, dann heißt's arbeiten! Die alte Faulenzerei gibt's nicht mehr. Damit macht ihr mich bankrott und bringt es selber auch zu nichts."

„Kene Bange nich, Herr Lohmann! Wenn 'ck mir man erst besonnen habe, arbeet' ick for zwee Pferde, dat kann ick Sie heilig verfluchen ... Na, denn wer'ck mir zu die andern bejeben."

„Aber nu nicht gleich wieder die Köpfe zusammengesteckt zu Verschwörungen, und so! Wollen mal die alte Weltordnung ein bißchen wieder aufrichten: Ich bin der Leutnant, Fritz Habersaht der Unteroffizier und Sie andern drei die Mannschaften. Wer nicht pariert, der fliegt."

Emil Burke grinste über das ganze Gesicht. „Dat paßt allerdings jar nicht zu die jejenwärtig errungene Freiheit, aber 't mag ebenso jut sind. Wenn der Mensch rejell denkende Vorgesetzte hat, befindet er sich immer noch am jlicklichsten. Dat darf 'n ja freilich bloot sagen, wenn't kener hören dut, aber wahr is't doch. Auf Wiedersehen!"

Diese Begegnung mit Emil Burke hatte Otto in die angenehmste Stimmung versetzt. Er begab sich sofort zu seiner Mutter, ihr die Geschichte von Emils reumütiger Rückkehr zu erzählen. Daß es ihm gelang, ihr damit ein Lächeln abzugewinnen, beglückte ihn. „Mutter," rief er zum Schluß, „ist es nicht 'ne Freude, einem so netten Kerl Hüsung und Heimat zu verschaffen? Nun hab' ich schon vier Leute, die müßig am Markt standen, für meinen Weinberg gewonnen! Ich seh' es dir an, daß du dich mit mir freust, und das ist mir die größte Freude. Ich glaube, liebste Mutter, mit der Zeit lernst du deinen Jungen noch ganz gut verstehen." —

Am nächsten Tage begannen die Aufmessungsarbeiten. Otto ging mit hinaus und blieb den ganzen Tag dabei. Er staunte, wie sehr die Männer verwandelt waren. Das Mißtrauische und Abweisende

war aus ihren Gesichtern geschwunden, von einer Scheidewand zwischen ihnen und ihrem Arbeitgeber nichts mehr zu merken. Die Kameradschaftlichkeit der ersten Kriegsjahre schien wiedergekehrt. Fritz Habersahts und Emil Burkes Humor wetteiferten miteinander.

Als Feierabend war, ging Otto mit den Männern heim.

„Mich soll wundern," begann er, „wer von Ihnen hier auf Lohe zuerst taufen läßt. Ich bitte mir aber aus, daß ich als Pate gebeten werde."

„Dann möchte ich gleich darum gebeten haben," sagte Hannes Schmidt, der Zimmermann. „Ich hab' nämlich bereits zwei Kinder. Ihre Mutter ist eine junge Kriegswitwe und hatte gleich in den ersten Kämpfen ihren kriegsgetrauten Mann verloren, und da wollte sie das Witwengeld nicht gern ans Bein binden. Aber hier auf dem Lande ist 'ne Ehe, wo nichts über geschrieben ist und der Pastor seine Hand nicht übergehalten hat, ein büschen schenierlich, und darum werden wir richtig Hochzeit machen. Und dann wollen wir die Kinder auch man gleich taufen lassen; es ist hier ja einmal so Mode. Also wenn Sie den Jungen zur Taufe halten wollen, Herr Lohmann, so nehm' ich das mit Dank an."

„Hm, wollen mal sehen," sagte Otto etwas gedehnt, „eigentlich hatte ich aber an den Jungen gedacht, der als erster auf meiner Heide die Augen aufmachen würde."

Als er auf den Hof kam, begegnete ihm Hilde, die

bei seiner Mutter zu Besuch gewesen war. „Ich freue mich, daß ich dich treffe“, rief er und kehrte mit ihr um, ihr eine Strecke das Geleit zu geben. Mit bester Laune schilderte er ihr, wie er den Tag mit seinen Siedlern verbracht hatte. „Jetzt erst,“ schloß er, „fühle ich mit Sicherheit, daß ich auf dem rechten Wege bin, und du glaubst nicht, Hilde, wie mich das beglückt. Denn ich habe recht unangenehme Stunden gehabt. Wenn sie alle so über einen herfallen und einen anstarren, als ob man den Verstand verloren hätte, faßt man sich zuletzt selbst an den Kopf und fragt sich, ob man ihn wirklich noch hat, und wird für Augenblicke in sich unsicher. Aber jetzt ist das endgültig überwunden.“

Hilde ging auf seinen munteren Ton nicht recht ein. Deshalb fragte er hastig: „Kind, du bist doch nicht krank?“

„Es tut mir leid,“ sagte sie, „daß du dich neulich mit Vater erzürnt hast.“

„Erzürnt? Das ist doch wohl zu viel gesagt. Gewiß, er hat sich in seinen Worten ein bißchen vergriffen, deshalb bin ich ohne Händedruck von ihm gegangen und hab’ euer Haus einige Tage gemieden, so schwer es mir geworden ist, dich so lange nicht zu sehen. Länger hätte ich’s aber nicht ausgehalten, und wenn ich dich heute nicht zufällig getroffen hätte, wär’ ich sicher morgen, spätestens übermorgen gekommen.“

„Otto, mir scheint, du nimmst dies Zerwürfnis doch etwas zu leicht. Vater ist recht böse auf dich.“

„Er böse auf mich? So—o? Eher hätte ich wohl Ursache, auf ihn ungehalten zu sein, denn er hat mich

ziemlich unverblümt einen ‚dummen Jungen‘ gescholten.“

„Die Schuldfrage wollen wir nicht weiter untersuchen. Es scheint mir richtiger, wenn du Vater die nächste Zeit nicht unter die Augen kommst. Da gibt gar zu leicht ein Wort das andre, denn ihr seid beide Hitzköpfe, und der Riß wird ärger. Wenn dagegen einige Zeit nicht daran gerührt wird, heilt er wohl bald wieder.“

„Du magst recht haben, Hilde“, sagte Otto nachdenklich. „Aber dann mußt du Mutter in der nächsten Zeit recht oft besuchen. Wenn ich Glück habe, krieg' ich davon ja auch etwas ab, wie heute. Aber wollen wir das Wiedersehen rein dem Zufall überlassen? Könnten wir uns nicht an drittem Orte hin und wieder treffen? ... Halt, mir kommt ein Gedanke! Kennst du meiner Mutter Lieblingsplätzchen im Walde, wo sie sich als junges Delmsloher Fräulein so gern aufgehalten und wo sie auch meinen Vater zuerst gesehen hat?“

Hilde schüttelte den Kopf.

„Dann muß ich's dir schnell zeigen,“ sagte er, „es ist kaum ein Umweg für dich.“

Sie bogen nach links in den Wald. Als sie den Bachwinkel erreicht hatten, sagte Otto: „Früher, als die Bäume noch nicht so hoch waren, soll es hier sehr viel hübscher gewesen sein, aber es ist auch jetzt noch ein recht angenehmer Aufenthalt. Setzen wir uns für einen Augenblick auf Mutters Thymiansofa!“

„Und nun möcht' ich dir einen Vorschlag machen,“ fuhr er fort. „Wer von uns beiden Sonntagnach-

mittag so um 5 Uhr herum nichts Besseres zu tun hat, der pilgert hier eben mal her und sieht zu, ob nicht ein anderer auf ihn wartet. Findet er niemand, — es kann ja leicht sein, daß einer mal Verhinderung hat, dann ist's ein hübscher Spaziergang gewesen."

Hilde war einverstanden.

„So hat man doch etwas," fuhr Otto fort, „worauf man sich die Woche über freuen kann, und das hat man nötig in dieser miesepeterigen Zeit. Und dann wollen wir hoffen, daß dein alter Herr mich bald wieder zu Gnaden annimmt. Ich will mir ja gern allerlei von ihm gefallen lassen, weil er ein prächtiger Knabe und dein Vater ist, aber den ‚dummen Jungen' könnte er wohl auf irgend eine Weise zurücknehmen. Klopf' man mal von Zeit zu Zeit auf den Busch, ob's noch nicht bald so weit ist. Aber halte deinem Vater nicht zu viel Vorträge über Bodenreform und dergleichen. Unsern alten Herrschaften will so was nicht mehr recht einleuchten. Um so ernsthafter müssen wir Jüngeren diese wichtigen Dinge angreifen... Hilde, weißt du, was ich glaube? Daß mein Vater und meine Mutter sich hier zum erstenmal geküßt haben. Wollen wir dem Ort zu Ehren so was nicht auch mal machen?"

Er wartete die Antwort nicht erst ab.

Eine kurze Strecke begleitete er Hilde noch durch den Wald. Als sie an einen quer über ihren Pfad laufenden Graben kamen, blieb er stehen und sagte: „Hier ist die feindliche Grenze, die wollen wir lieber nicht überschreiten. Grüß meine Schwester und vergiß die Sonntagnachmittage nicht."

Ottos Leute machten sich mit Eifer an den Häuserbau. Es sollte auf jeden Fall erreicht werden, daß die vier ersten Siedler — und man war überein gekommen, das Unternehmen in diesem Jahr nicht weiter auszudehnen — vor Eintritt des Winters ein Dach über den Kopf bekämen.

Fritz leitete die Herstellung der Lehmziegel. Um einen in die Erde gerammten Pfahl wurden gut angefeuchtete Lehm- und Sandmassen gebreitet. Ein lang angebundenes Pferd mußte so lange um den Pfahl herumgehen, bis der Strick sich aufgewickelt hatte, worauf es gewendet wurde, um ihn wieder abzuwickeln. Indem dies Verfahren des öfteren wiederholt wurde, kneteten die Pferdehufe die Masse gründlich durcheinander. Dann strichen die Arbeiter sie in Hohlformen und legten aus diesen die feuchten Ziegel nebenander auf den Erdboden, um sie in Wind und Sonne trocknen zu lassen. Man konnte auf diese Weise eine Menge Ziegel schnell und ohne große Kosten herstellen. — Der Zimmermann fällte Bäume, die zur nächsten Sägemühle gefahren wurden und als Kantholz, Bretter und Latten zurückkamen.

Alle vier schafften, als ob sie die Arbeit eben erst erfunden hätten und gar nicht genug von ihr bekommen könnten. Den Tag über arbeiteten alle für einen und einer für alle, nach Feierabend dagegen jeder für sich. Einer baute aus Buschholz einen behelfsmäßigen Zaun um sein Gärtchen, ein anderer hub Pflanzlöcher aus, um im Herbst Obstbäume zu setzen; ein dritter karrte Lehm heran, um eine gut gemischte Gartenerde zu

gewinnen. Ein reger Wetteifer hielt alle bis in die späten Abendstunden hinein in Bewegung; keiner wollte gern als der erste aufbrechen. Schon bei diesen abendlichen Arbeiten bildete sich ein nachbarliches Verhältnis heraus. Man trat zueinander hinüber, fragte um Rat, erbat kleine Hilfeleistungen, entlieh ein Gerät und klöhnte einen Stremel. Für die in die Brüche gegangene Gewerkschaft leistete die Nachbarschaft und Nachbarlichkeit vollen Ersatz. Der „Genosse" im Klassenkampf räumte mehr und mehr der traulichen, wie Heimatfrieden grüßenden Anrede „Nachbar" das Feld. —

Ein Festtag war's, als zu den vier Häuschen die Grundsteine gelegt wurden. Man nahm dazu von den beim Urbarmachen gesammelten Findlingen, die sich vorzüglich zur Fundamentierung eigneten. Auch Frau Lohmann hatte sich bereden lassen, an der kleinen Feier teilzunehmen. Otto sprach, bevor er auf Fritzens Baustelle die drei Hammerschläge tat, ein kurzes Wort: „Diese Siedlung, in schwerer Zeit auf braunem, dürrem Heideland erwachsen, möge grünen und blühen in glücklichere Tage hinein. Neu-Lohe soll ihr Name sein."

Dann stimmte er an: Deutschland, Deutschland, über alles. Er hatte sich ernstlich gefragt, ob er das wagen dürfe; denn als er bei der letzten Kaisersgeburtstagsfeier im Felde dieses Lied singen ließ, hatten nur ein paar Rekruten mitgemacht, die älteren Leute aber den Mund zugekniffen, und hier und da hatte einer höhnisch gelächelt. Aber schließlich hatte er es doch gewagt. Und

siehe, diese vier Männer, die von Deutschlands beschei-
denstem Boden ein Stückchen zu eigen gewonnen, stimmten freudig begeistert ein. Dann nahm Fritz Habersaht das Wort zu einer Rede. Er begrüßte Frau Lohmann als das erste weibliche Wesen, das seinen Fuß auf dieses Neuland setze, und beglückwünschte sie dazu, daß sie einen solchen Sohn geboren und aufgezogen habe. Nachdem er dann Otto als gerecht denkendem, hochanständigem Kompagnieführer im Felde ein Loblied gesungen hatte, pries er ihn als warmen Menschenfreund, der nicht mit gierigen Fingern das umkralle, was ihm zufällig in die Wiege gelegt sei, sondern aus freiem Antrieb seines edlen Herzens, wo die Gesetze das noch gar nicht verlangten, andern Leuten was abgebe. Er schloß mit den Worten: „Kameraden und Nachbarn, wenn alle Großen von so 'ner Gesinnung wären wie unser gar nicht hoch genug zu verehrender Herr Lohmann, dann hätten wir am Ende überhaupt keine Revolution gebraucht. Neu-Loher, ich fordere euch auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: Herr Lohmann, der Stifter und Schirmherr dieses schönen kleinen Dorfes, und auch seine geliebte Frau Mutter nicht zu vergessen, sie leben hoch! und noch einmal hoch! und noch einmal hoch!"

Die Mützen flogen und das Hoch wurde mit wuchtiger Kraft zum Sommerhimmel emporgestoßen.

Emil Burke stimmte an, und alles fiel ein: „Hoch soll'n se läben, hoch soll'n se läben, drei—mal hoch!"

Hannes Schmidt hatte noch nicht genug, und auch er riß die andern mit fort: „Sie leben hoch, sie leben

hoch, sie leben hoch, sie leben hoch, hoch, hoch, sie leben hoch, hoch, hoch, sie leben hoch, sie—le—ben—hooochl"

Frau Lohmann trat auf Fritz zu, schüttelte ihm die Hand, und dann auch den andern; Otto tat hinter ihr drein das gleiche. „Mensch!" sagte er zu seinem Fritz, „wer hätte gedacht, daß in dir so ein gewaltiger Redner steckte!" Fritz sah ihn aus seinen ehrlichen Augen bewegt an und sagte: „Herr Lohmann, wes das Herz voll ist, — in einer Stunde wie heute, kann der Mund auch dreist mal davon übergehen. Da scheniere ich mir gar nicht." Und er wischte sich mit dem Jackenärmel über die Augen.

Mutter und Sohn machten sich auf den Weg nach Hause.

„Na, Mutter," fragte Otto, als sie außer Hörweite der Leute waren, „wie hat's dir in Neu-Lohe gefallen?"

„Es ist mir lieb, daß ich mitgekommen bin," sagte sie. „Es hat etwas Rührendes, die Freude dieser Männer zu sehen."

„Ja, nicht wahr?" rief er hocherfreut. „Und ist es nicht ein erhebendes Gefühl, daß w i r ihnen zu dieser Freude verholfen haben? Ist es nicht besser, daß wir auf unserm Heideland Menschen, die durch den Krieg so viel, so viel, verloren haben, Arbeit, Lebensfreude, seelisches Gleichgewicht, Familienglück, Heimat finden lassen, als wenn wir da ewig unsere Heidschnucken rupfen und unsere Immen summen ließen?"

„Du sagst immer: ‚wir'. Ich bin daran doch ganz unschuldig."

„Das sage nicht, Mutter! Denk' an Fritzens schöne Rede: du hast mich geboren und aufgezogen. Es wird wohl öfters vorkommen, daß Eltern in ihren Kindern die eigene geistige und seelische Art nicht wiedererkennen, weil sie sich in ihnen auf etwas andere Weise ausprägt; denn wir sind ja nicht nur die Kinder unserer Eltern, sondern auch Kinder unserer Zeit. Ich glaube bestimmt, wenn mein Vater sich nicht die kleine Else Riewitz aus dem Nachtigallenwinkel am Bach geholt hätte, sondern eine defftige Buerndeern von einem unserer großen Höfe, dann gäbe es heute kein Neu-Lohe."

„Junge, da magst du wohl recht haben," sagte die Mutter überrascht und mußte lachen. Und noch eine ganze Weile sah der Sohn, wenn er heimlich zur Seite blickte, ein feines Lächeln in ihren Augen.

„Schade," sagte Otto nach einiger Zeit, „daß Hinrich so bockig war und nicht mitkommen wollte. Ich glaube, Fritzens Rede hätte auch ihm ganz gut gefallen. Und vielleicht würde ihm langsam die Ahnung dämmern, daß sein älterer Bruder doch nicht einfach ein leichtsinniger Verschleuderer des Vätererbes ist..."

Die Mutter schwieg.

„Will er uns zum 1. Juli denn wirklich verlassen?"

„Ich habe ihn zweimal gebeten zu bleiben, aber es war vergeblich. Heute mittag sagte er mir, daß er als eine Art Verwalter auf Swiebertshof in Brunkenbostel geht. Bokelmanns Anna war ihm vor dem Kriege nicht gleichgültig, und es ist möglich, daß die

beiden sich wieder zusammenfinden. Annas Eltern wünschen es sehr, wie ich um die Ecke herum gehört habe, und mir sollte es auch recht sein ... Aber wie wir ohne ihn fertig werden sollen ..."

„Ach Mutter, das wird so schlimm nicht werden. Wie gut du es verstehst, einen großen Hof zu regieren, das hast du im Kriege bewiesen."

„Aber die Arbeit will getan sein."

„Wenn es in der Erntezeit viel zu tun gibt, werfen meine Siedler natürlich alles andere hin. Und ich selbst werde auch tüchtig mit zugreifen. Jetzt, wo ich mit meiner Siedlung so weit bin, werde ich mich auch ganz anders um den Hof kümmern können. Du mußt es mir nicht übel nehmen, daß ich ihn bislang ein wenig vernachlässigt habe. Ich wollte allerdings auch Hinrich gern möglichst freie Hand lassen, um die Reibungsflächen zwischen uns zu verringern. Wenn er nun geht, fällt die Rücksicht auf ihn ja fort ... Vielleicht ist es ganz gut, daß er nicht länger bleibt. Es ermöglicht mir, ja, zwingt mich sogar, als Landwirt selbständiger zu werden."

Die Mutter seufzte und schwieg. —

Einige Tage später lud der Vorsteher von Brunkenbostel zum Bauermal ein. Auf dem Lohhof sagte diesmal nicht der Gemeindediener Wullkopp an, sondern Vater Tewes lud in einem eigenhändigen Brief Otto dringend ein. Sein Erscheinen sei unbedingt notwendig, da sehr wichtige Dinge zur Verhandlung ständen. Otto, der annahm, das Bauermal würde zu einem Bauerngericht über ihn werden, blieb zu Hause. Was

hatte es für Zweck, sich mit den Leuten herumzubeißen? Man mußte einfach tun, was man für seine Pflicht hielt, bis die Menschen sich daran gewöhnten, einen still gewähren ließen, ja, sich eines Tages vielleicht zur Nachahmung entschlossen. Wie bald eine unerhört neue Sache sich einlebte, erfuhr er eben jetzt zu Hause. Als sie damals alle über ihn herfielen, hatte er gefürchtet, er werde keine ruhige Stunde mehr haben. Aber nun war das alles gar nicht so schlimm. Die Mutter schien sich darin gefunden zu haben. Hinrich tat seine Arbeit nach wie vor und ging im übrigen, wie er auch früher getan hatte, seine eigenen Wege. Die Großmutter war in einem unbewachten Augenblick von Tringretsch Brümmer aufgeklärt worden. Da hatte es eine kleine Szene mit manchen Achjajijas gegeben, aber die Gesundheit der alten Frau hatte keinen Schaden gelitten, und nachdem sie einige Tage den ungeratenen Enkel ein wenig hatte links liegen lassen, war sie bald wieder so lieb und freundlich zu ihm wie immer. Daß Hinrich den Hof verlassen wollte, empfand sie ja schmerzlich, aber die Aussicht auf die günstige Einheirat, die im Hintergrunde stand, tröstete sie und beschäftigte ihre Gedanken auf das angenehmste. —

Am ersten Sonntag im Juli erschienen Albert und Anneliese Williges auf Lohe zu Besuch; ihren Jungen brachten sie im Tragstühlchen mit. Otto war zuerst nicht eben angenehm überrascht, denn er wollte gerade den Thymianhügel am Bach aufsuchen. Unmöglich konnte er Hilde dort umsonst warten lassen. Nachdem er die Gäste der Mutter übergeben hatte, entschuldigte

er sich für wenige Minuten und sprang in den Wald, um sie zu holen.

Frau Lohmann verhielt sich gegen die Gäste, in denen sie die Verführer ihres Sohnes zu uferlosen Plänen sah, zunächst recht zugeknöpft und kühl. Aber diese waren von einer Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit, daß sie ihren Widerstand bald aufgeben mußte. Als Otto zurückkam und einige Minuten später Hilde ihm folgte, fanden sie die Mutter und Tante bereits in der angeregtesten Unterhaltung mit dem Siedlerpärchen. Es wurde ein reizender Nachmittag. Man ging auch zusammen nach Neu-Lohe hinüber, und die beiden Williges hatten an dem, was sie da sahen, eine solche herzliche, kindliche Freude, daß es auch Mutter Lohmann ein wenig ansteckte.

Als Williges und Hilde aufbrachen, gab Otto ihnen bis Delmsloh das Geleit. Kurz vor dem Hof begegnete ihnen Onkel Wessing.

„Na, Kinder," rief er, „ihr habt wohl mal wieder schön an der bösen Welt herumgebessert."

„Das versteht sich, Onkel Wessing," lachte die junge Frau. „Schade nur, daß Sie uns nicht dabei geholfen haben."

„Um Gottes willen!" rief der alte Herr, mit beiden Händen abwehrend. „Ich ziehe es vor, die Tränenwelt zu verbrauchen, wie sie ist. Sie in ein Paradies umzuwandeln, das überlasse ich neidlos euch jungem Volk, dem der Himmel noch voller Zupfgeigen hängt. Aber bitte, Frau Anneliese, bringen Sie das Ding doch bald mal wieder mit! Es war neulich ganz aller-

liebst. Das schöne Lied, wo Sie Ihren Wagen vollgeladen haben mit alten Mannsen, die alle anfangen zu ranzen, hab' ich noch drei Tage vor mich hin brummeln müssen. ‚Drum lad' ich all mein Lebetage kein alte Mannsen auf mei' Wage, zieh', Schimmel, zieh'!'"

Er wandte sich an Otto, der stumm und ein wenig verlegen zur Seite stand.

„Na, was meinst du, mein Junge, wollen wir uns wieder vertragen? Oder sollen wir wegen des nicht hervorragend intelligenten Jünglings mal auf krumme Säbel losgehen? Ich stehe dir selbstverständlich jederzeit zur Verfügung."

„Wollen's man lassen," sagte Otto lachend und drückte Onkel Wessing die Hand.

Er kehrte um. Als er zu seiner Mutter kam, fragte er: „Nun, wie haben die Leute dir gefallen?"

„Es scheint doch," sagte sie nachdenklich, „als ob eine neue Jugend aufkäme."

„Gott sei Dank!" rief Otto. „Mit den aufgeschwemmten Bierstudenten und öden Schlafrockphilistern der ‚guten alten Zeit' könnten wir das neue Deutschland auch nicht bauen."

Am gleichen Nachmittag, gegen Abend, fand auf der von ehrwürdigen Linden überwölbten Thingstätte bei Wiechel eine Versammlung der Knechte, Mägde und Häuslinge des Kirchspiels statt, die wegen eines Landarbeiterstreiks Beschluß fassen wollten. Kein Gastwirt des Dorfes hatte für diesen Zweck seinen Saal hergeben wollen. So kam die Versammlungsstätte der

Altvordern nach Jahrhunderten einmal wieder zu Ehren.

Da das Kreisblatt sich geweigert hatte, den Aufruf zu bringen, war auf den Kirchwegen und auf dem Tanzboden von Mund zu Mund geworben worden, und es hatten Hunderte mehr oder weniger bestimmt ihr Kommen zugesagt. Als nun aber der Einberufer, ein Wiecheler Schneidergesell, der Konitzkis Nachfolgerschaft als Agitator übernommen hatte, die Erschienenen zählte, waren es kaum sechzig. Von den Dienstmädchen waren nur vier da, die Arm in Arm im Hintergrunde standen und sich auch auf wiederholte Aufforderung nicht näher herantrauten. Auch die Häuslinge waren recht schwach vertreten. In der Hauptsache bestand die Versammlung aus jüngeren Knechten.

Der Schneidergesell nahm das Wort und schimpfte zunächst auf die Hunderte, die aus Feigheit und aus Mangel an Klassenbewußtsein zu Hause geblieben wären, um sodann das Häuflein der Getreuen um so höher zu preisen und es im Namen des internationalen Proletariats willkommen zu heißen. Darauf ging's über die Bauern her als über Ausbeuter, Blutsauger und Leuteschinder. Die Zuhörer machten etwas dumme Gesichter; die vier Mädchen im Hintergrunde stießen sich an und kicherten. Sie alle fanden eigentlich, daß ihre Bauern und Bauersfrauen, mit der einen oder anderen Ausnahme, ganz nette und umgängliche Leute wären, nur daß sie nicht genug Lohn herausrücken wollten. Und den Schneidergesellen, der, während sie im Trommelfeuer lagen, auf dem Bekleidungsamt

in Hamburg Hosenknöpfe angenäht hatte, verachteten sie im Grunde. Als der aber nun die zu stellenden Forderungen formulierte und seinen Lohntarif vorlas, leuchtete das allen sehr ein und wurde einstimmig angenommen. Nun wurden die Versammelten aufgefordert, gleich am nächsten Tage die Beschlüsse ihren Dienstherrschaften vorzulegen und im Fall der Nichtannahme den Dienst sofort zu verlassen. Da wurden die Gesichter lang. Einige Männer kratzten sich unter der Mütze oder hinterm Ohr. „Ogutte," rief eins der Mädchen erschrocken, und die vier sahen sich verdutzt an.

Der Schneidergesell hatte an eine Art Verbrüderungsball als Nachfeier gedacht und deshalb seine Ziehharmonika mitgebracht. Er nahm noch einmal das Wort: „Genossinnen und Genossen! Unsere Ketten fallen, das Morgenrot der Freiheit leuchtet nun sogar schon in der Lüneburger Heide. Darum wollen wir noch ein paar Stunden recht vergnügt miteinander sein und uns hier auf dem grünen Rasen im Tanze drehen." Und er begann aufzuspielen. Aber die Damen wollten nicht. Es ging einer der Herren hin, um sich seine Schöne zu holen, aber sie sagte: „Junge, du bist ja woll mall," und als er sanften Zwang anwenden wollte, verankerte sie sich um so fester in den Armen ihrer Geschlechtsgenossinnen. So stolperten denn nur zwei Paare halbstarker Jungens zu dem Gewimmer der bresthaften Harmonika über die Lindenwurzeln. Der Musikant ließ dem ersten Tanz einen zweiten nicht folgen. —

Von Lohe war niemand auf der Thingstätte ge-

wesen. Aber Riekes Bräutigam, der in Brunkenbostel als Knecht diente, hatte an der Versammlung teilgenommen. Also erklärte Rieke am Dienstag morgen ihrer Herrin, sie müsse 1000 Mark Lohn haben. Frau Lohmann sagte, da alles wieder teurer geworden sei, wolle sie ihr aufs neue auflegen; 1000 Mark bekomme sie nicht. Ja, dennso müsse sie gehen. Ja, das solle sie nur tun. Rieke packte ihr Bündel und ging. Nach drei Stunden kam sie wieder, nein, wurde sie von ihrer Mutter herangeschleppt, die flehentlich bat, Frau Lohmann möge ihrer Tochter, die sich zu dieser Dummheit nur habe verführen lassen, das nicht weiter nachtragen. Rieke heulte lauthals: „Min Brögam lett mi lopen, wen ick nich dusend Mark krieg', und ick hebb em so leew, so leew." — „Rieke," sagte Frau Lohmann, „wenn er dich deshalb laufen läßt, ist er deiner überhaupt nicht wert; denn du bist ein fleißiges und ordentliches Mädchen." Rieke beruhigte sich denn auch einigermaßen; ihre Mutter bekam eine Tasse Kaffee und zog wieder ab. Zwei Tage später meldete Rieke ihrer Herrin freudestrahlend, sie behalte ihren Bräutigam doch, denn er habe inzwischen mit seinem Bauern auch „verakkediert".

Und verakkordieren taten sie auf allen Höfen. Die Bauern erhöhten die Löhne, aber nicht nach dem Tarif des Schneidergesellen, und die Leute gingen vergnügt über ihren Sieg an die Roggenernte.

Nach dem unfreundlich verdrossenen Sommer kamen die Septembertage mit leuchtendem Himmel über der blühenden Heide.

Frau Lohmann saß eines Nachmittags in der Veranda, die sie beim Umbau des Hauses nach einigem Kampf mit ihrem Mann durchgesetzt hatte. Vor ihr auf dem Tisch lagen die löcherigen Strümpfe ihres Sohnes Otto, aber sie hatte keine Lust, die Arbeit anzugreifen. Die Hände, die man sonst nicht leicht feiern sah, ruhten müßig im Schoß; ihre Augen blickten trüb ins Leere.

Im Hause gingen Türen, und Hilde Wessing trat in die Veranda.

„Ich freue mich sehr, Kind, daß du mal kommst," sagte Frau Lohmann. „Leg' ab und nimm Platz."

„Fehlt dir etwas, Tante Lohmann?" fragte das junge Mädchen, als es sich gesetzt und der mütterlichen Freundin schärfer ins Gesicht geblickt hatte. „Du siehst so bedrückt aus."

„Ach ja," seufzte Frau Lohmann, „an Kummer und Sorgen fehlt 's ja nicht."

„Hast du etwas Besonderes?"

„Ach, es hat keinen Zweck, darüber zu reden."

„Doch, Tante, du solltest dich nur aussprechen. Vor einiger Zeit tatest du das auch einmal, und nachher meintest du, es hätte dir wohlgetan... Ist es wohl wieder etwas mit Otto?"

Frau Lohmann nickte.

„Dann muß ich es unbedingt wissen... Bitte, Tante Lohmann, spanne mich nicht länger auf die Folter!"

„Denk dir, Hilde, vorgestern wird einer von den Füchsen, die Hinrich aus dem Felde mitgebracht hat, krank. Ich sage gleich, wir müßten den Tierarzt holen lassen. Aber Otto meint, genau dieselbe Krankheit habe sein Pferd in Frankreich einmal gehabt; durch heiße Umschläge sei das Tier in einem halben Tage kuriert worden. Er läßt also heiße Umschläge machen, und heute früh ist der Fuchs eingegangen. Bei den jetzigen Pferdepreisen bedeutet das einen Verlust von wenigstens 5000 Mark."

„Ob der Tierarzt das Pferd hätte retten können?" gab Hilde zu bedenken. „Wir verloren doch vor zwei Jahren ein wertvolles Tier, zu dem wir ihn viermal geholt hatten."

„Aber man hätte doch seine Pflicht getan und könnte es leichter tragen... Noch hat man den letzten Schlag nicht überwunden, da kommt schon dieser neue."

„Habt ihr auch sonst noch Unglück mit dem Vieh gehabt? Wir haben nichts davon gehört."

„Unglück, — oder wie man's nennen will... Otto war doch letzte Woche zum Viehmarkt."

„Ja, das hat er mir erzählt."

„Dann hat er dir gewiß auch erzählt, was für eine schöne Kuh er dort gekauft hat."

„Allerdings. Er war ganz stolz auf seinen Kauf."

„Die Kuh ist mindestens um 800 Mark zu teuer bezahlt. Daß sie nicht viel wert ist, sieht jedes Kind. Otto aber freut sich über die hübsche Zeichnung und wieder-

holt dir wortgetreu, was ihm der Händler alles über das Tier vorgelogen hat."

„Der Junge sollte doch seine Finger von Dingen lassen, die er nicht versteht!" sagte Hilde ärgerlich. „Oder warum nimmt er sich nicht einen vernünftigen Menschen mit?"

„Diese Wirtschaft kann so nicht weitergehen," fuhr sie nach einer Pause fort. „Er ruiniert euch ja den ganzen Hof."

„Das fürchte ich eben auch," sagte Frau Lohmann seufzend. „Er tut immer so, als ob ich das Sagen hätte, aber plötzlich durchkreuzt er dann meine Anordnungen. Neulich wollte ich schnell den Hafer einfahren lassen, weil er trocken war und weil Regen drohte, und die Siedler sollten dabei helfen. Aber da war's auf einmal wichtiger, eins der Häuser zu richten, und der Hafer wurde gründlich naß... Ich gönne dem Jungen die Freude an Neu-Lohe ja von Herzen; es mag auch eine gute Sache sein. Aber manchmal frage ich mich doch mit Sorgen, wie er dabei mit den Kosten herauskommen will. Ein guter Rechner ist er nie gewesen, auch als Student nicht. Ich habe ihn mehrfach gebeten, er möchte mich mal einen Blick in seine Bücher tun lassen, aber er hält mich von einem zum andern Tage hin."

„Ich bin sehr überrascht, Tante Lohmann," sagte Hilde. „Gegen mich tut er immer, als ob hier bei euch alles in bester Ordnung wäre. Er nähme sich der Wirtschaft viel mehr an als früher und..."

„Das ist ja gerade das Unglück!" unterbrach Frau Lohmann. „Wenn er sich um gar nichts kümmerte, stände es viel besser."

„Und daß er finanzielle Sorgen hätte, davon hab' ich nie etwas gemerkt. Er hofft ja auch auf erhebliche Zuschüsse zu den Kosten seiner Siedlung."

„Ja, im Hoffen ist er immer groß gewesen... Manchmal denke ich, ob du ihn nicht von diesem gewagten Unternehmen hättest zurückhalten können und sollen. Ich war ja vollkommen machtlos, aber wenn du deinen Einfluß auf ihn geltend gemacht hättest..."

„Nein, Tante, das konnte ich nicht und durfte ich nicht. Denn dieses Unternehmen fließt aus seinem Besten und Wertvollsten. Weil er so wenig an sich, an sein Vergnügen und seine Bequemlichkeit denkt, gerade darum hab' ich ihn ja so gern. Solche Menschen braucht unsere Zeit."

„Ach ja," seufzte Frau Lohmann, „ihr jungen Leute steht zu diesen Dingen anders als wir älteren."

„Darüber mußt du nicht traurig sein, liebe Tante. Jede Generation hat ihre besonderen Aufgaben. Wenn wir die unseren so gut erfüllen, wie du die, welche dir gestellt waren, zum Beispiel in den Kriegsjahren, dann dürfen wir zufrieden sein... Übrigens glaube ich auch, daß du im Grunde deinen Sohn in seinem reinen Wollen und Streben immer besser verstehen lernst. Und Otto glaubt das auch. Wie glücklich ist er immer, wenn er ein neues Anzeichen dafür entdeckt hat! Das berichtet er mir natürlich immer ganz genau... Es gibt Menschen, die müssen ihre eigenen Wege gehen, auf denen der große Haufe ihnen einstweilen nicht folgen kann. Aber die, welche ihnen die liebsten sind auf Erden, die müssen versuchen, ob sie nicht doch mit ihnen gehen kön-

nen, denn sonst wären solche Menschen ja gar zu einsam."

„Das mag ja so sein," sagte Frau Lohmann, „und ich gebe zu, daß ich mich in seine Liebhabereien, oder wie wir es nennen wollen, mehr und mehr hineingefunden habe. Aber das alles ändert nichts an der Tatsache, daß ich es erleben muß, wie mein liebster und begabtester Sohn den alten herrlichen Hof seiner Väter zugrunde richtet. Ich kann das nun bald nicht mehr mit ansehen... Wenn ich es nur wegen Großmutter könnte, würde ich wohl anderswohin ziehen, aber die alte liebe Frau, der ich viel zu verdanken habe, kann ich nicht allein zurücklassen, muß also einstweilen aushalten. Aber wie ich es auf die Dauer ertragen soll, weiß ich nicht. Hoffentlich kannst du mich bald ablösen, und dir würde ich auch Großmutter getrost anvertrauen."

Sie schwieg. In den Augen des jungen Mädchens stand ein tiefes Erschrecken.

Lange blieb es still zwischen den beiden. Endlich sagte Hilde schlicht und bestimmt: „Otto muß den Hof aufgeben."

„Das wird er niemals tun," sagte Frau Lohmann ebenso bestimmt.

„Ich hoffe, daß er es tun wird."

„Ich wage nicht, ihm einen solchen Wunsch auch nur anzudeuten."

„Ich werde mit ihm darüber sprechen, Tante."

„Wirklich, Kind?"

„Ich bin mir ja recht deutlich bewußt, auf eine wie harte Probe ich unsere... Kameradschaft damit stelle,

aber ich werde es trotzdem tun. Denn ich sehe ebenso gut ein wie du, daß es so nicht weiter geht."

„Soll ich ihn dir schicken?" fragte Frau Lohmann, bereit, vom Stuhl aufzustehen. „Ach nein, er ist ja vorhin nach Neu-Lohe hinübergegangen. Soll ich ihn holen lassen?"

„Lieber nicht, Tante," wehrte Hilde ab. „Es sieht zu sehr nach Bestellung aus, ich muß mir das auch erst alles gründlich überlegen, denn leicht ist es für mich nicht. Es wird sich schon eine Gelegenheit finden, in aller Ruhe mit ihm zu sprechen. Von heute auf morgen läßt sich da ja doch nicht Wandel schaffen... Und nun will ich gehen. Wir wollen von Herzen hoffen, daß alles gut wird."

Ein wundervoller Septembernachmittag lag auf den Loher Büschen und dem Winkel am Bach. Hilde saß schon eine gute Weile auf dem Thymianpolster und horchte mit gespanntem Ohr auf das Nahen der wohlbekannten Schritte. Es war bereits einige Minuten nach 5 Uhr. Sollte Otto gerade heute das Stelldichein versäumen? Das wäre sehr unangenehm. Wichtigeres hatte es niemals zwischen ihnen zu besprechen gegeben als heute...

In der Ferne ließ sich ein munteres Pfeifen hören. Das war er. Offenbar brachte er die beste Laune mit. Hilde drückte sich die Hand auf das stürmisch pochende Herz.

„Recht schönen guten Nachmittag," rief Otto, als er in dem Waldwinkel anlangte. „Was der langweilige Sommer uns schuldig geblieben ist, das will der Sep-

tember offenbar nachholen. Oder bist du mit diesem Tage nicht zufrieden, Hilde? Nach deinem Gesicht sollte man es beinah glauben."

„Das Wetter läßt nichts zu wünschen übrig," sagte Hilde zurückhaltend.

„Weißt du das Neuste?" fuhr Otto fort. „Übermorgen werden die Fenster für die Siedlerhäuschen fertig, und nächsten Freitag will mein Fritz seine Minna heimführen. Und nun gib mir mal einen guten Rat! Was schenke ich dem wackern Burschen zur Hochzeit?"

„Du hast ihm 25 Morgen von deinem Hof und dazu ein Haus geschenkt. Mich dünkt, das langt erst einmal hin. Man darf die Menschen auch nicht mit Wohltaten überfüttern."

„Och, 'ne nette Kleinigkeit zu seinem Ehrentage muß er auch noch haben, mein treuester Kriegskamerad. Mach' mal einen Vorschlag! Ihr Frauen kennt euch in solchen Dingen besser aus."

„Otto! Mir ist heute wirklich nicht darnach zu Sinne, Hochzeitsgeschenke auszudenken ... Ich muß etwas Wichtiges mit dir besprechen, etwas sehr Wichtiges, und angenehm wird es für dich nicht sein."

„Aber Mädchen, du machst ja ein Gesicht, als ob du mir die Freundschaft aufkündigen wolltest. Man könnte rein bange werden."

„Ich möchte eine Frage an dich richten. Otto, fühlst du dich als Hofbesitzer und Landwirt wirklich an deinem Platze?"

„Aber Hilde, du siehst mich ja an wie der Staatsanwalt einen Kapitalverbrecher."

„Es ist mir mit meiner Frage auch verzweifelt ernst. Bist du als Landwirt zufrieden und glücklich?"

„Wer ist in dieser unglücklichen Zeit glücklich? Halt ja, ich werde es sein, wenn wir beide möglichst bald Fritzens Vorbild folgen. Was meinst du, Hilde?" Er sah ihr zärtlich in die Augen.

Aber sie erwiderte seinen Blick nicht, sondern sagte bestimmt: „Darüber möchte ich heut' nicht mit dir sprechen. Ich habe dich gefragt, ob du dich in deinem Beruf glücklich und zufrieden fühlst, und bitte dich, meine Frage ehrlich zu beantworten."

„Glücklich? Nein. Zufrieden? Leidlich... Ich habe mich in der letzten Zeit praktisch und theoretisch mit Eifer betätigt und darf wohl sagen, daß ich zusehends Fortschritte mache."

„Andere denken darüber vielleicht anders."

„Wieso?"

„Nun, wenn einer den Hafer, den er trocken unter Dach bringen könnte, der Gefahr aussetzt, auf dem Felde zu verderben... wenn jemand eine Kuh kauft, weil sie hübsch gezeichnet ist, und sie viel zu teuer bezahlt... wenn einer ein wertvolles Pferd eingehen läßt, ohne zu tun, was in seinen Kräften steht, um es zu retten..."

„Hilde, woher weißt du das alles?"

„Muß ich dir das erst sagen?"

„Natürlich, Mutter hat aus dem Hause geplaudert. Das finde ich, offen gestanden, wenig nett von meiner alten Dame."

„Otto, deine Mutter braucht ebenso gut wie du je-

mand, gegen den sie sich einmal aussprechen kann, und sie hat dafür niemand als mich. Denn Martha geht in ihrem Kinde, im Hauswesen und in der Sehnsucht nach ihrem Mann auf."

„Na ja, Fehler hab' ich hier und da gemacht, das leugne ich nicht. Aber ihr solltet bedenken, daß jeder Lehrgeld bezahlen muß und daß noch nie ein Meister vom Himmel gefallen ist."

„Ein Meister wirst du nie."

„Woher weißt du das so genau?"

„Ich kenne dich von Kind auf. Für die Landwirtschaft hast du nie ein tiefergehendes Interesse gezeigt. Ich konnte dich ja immer mit deinen Brüdern vergleichen; da fiel das sehr auf. Du weißt das selber auch recht gut. Als wir damals in der Wulwesheide waren, bekanntest du, wenn du einmal ganz ehrlich vor dir wärest, müßtest du dir sagen, daß du zu einem richtigen Landwirt nicht das Zeug hast."

„Hab ich das gesagt? Nun ja, man redet so was mal hin."

„Ich bin überzeugt, damals warst du ganz ehrlich gegen dich, jetzt aber machst du dir selber was vor... Wir haben uns den Sommer über fast jeden Sonntagnachmittag hier getroffen und über alles Mögliche geredet, aber nie über landwirtschaftliche Dinge."

„Diese seltenen Stunden waren mir wirklich zu schade, um mit dir über Dünger, Milchwirtschaft und Schweinezucht zu reden."

„So kann über diese Dinge nur jemand sprechen, der alles andere ist, nur kein Landwirt."

„Gut, wenn du es wünschest, unterhalten wir uns fernerhin über diese weltbewegenden Dinge!"

„Ich verzichte... Es sollte mir lieb sein, wenn dir in dieser Stunde ebenso ernst zu Sinne wäre wie mir."

„Na, hör' mal, Hilde! Wenn du zufällig ein bißchen melancholisch gestimmt bist — was mir übrigens zu diesem prachtvollen Herbsttag gar nicht zu passen scheint — dann soll ich sofort gehorsam wie ein Rekrut auf diese Stimmung einschwenken? Ist das nicht etwas viel verlangt?"

Hilde schwieg. Nach einer Weile begann sie von neuem, und es war ein Beben in ihrer Stimme:

„Otto, ich muß dir etwas sagen. Lange hab' ich mit mir gerungen, aber ich kann nicht anders. Ich werde dir überallhin folgen, wohin du mich auch rufen magst, aber auf Hof Lohe komme ich nicht zu dir."

„Hilde!... Das kann nicht dein Ernst sein."

„Es ist mir völliger Ernst damit."

„Du stellst mich also vor die Wahl, entweder dich oder den Hof aufzugeben?"

„Ja."

„Meine liebste, beste Hilde, wie kommst du auf diesen schrecklichen Gedanken?"

„Ich habe weiß Gott keine Lust, dir zu helfen, einen großen, schönen Hof zu ruinieren."

„Aber wer verlangt denn das von dir? Wenn du mir durchaus nichts zutraust, können wir uns ja einen tüchtigen Verwalter nehmen. Ich hatte ohnehin schon daran gedacht."

„Ich möchte einen Mann zum Lebensgefährten, der den Platz, den er sich einmal gewählt hat, voll ausfüllt."

„Ich will mir die erdenklichste Mühe geben, ein tüchtiger Landwirt zu werden. Ich verspreche es dir in die Hand, Hilde!"

„An deinem Willen zweifle ich nicht, aber an deinem Können."

„Hilde, wir haben aber doch auch andere Aufgaben. Denk' nur an unsere Siedlung! Sie ist ja auch dein Werk. Wollen wir das im Stich lassen?"

„Diesen Sommer hat dich die Sache ausgefüllt; sie tut es vielleicht auch noch eine Zeitlang. Aber eines Tages wird das Werk getan sein. Siedlervater zu spielen, ist kein Lebensberuf und gibt keinen Lebensinhalt. Wenn du ein Dutzend kleiner, bescheidener Siedlerheimstätten gründest und darüber den alten schönen Lohhof zugrunde richtest, hast du dem Vaterlande mehr geschadet als genützt. Neu-Lohe kann doch bleiben, was es ist, wenn du auch nicht mehr als Bauer auf Alt-Lohe drauflos wirtschaftest."

„Aber Hilde, wohin sollten wir denn gehen? Du kannst hinhören wo du willst — alles überfüllt! Verlangst du, daß ich als eisgrauer Referendar oder Assessor zum Kinderspott werde?"

„Ein tüchtiger Mensch, der den festen Willen hat, zu wirken, findet dafür wohl auch heute noch eine Stätte. Es braucht ja nicht von heute auf morgen zu sein."

Beide schwiegen. Otto saß vornübergebeugt, die Hände über dem Knie krampfhaft ineinander verschlungen.

Nach einigen Minuten richtete er sich auf, sah das Mädchen kalt und entschlossen an, und sagte: „Hilde, ich finde das Ansinnen, das du mir stellst, einfach empörend, einfach ... ich finde keinen Ausdruck dafür! Es tut mir in der tiefsten Seele weh, dich zu verlieren. Aber wenn du zu mir reden konntest, wie du getan hast, dann hatte ich dich schon verloren, ehe du anfingst zu reden. Du hast mich niemals aufrichtig geliebt, hast ja früher schon einen Beweis dafür geliefert! Und wenn ich die letzte Zeit es anders dachte, — seit heute weiß ich ja, wie ungeheuer ich mich in dir getäuscht habe. Leb' wohl, Hilde."

Er hatte sich erhoben und ging mit schweren Schritten davon. Hilde schaute ihm mit entgeisteten Augen nach.

Über dem Waldwinkel leuchtete die Septembersonne und verführte die kleinen Vögel, Frühlingslieder zu probieren. Aber heut' erfreuten die süßen Laute kein menschliches Ohr und fanden in keines Menschen Herzen einen Widerhall. — — —

Fritz Habersaht und Minna Cordes hielten Hochzeit. Obgleich es Otto Lohmann durchaus nicht nach Feiern zumute war, hatte er dem treuen Kriegskameraden an seinem großen Tage doch nicht fehlen mögen.

Als man von der Trauung zurückkam und an der hinter dem Hause in der milden Herbstsonne gedeckten Festtafel Platz nahm, setzte Otto sich an Fritzens Seite. Aber sofort erschien der in Hemdärmeln die Aufsicht führende Schaffer und bat ihn, einen Platz hinunterzurücken; denn der neben dem jungen Ehemann gebühre dem Herrn Pastor, der mit der Frau Pastorin gleich kommen werde; denn die junge Frau habe ja drei Jahr bei ihnen gedient.

Die Pastorsleute erschienen denn auch bald und nahmen die ihnen gebührenden Plätze ein. Vor den Ehrengästen oben an der Tafel standen aber nicht nur Kaffeetassen, sondern auch Gläser, in die der Hemdärmelige etwas Rotes goß. Warum sollte also nicht einmal 'ne kleine Rede gehalten werden? Und siehe da, der Herr Pastor erhob sich, schlug mit dem Kaffeelöffel an sein Glas, und Fritz bekam aus berufenstem Munde zu hören, was für ein fleißiges und tüchtiges Menschenkind er zum Weibe gewonnen hatte, und die Frau Pastorin, die noch berufener war, bestätigte alles durch eifriges Kopfnicken. Von Fritz konnte der Redner ja nicht ganz viel sagen, denn der war ja katholisch, und er hatte nur bei der Bestellung des Aufgebots einen

Mund voll Worte mit ihm gewechselt. Aber da sprang Otto Lohmann mit Freuden ein, und nun erfuhr Minna, was für einem tapferen Soldaten und guten Kameraden sie die Hand für's Leben gereicht hatte. „Fritz," schloß der Redner, „schön war's, als ich dir damals nach heißen Kämpfen das Kreuz von Eisen auf die Brust heften konnte. Aber eine noch größere Freude ist es für mich, daß ich neben diesem Ehrenzeichen aus schwerer Zeit nun das Myrthensträußchen auf deiner Brust grünen sehe. Ein Hoch hat eben unser Herr Pastor auf euch ausgebracht, und das möchte ich nicht noch einmal tun, aber ich trinke auf euer Wohl diesen edlen Tropfen bis auf den Grund aus."

Eine Rede an der Hochzeitstafel war im Kirchspiel Wiechel nicht üblich. So hatte diese kleine Kaffeehochzeit, bei der sogar ihrer zwei gehalten wurden, vor den stummen, fetten Fleischhochzeiten mit Hunderten von Gästen viel voraus.

Als die Tafel aufgehoben war, stand man ein wenig verlegen und unschlüssig herum, bis sich kleine Gruppen für einen Schlendergang durchs Dorf zusammenfanden.

Pastor Franke trat an Otto heran und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, Herr Lohmann, machen wir auch ein paar Schritte. Ich würde ganz gern das eine oder andere mit Ihnen besprechen. Neulich, als ich Sie in Lohe aufsuchte, hab' ich Sie ja leider verfehlt."

Otto erklärte sich gern bereit, und sie machten sich auf den Weg.

Der Pastor erkundigte sich zunächst nach der Siedlung und den Erfahrungen, die sein Begleiter bislang mit ihr

gemacht habe. Otto erstattete ausführlich Bericht. Er merkte bald, daß Franke mit der einschlägigen Literatur vertraut war, und daß er der Sache lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Das freute ihn, denn mit Verständnis für seine Bestrebungen hatte man ihn ja nicht gerade verwöhnt. Zum Schluß sprach er dieses auch aus und sagte, er habe mit seiner Tätigkeit viel böses Blut gemacht.

„Ja, ja," sagte der Pastor, „das soziale Verantwortungsgefühl ist bei unsern wackern Bauern leider sehr schwach entwickelt. Man kann es ja verstehen, da wir hier eine soziale Frage bislang kaum hatten und da die sozialen Nöte, die man anderswo schwer empfindet, diesen mit viel Ellbogenraum über die Heide hin wohnenden Menschen nicht auf den Nägeln brennen. Etwas Schuld trägt da allerdings auch wohl die Kirche. Sie hat den Leuten viel erzählt von der Not der ‚armen Heiden' und sie für die Heidenmission zu erwärmen verstanden. Aber daß in unserem Vaterlande ungeheure soziale und sittliche Nöte vorhanden sind, hat sie ihnen verschwiegen. Es gibt hier einfältige Seelen, denen sogar die innere Mission verdächtig ist. So sagte mir mal ein alter Mann, den ich sonst recht schätze, als ich um eine Gabe für ein Rettungshaus bat: ‚Herr Pastor, mit dem abgefallenen Volk in der Christenheit hilft das doch nichts mehr; das ist dem Gericht der Verstockung verfallen. Wir müssen zusehen, daß das Evangelium möglichst schnell aller Welt gepredigt wird; alsdann kann das Ende kommen, wie geschrieben stehet in Sankt Matthäi am 24. Und das wäre ja auch das Beste, denn diese Welt ist doch nichts mehr wert.' ... Neulich kam

eine Frau zu mir, die sehr fromm sein will, von der man aber weiß, daß sie den Hamsterern die unverschämtesten Wucherpreise abfordert, und wollte mir hundert Mark für die Heidenmission bringen. Ich konnte mich nicht überwinden, das Geld zu nehmen, und sagte nach berühmten Vorbild: ‚Es taugt nicht in den Gotteskasten, denn es ist Blutgeld.‘ Da hätten Sie die Frau sehen sollen! Sie schrie mir ins Gesicht, ich hätte den rechten Glauben nicht, das wüßten die ernsten Christen schon lange, und das Beste wäre, man separierte, denn im Gotteshause wolle man das liebe Gotteswort hören, aber nicht so'n alten sozialen und andern weltlichen Kram. Sie hat mir dann in der Gemeinde die Nachrede gemacht, ich gönnte den armen Heiden nicht, daß sie auch in den Himmel kämen, und wollte bloß Sozialdemokraten und andere gottlose Leute hineinhaben ... Was sagen Sie dazu, Herr Lohmann?"

„Es muß wenig Freude machen," sagte Otto, „gegen solchen Unverstand und solche Böswilligkeit anzukämpfen, aber ich wundere mich über nichts mehr, seit ich weiß, wie man über mich hergezogen ist. Nicht erst jetzt, wo ich siedeln lasse, sondern schon damals, als ich kein anderes Verbrechen begangen hatte, als einigen städtischen Erwerbslosen Arbeit zu schaffen. Da war mein Hof eine Pestbeule für die ganze Gegend, und was sonst vielleicht noch an erbaulichen Vergleichen gefunden wurde, die mir nicht bekannt geworden sind ... Übrigens möchte ich doch glauben, Herr Pastor, daß Ihre Predigten, die uns nicht bloß immer auf den lieblichen Fluren Galiläas wandeln lassen oder zwischen

Ephesus, Korinth und Rom hin und herjagen, sondern die brennenden Fragen der Gegenwart in das Licht des Evangeliums stellen, mit der Zeit Früchte tragen müssen."

Franke schüttelte den Kopf und lächelte bitter. „Was die ältere Generation angeht," sagte er, „da hoffe ich so gut wie nichts. Nicht einmal dieser furchtbare Krieg hat sie aufzurütteln vermocht, — wie soll es da mein schwaches Wort? Möglich, daß uns böse Zeiten bevorstehen, die auch diesen harten Boden einmal umpflügen. Aber freilich, für die Jugend wage ich zu hoffen. So gebe ich mir alle Mühe, in meinen Konfirmanden soziale Gesinnung zu wecken. Leider sind die ja noch recht unreif. Aber auf dem Grunde, den ich zu legen mich bemühe, muß dann die Volkshochschule weiterbauen. Sie werden ja gehört haben, daß wir Anfang November eine solche in unserer Kreisstadt eröffnen."

Otto nickte bejahend.

„Aber Herr Lohmann," rief der Pastor, „Sie sind ja noch gar nicht einmal Mitglied unseres Vereins! Darf ich Ihren Namen heute Abend gleich in meine Liste eintragen? Der Mindestbeitrag beträgt drei Mark."

„Bitte, bitte", sagte Otto lächelnd. „Ich hätte mich schon längst melden sollen, es ist nur aus Nachlässigkeit unterblieben. Ich hab' alles, was das Kreisblatt darüber brachte, mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt."

Sie gingen eine Weile schweigend.

Plötzlich blieb Franke stehen, sah gedankenverloren ins Blaue und sagte mit einem leichten Seufzer: „Schade, schade ..."

Otto erwartete eine Erklärung darüber, was schade wäre. Da eine solche nicht kam und sein Begleiter den Weg fortsetzte, fragte er: „Darf man vielleicht wissen, was schade ist, Herr Pastor?"

„Daß Sie einen Bauernhof haben."

„Wieso?"

„Ach, warum darüber noch Worte verlieren? Es schoß mir nur eben so durch den Kopf ... Sie wären der rechte Mann gewesen als Leiter und erster Lehrer unserer neuen Schule, nach der Art Ihrer Vorbildung, mit Ihrem warmen sozialen Empfinden, als Sohn unseres Kreises, der die Bevölkerung von Kindesbeinen an kennt, kurz, in jeder Hinsicht. Wir hatten mit einem Herrn, der uns geeignet schien, Verhandlungen angeknüpft, die sich aber im letzten Augenblick zerschlagen haben, und sind nun in großer Verlegenheit. Als zweite und dritte Lehrkraft haben wir tüchtige Volksschullehrer gewonnen, die nebenamtlich an unserer Schule unterrichten werden. Aber für die wichtigsten Fächer, wie Bürgerkunde, Rechtskunde und ähnliches, fehlt uns der geeignete Mann, der zugleich auch die Leitung zu übernehmen hätte. Vielleicht ist damit die Eröffnung der Schule einstweilen in Frage gestellt ... Aber wir müssen wohl umkehren. Sonst entfernen wir uns gar zu weit von Ihrem Fritz und meiner Minna."

Sie wandten um und gingen eine lange Strecke schweigend ...

„Herr Pastor, wann sind Sie morgen zu Hause?"

„Voraussichtlich den ganzen Tag," lautete die Antwort.

„Ich möchte nämlich gern einmal bei Ihnen vorsprechen. Es ist nicht unmöglich, daß ich mich um die Stelle an Ihrer Volkshochschule bewerbe."

„Herr Lohmann! Ist das Ihr Ernst?"

Franke war stehen geblieben und sah Otto auf das höchste verwundert und sehr gespannt in die Augen.

„Die letzte Entscheidung muß ich mir bis morgen vorbehalten, aber ich möchte Sie doch bitten, auf jede Weise zu verhindern, daß nicht ein anderer mir die Stelle im letzten Augenblick wegschnappt. Kann ich dessen sicher sein?"

„Aber gewiß doch. Der ganze Briefwechsel in dieser Angelegenheit wird von mir geführt."

„Sie sehen mich noch immer fragend und verwundert an, Herr Pastor, und wissen nicht, was Sie von mir denken sollen... Nun, ich habe unter meinen jetzigen Verhältnissen schon längere Zeit innerlich gelitten. Ich bin kein Landwirt, werd' auch nie einer werden, und ein Hof wie Lohe bedarf einer festen und umsichtigen Leitung. Die findet er nicht bei mir, wohl aber bei meinem jüngeren Bruder Hinrich. Dem werde ich den Hof also höchstwahrscheinlich abtreten. Und eine schönere, befriedigendere Lebensaufgabe, als die, die Sie mir da geschildert haben, kann ich mir gar nicht wünschen."

„Das ist ja über alle Maßen erfreulich," sagte Franke, „und wir wollen nur hoffen, daß nichts mehr dazwischen kommt... Wie wird meine Frau sich freuen, wenn sie hört, was unserer Minna Hochzeit uns für eine unerwartete Freude gebracht hat!"

Sie setzten ihre Wanderung fort.

„Einen kleinen Haken hat die Sache nur," meinte der Pastor nach einer Weile. „Wäre es nicht recht schade, wenn Ihr so hoffnungsvoll sich entwickelndes Siedlungswerk in sich zusammenbräche? Denn ob Ihr Bruder dafür Verständnis hat? ..."

„Daran denke ich auch gerade," sagte Otto. „Neu-Lohe muß natürlich bleiben und sich kräftig weiter entwickeln. Dafür werde ich Sorge tragen ... Bis jetzt habe ich die Sache vielleicht zu sehr als Eigenbrötler betrieben, und Mißgriffe sind dabei nicht ganz ausgeblieben. Es wird gut sein, das Unternehmen auf eine breitere Grundlage zu stellen. Etwa so: ich liquidiere, und wenn alles geordnet ist, übernimmt eine Art Genossenschaft die Siedlung. In deren Vorstand würde ich mir Sie wünschen, Herr Pastor, ferner meinen Kameraden Fritz Habersaht, den Sie eben mit Ihrer Minna glücklich gemacht haben, den mir befreundeten Siedler Williges in der Wulwesheide, endlich mich selbst. Wenn wir vier Männer über Neu-Lohe wachen, wenn wir Sorge tragen, daß ungeeignete Elemente ferngehalten werden — versteht sich, ohne Engherzigkeit, denn es soll ja gerade erstrebt werden, daß erkrankte Volksteile auf dem Lande wieder gesunden — wird sich die Siedlung, will's Gott, aufs beste entwickeln. Einstweilen wird eine Art vorsichtiger Bevormundung ja nötig sein. Sobald sie als überflüssig und lästig empfunden wird, kann sie wegfallen, und wir Nichtsiedler treten einer nach dem andern zurück. Herr Pastor, setzen wir Neu-Lohe nur in den Sattel; reiten wird es von selber können!"

„Wollen es hoffen," sagte Franke, um nachdenklich trübe fortzufahren: „Wie fein hatte Bismarck unser Deutschland in den Sattel gesetzt! Aber reiten hat es nicht können und ist jämmerlich abgestürzt."

Otto nickte und beide verstummten. Sie waren mit ihren Gedanken bei dem Unglück des Vaterlandes. Alle treue Kleinarbeit am Wiederaufbau konnte nicht hindern, daß es sich immer einmal wieder wie lähmende Traurigkeit auf ihre Seelen legte ...

Otto raffte sich zuerst auf. „Ob aber Ihre Herde nicht reichlich bunt wird und schwer zu weiden," fragte er lächelnd, „wenn so viel Böcke unter die Schafe gesteckt werden? Ich hab' zum Beispiel unter meinen Siedlern einen, der will nächstens Hochzeit und zwei Kindtaufen auf einen Tag feiern."

„Hier bei mir?" fragte der Pastor, ein wenig erschrocken dreinschauend.

Otto lachte. „Ich werde den Mann bitten, daß er das noch bei seinem Stadtpastor abmacht, dem so etwas ja wohl geläufiger sein wird. Dann bleibt den frommen Heidjern schweres Ärgernis erspart, und meiner Siedlung üble Nachrede ... Ob Neu-Lohe Ihnen freilich solche Scharen von Kirchgängern schicken wird wie Ihre anderen Dörfer?"

„Bangemachen gilt nicht, Herr Lohmann ... Unsere Heidgemeinden gelten in Pastorenkreisen ja als Idealgemeinden. Volle Kirchen, hohe Abendmahlsziffern, reiche Kollekten, — so was muß ein Pastorenherz ja erfreuen. Aber ich habe, zumal in der Kriegszeit, ein wenig hinter die Kulissen geguckt. Gewiß, es gibt hier

nicht wenig Menschen von großer Lauterkeit und schlichter Innerlichkeit, die ihr Bestes ihrem einfältigen Christenglauben verdanken. Denken wir nur an Ihre liebe alte Großmutter. Es wird mir warm ums Herz, wenn ich sie mir in ihrem Lehnstuhl hinter dem Ofen vorstelle, das großgedruckte Gesangbuch auf dem Schoß. Es tut mir leid, daß ich bei meiner vielen Arbeit in der ausgedehnten Gemeinde und bei den weiten Wegen sie nicht öfter besuchen kann. Aber wir haben hierzulande auch der Pharisäer nicht wenige. Die werden ja wohl über die ‚Zöllner und Sünder' die Nasen rümpfen, wie sie immer getan haben, aber lassen wir ihnen das Vergnügen!... Vorhin hab' ich im stillen herzlich lachen müssen. Als der junge Ehemann sich für meine ‚rührende und troftreiche' Traurede bedankt hatte, fuhr er verheißend fort: „Ich bin natürlich katholisch, Herr Pfarrer, aber nächstens komme ich auch mal zu Ihnen in die Kirche.' — ‚Fritz,' sagte seine Frau, ‚das wirst du nicht bloß einmal tun, sondern so oft, wie es sich gehört.' Da machte ihr Fritz ein etwas langes Gesicht, aber seine bessere Hälfte fuhr fort: ‚Wenn du nicht in die Kirche gehen wolltest, durftest du keine heiraten, die drei Jahr beim Herrn Pastor gedient hat. Nicht wahr, Herr Pastor?' Ich wollte mich in diese erste eheliche Auseinandersetzung nicht einmischen, zuckte die Schultern und lachte. ‚Aber Kind,' sagte Fritz, ‚ich bin doch katholisch!' — ‚Deswegen schmeißt unser Herr Pastor dich nicht 'raus,' beruhigte ihn Minna — eine rechte Pastorenmagd ist nie auf den Mund gefallen. ‚Wenn wir hier dichte bei einen katholischen Pastor hätten,

könnten wir umschichtig zu meinem und zu deinem Seelenhirten gehen, aber es ist keiner da, deshalb mußt du dich langsam an meinen Glauben gewöhnen. Du hast mir doch selbst mal erzählt, euer Papst wäre ein sehr frommer Mann. Na, dann wird er wohl nichts dagegen haben, wenn du in die Kirche gehst und Gottes Wort hörst.' Da sagte der junge Ehemann keinen Ton mehr. Also, Herr Lohmann, wenn die Leute erst hier sind, pflegen sie sich zu akklimatisieren. Und wenn's der eine oder andere in kirchlicher Beziehung nicht tut, so rege ich mich darüber weiter nicht auf. An eine alleinseligmachende Kirche glaube ich nicht, und für die Zukunft unserer christlichen Religion fürchte ich heute weniger als in den Jahren vor dem Kriege. Alles Erdengut ist uns ja genommen oder wird uns genommen werden. Um so mehr werden wir, wenn wir nur erst ein wenig zur Ruhe sind, uns auf die inneren Güter besinnen, und da wird mancherlei im Kurse steigen, was in den Tagen, da es uns äußerlich gut ging, gering bewertet wurde."

Franke machte eine Pause, dann fuhr er fort: „Es liegen hier freilich ernste Probleme, die man nicht mit einer Handbewegung abtun kann. Ich habe einen prächtigen alten Amtsbruder, der unser niederdeutsches Volkstum kennt und liebt wie wenige. Der redete uns Jüngere auf der letzten Konferenz etwa so an: ‚Kinder, laßt mir die Bauern zufrieden. Haltet ihnen das Fremde und die Fremden vom Leibe. Scheltet sie nicht unsozial, denn sie betätigen soziale Gesinnung in der Nachbarlichkeit auf das vollkommenste. Verdreht ihnen in euren

albernen Volkshochschulen nicht die Köpfe. Laßt sie schlafen, oder wenn die laute Zeit sie hier und da aufgeweckt hat, laßt sie nur in Ruhe; dann schlafen sie schon von selbst wieder ein. Der Bauer ist unsere letzte Reserve. Wenn wir den auch noch in das allgemeine Schlamassel hineinwerfen, haben wir gar nichts mehr.' Solche Worte aus solch einem Munde geben immerhin zu denken."

„Ich kann dem alten Herrn nicht beistimmen," sagte Otto nach kurzem Besinnen. „Wenn irgend eine Zeit den Einsatz der letzten Reserven verlangt, so ist es die unsere. Es geht heute um Größeres als die Erhaltung der Sonderart eines Landstrichs und seiner Bewohner. Es geht um die Rettung unsers deutschen Volkes. So patriarchalisch sind die Verhältnisse nicht mehr, daß wir mit ‚guten Freunden und getreuen Nachbarn' auskämen. Wir können keine chinesische Mauer um die Lüneburger Heide ziehen. Zum Schlafen hat heute kein Mensch das Recht, auch der Bauer nicht. Wenn wir ihn nicht munter machen, die wir ihn kennen und lieben, dann tun es andere, und was dann an seelischem Volksgut verloren geht, das kann kein Mensch ermessen."

„Ich stimme Ihnen von Herzen zu," sagte der Pastor, „und so wollen wir mit gutem Gewissen und hoffnungsfreudigen Herzens soziale Gesinnung wecken, Siedlungen schaffen, Volkshochschularbeit treiben und was wir sonst tun können, unser Volk wieder aufzurichten ... Kommen Sie, bitte, morgen nicht gar zu spät. Ich muß ernstlich an meine Predigt, werde aber nichts Vernünftiges zustandebringen, bis ich weiß, wie Ihre Entscheidung gefallen ist."

Sie waren beim Hochzeitshause angelangt und trennten sich mit einem Händedruck. Otto wollte sich auch sofort von den jungen Eheleuten verabschieden, aber die bestanden darauf, daß er noch ein Stück Sülze mit Kartoffelsalat zu sich nehme. Darüber ging eine halbe Stunde hin, und als er dann aufbrach, fing es bereits an zu dunkeln.

Otto bereute, daß er seinen Wagen nach Hause geschickt hatte. Wenn er Hilde heute abend noch sprechen wollte, mußte er sich sehr beeilen.

Als er auf Delmsloh ankam, war nur noch ein Fenster erleuchtet, das von Hildes Kammer. Jeden Augenblick konnte das Licht auch dort erlöschen. Not kennt kein Gebot.

Lautlos schlich er sich durch den Vorgarten heran, leise klopfte er an die Scheiben. „Wer ist da noch?" fragte es hinter dem Vorhang. „Ich, Otto ... Hilde, ich muß dich unbedingt noch sprechen!" Nach einer Weile ging der Vorhang in die Höhe, und das Fenster wurde behutsam geöffnet.

„Hilde, ich möchte dich herzlich um Verzeihung bitten wegen der häßlichen Worte, mit denen ich am Sonntag von dir gegangen bin. Ich war meiner Sinne nicht mächtig und habe schwere Stunden gehabt deswegen. Denn du kannst dir wohl denken, daß es nicht lange dauerte, bis ich dir innerlich völlig recht gab ... Entschuldige, daß ich dich so spät noch störe, aber ich komme eben erst von Fritzens Hochzeit und muß unbedingt noch etwas sehr Wichtiges mit dir besprechen. Hier am Fenster kann ich das nicht gut. Soll ich zu dir herein-

steigen? Nein? Dann mußt du zu mir herauskommen, und es ist ja auch eine so wunderschöne Mondnacht."

„Hat es denn wirklich damit nicht bis morgen Zeit?" fragte sie verwundert.

„Nein, Hilde, es ist eine Sache, in der ich mich bis morgen früh entscheiden muß, und das kann ich nicht ohne dich. Ich habe mir fast den Atem abgelaufen, um dich noch wach zu treffen. Nun darfst du mich auch nicht so nach Hause schicken."

„In meinem ganzen Leben bin ich noch nicht aus dem Fenster gestiegen, am wenigsten nachts."

„Will ich gern glauben, aber laß es heute das erstemal sein. Wenn du mich erst angehört hast, wirst du selber sagen, daß es sein mußte. Komm, ich mache einen krummen Buckel, und du kannst drauftreten wie auf einen Stuhl."

Einen Augenblick schwankte sie noch, dann sagte sie: „Weg mit deinem Buckel, den brauch ich nicht!"

Er trat ein wenig zurück und fing sie, schnell heranspringend, in seinen Armen auf.

Indem sie auf einem mondüberglänzten Waldwege miteinander auf und ab gingen, legte er der Jugendfreundin ruhig und ausführlich seinen neuen Lebensplan dar. Sie hörte ihm schweigend zu, und als er geschlossen hatte, blieb sie stehen und sagte schlicht: „Ja, Otto, ich glaube auch, das ist das Rechte für dich." „Und für mich auch," fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu. Da hatte er sie auch schon in seine Arme geschlossen.

Ihr Wandern fortsetzend sprachen sie von Neu-Lohes Zukunft. Mit großer Freude hörte Hilde, daß nunmehr

Beihilfen für die Siedlerwohnungen bestimmt zugesagt waren. Und von Herzen billigte sie, was Otto tun wollte, das Unternehmen für die Zukunft sicherzustellen.

Dann überlegten sie, wie sie ihr gemeinsames Leben demnächst gestalten wollten. Auch praktische Fragen wurden in Erwägung gezogen: ob man eine Wohnung bekommen werde, wie viel Zimmer nötig seien, welche Ausstattungsstücke bei den gegenwärtigen unerschwinglichen Preisen unbedingt angeschafft werden müßten, und anderes mehr.

Um Mitternacht stieg Hilde, in Ottos Hände tretend, wieder in ihr Kammerfenster. —

Otto stand am Überstiegel in der Loher Hofmauer. Er hat sich für den Weg von Delmsloh her viel Zeit gelassen, aber auch jetzt spürte er noch nicht die geringste Lust, ins Bett zu steigen. Schlafen würde er doch nicht können, dafür war er viel zu sehr erregt.

Schade, daß er nicht jetzt gleich mit Hinrich sprechen konnte. Ihn bei fremden Leuten zu nachtschlafender Zeit herauszutrommeln, war natürlich nicht möglich. Aber was hinderte, ihn gleich in frühester Morgenstunde aufzusuchen? Gegen fünf Uhr war er doch gewiß schon zu haben.

Da lohnte es nicht erst, nach Hause zu gehen. Und wenn es so viel Liebes und Hoffnungsfreudiges gab, womit die Gedanken sich beschäftigen konnten, liefen so ein paar schöne Mondnachtstunden ja auch schnell hin.

Otto schlug die Richtung nach seiner Siedlung ein.

Da lagen die Häuschen, im sanften Mondlicht gebadet, vor ihm. Ganz ähnlich, wie er sie an jenem

Februarabend gesehen hatte, nur viel deutlicher. Und jetzt blieben sie auch, wenn man sich die Augen rieb ...

In der Ferne rollte ein Wagen. Hmhm, die Neuvermählten eilten ihrem Heim zu.

Fritzens Häuschen war das erste in der Reihe. Otto verbarg sich hinter dem zweiten, um nicht gesehen zu werden.

Der Wagen hatte die Landstraße verlassen und brakkelte auf dem zur Siedlung führenden Sandwege. Männerstimmen wurden laut. Offenbar hatten Fritzens Kollegen sich die gute Fahrgelegenheit zunutze gemacht.

Das Gefährt hielt. Gutenachtsagen. Lachen. Die Haustür knarrte und schlug zu; ein Schlüssel wurde umgedreht.

„Ick due mir meine olle Budike ooch noch eben mal ankucken." — „Ich komme mit." — „Ich auch."

Otto fuhr ein heilloser Schreck in die Glieder. Er schlich um die Ecke und drückte sich an die dem Wege abgekehrte Wand des Häuschens.

Die Männer machten vor dem Häuschen halt. Wenn sie nun bloß nicht auf den unglückseligen Gedanken kamen, es sich von allen Seiten anzusehen! ...

„Beplatzen Se sich auf meinem Feuerholz, meine Herren!"

Wenn das nur nicht eine gar zu langwierige Sitzung wird! dachte Otto seufzend.

„Wenn ick mir so meine Filla im kühlen Mondesschimmer bedrachten du', saje ick zu mir: ‚Emil,' saje ick, ‚et is doch wat Jroßes, dat du't uff deine ollen Dage noch zu'n Haus- und Jrundbesitzer jebracht hast!' ...

Wenn 'ck nu man erst ooch so ne nette Frau hätt' wie die, wo Fritz eben mit zu Bett geht... Ick hab' mal 'ne Braut jehabt, der hab' 'ck geschrieben, wenn sie mir noch immer lieben däte, kennte ick ihr jetzt ein feinet Schatoh-schloß offerieren. Wenn se partuh nich will, findt sich ja woll 'ne andere.'"

„Ich hole mir die Frau und die beiden Blagen nächste Woche..."

„Es war auf Fritzen seiner Hochzeit eigentlich ganz gemütlich."

„Och ja, bloß daß der Alkohol fehlte. Man hat erst was zu krabbeln, bis man in Fahrt kommt."

„Wenn ick mir dat Volk in diese Jejend von nahebei bedrachte, is et so übel nich. Auch der Pastor scheint so weit 'n janzen jemütlichen Kerl zu sind. Er hat lange mit mir jesprochen, janz natürlich weg, jar nich so jeist-lich: ‚Ick bin der Herr Pastor und predige euch was vor.' Er fragte janz manierlich an, ob er mir mal be-suchen dirfte. Et kann sind, dat ick ihm ooch balle mal in seine Kirch die Ehre jebe."

„Emil, ein Glück, daß Konitzki dich nicht reden hört!"

„Et is jut, dat der sick dinne jemacht hat. Da hätt' der Mensch keinen Dag sein Ruh' jehabt. Wat wir viere sind, wir wern schon Ruhe und Frieden halten..."

„Man muß sich verwundern, daß es unter den dicken Bauern noch solche seelensgute Menschen gibt wie diesen Lohmann... Ich hab' Genie fürs Malen. Wenn ich Farben kriegen kann, mal ich's Winterabends ein schö-nes Ölgemälde von Neu-Lohe... Ob im Mondenschein, wie heut' abend?... Och nee, lieber bei Tage mit

blauem Himmel, dann wird so 'n Bild bunter. Das kriegt er dann als Geschenk von mir zu Weihnachten."

„Und ich tischlere dir denn einen feinen Rahmen dazu... Was für Holz nehme ich woll?... Halt, Naturbirke! Weiß ist immer 'ne aparte Farbe."

„Ick weeß noch wat Scheneres. In meine kindlichen Jahren hab' ick't jelernt, aus Tannenzapfen und Eicheln und Bucheckern und Hagebutten und wat sonst die Natur hervorbringen dut, pikfeine Rahmen zu leimen. Birkenholz is da nischt jejen."

„Kinder, ihr müßt wissen, so 'n Rahmen muß immer genau zu't Bild passen. Welchen Rahmen ich nehme, den gepappten oder den hölzernen, da muß ich mir die Entscheidung noch vorbehalten. Na, wenn die Rahmen hübsch werden, können wir sie ihm ja auch beide schenken. Dann hat der gute Mann zum Wechseln."

„Jawoll ja, und dann markieren wir am Weihnachtsabend eine Deputatschon und bringen unser Jeschenk hin, und Fritz hält wieder 'ne schene Rede, und wir lassen ihn noch mal hochleben. Ick jlobe, so'n Mann freut sick doch, wenn er mal den juten Willen sieht..."

„Nun woll'n wer man zu Bett gehn. Schade, daß wir uns hier noch nicht hinhauen können. Na, das soll nicht lange mehr dauern!"

Der Lauscher hinterm Hause, dem von dieser Unterhaltung kein Wort entgangen war, wagte zum erstenmal wieder frei aufzuatmen. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war vorüber.

„Weeß der Deibel, sie haben dat Licht schon aus!"

„Woll'n wer ihnen noch ein kleinet Ständchen bringen?"

„Och, laßt die Leute doch zufrieden."

Jemand fing hell an zu pfeifen. Es war der Hochzeitsmarsch aus dem Lohengrin: Treulich geführt, ziehet dahin.

Schritte und Pfeifen entfernten sich in der Richtung nach Hof Lohe. —

Otto sah nach seiner Uhr. Holla, jetzt waren's nur noch vier Stunden, bis er den Bruder sprechen konnte. Aber nun hatte er ja noch etwas mehr, was seine stillen, frohen Gedanken bewegte. Hurra, jetzt im September durfte er sich bereits auf Weihnachten freuen. Das war ihm in seinem ganzen Leben noch nicht beschieden gewesen ...

Langsam schlenderte er durch den Loher Wald, vorüber an Delmsloh, wo nun auch das letzte Licht erloschen war, durch den Delmsloher Wald, über die nächtliche Heide ...

Williges' Häuschen grüßte freundlich einladend herüber; in den Fenstern blinkte das Mondlicht ...

Die letzten beiden Stunden könnten doch ein wenig lang werden, sagte er sich, denn schließlich hat man alles, was einem das Herz erfüllt, dreimal und öfter gründlich durcherwogen. Wie wär's, wenn die Freunde die Zeit kürzen hülfen? Wandervögel ziehen gern nachts; mit der spießbürgerlichen Einteilung der vierundzwanzig Stunden in die Nacht zum Schlafen und den Tag zum Wachen nehmen sie es nicht so genau.

Der Nachtschwärmer pocht an die Fensterscheiben.

„Himmel die Welt, wer ist denn da?"

„Hie gut Wandervogel allewege."

Das Fenster wird geöffnet.

„Mensch, Otto, du?"

„Mensch, Albert, ja."

„Was willst du denn?"

„Ein bißchen mit dir auf der Bank vor dem Hause sitzen und klöhnen."

„Dann nimm Platz; ich bin gleich da."

Bald saßen die beiden beieinander, und Otto berichtete von der neuen Wendung, die sein Leben genommen hatte.

Nun erschien auch Frau Anneliese.

„Anneliese, dich wollte ich aber wirklich nicht stören."

„Dann mußt du nicht nachts Klock drei gegen unser Fenster bollwerken. Aber je später in der Nacht, je schöner die Leut'."

Die drei Wandervögel huschelten eng zusammen; der nicht in dies Nest gehörte, warm in der Mitte. Und er erzählte von der Wiecheler Hochzeit, und daß er in dieser Nacht schon jemand anders aus dem Hause getrommelt habe, und von der erlauschten Unterhaltung auf dem Holzhaufen, und von dem schönen Gemälde mit zwei feinen Rahmen, das er zu Weihnachten bekommen werde, und in der Teilnahme der Freunde wurde ihm das alles noch einmal wieder neu und aufs neue beglückend. Und der wackere Mond stand hoch am Himmel und lächelte gutmütig über die drei Leutchen, die da glaubten, daß eine Schwalbe schon den Sommer mache, und kühnlich träumten von einer neuen Ge-

meinschaft der Menschen, von einer neuen Blüte ihres Volkes und von den andern wunderschönen Dingen ...

Als es im Osten zu grauen begann, sagte Otto: „So, nun will ich meinen Bruder als Lohbauern auf den Thron setzen. Habt Dank, daß ihr euch anderthalb Stunden mit mir gefreut habt. In Gesellschaft geht das doch dreimal so gut ... Im allgemeinen macht ja der Deutsche die Freundschaft als Schüler und als junger Student ab. Wie schön ist's, wenn sie auch noch die höheren Semester erwärmt! Wenn ich erst Herr Direktor bin, nehm' ich mir auch einen Anteil an Neu-Lohe, baue mir ein Häuschen für meine Ferientage, und wir halten unser Lebelang gute Freundschaft. Nun kriecht man wieder in die Federn. Guten Morgen, Anneliese, guten Morgen, Albert." —

Hinrich zog eben die Pferde aus dem Stall, um sie vor der Missentür zu striegeln, als Otto auf Swiebertshof in Brunkenbostel ankam. Er machte erschrockene Augen und fragte hastig:

„Ist Großmutter wohl tot?"

„Großmutter ist gesund wie ein Fisch ... Ich komme, um dir zu sagen, daß du nun doch Lohbauer werden mußt."

„Wa—as? ... Und was wird aus dir?"

„Ich werde Schulmeister."

„Schulmeister?"

„Wenn du lieber willst: Volkshochschuldirektor."

„Dunnerslag! Aus dir wird einer all sein Lebtag nicht klug."

„Na, lassen wir das, Bruder. Nimmst du Lohe an?"

„Wie wird es denn mit deiner Siedelei? Neu-Lohe hast du die Katen ja wohl getauft."

„Ein Dorf läßt sich natürlich nicht abbrechen. 400 Morgen oder 100 Hektar scheiden von dem Grundbesitz des Hofes für Siedlungszwecke aus."

„Mensch, bist du nicht recht bei Trost?"

„Hinrich, ich möchte dich bitten, fang' nicht wieder an, an meinem Verstande zu zweifeln. Ich hab' meinen Klug just so gut wie du. Ohne diese 400 Morgen, die ich als meinen Anteil am Hof unserer Väter betrachte, ist Lohe vielleicht ja nicht mehr ganz der größte Hof des Kirchspiels, aber wohl immer noch der wertvollste. Tröste dich damit, daß zwischen Vater und dir der Hof ein halbes Jahr in üblen Händen gewesen ist. Oder sag' dir: Es war Kriegsschicksal. Das trägt man eben, wie's einem aufgelegt wird... Am liebsten wäre es mir, du kämest gleich mit und stelltest dich Mutter und Oma als Bauern vor."

„Das ist man nicht so einfach, wie du denkst."

„Warum nicht?"

„Ich kann jetzt auch Swiebertshof kriegen; denn ich bin so weit mit Anna."

„Meinen besten Glückwunsch! Aber hat Anna nicht eine jüngere Schwester?"

„Das wohl..."

„Na, dann laß doch der den schwiegerväterlichen Hof, und nimm du mit Anna unsern. Lohe ist doch mindestens doppelt so wertvoll als Swiebertshof, auch nach der Verkleinerung."

„Das stimmt wohl... Warte, ich will mal eben mit

Anna und ihren Eltern sprechen. Sie liegen allerdings noch alle im Bett."

„Na, das wird wohl weiter nicht genieren." —

Nach einer Viertelstunde kam Hinrich zurück.

„Du solltest 'reinkommen und mit uns Kaffee trinken."

„Dankenswert, aber wichtiger ist mir eigentlich das andere."

„Alles klar. Anna und ihre Eltern meinen, wenn ich Lohe kriegen könnte, sollte ich man zugreifen."

„Bravo!" rief Otto, dem Bruder die Hand drückend und schüttelnd.

Am Kaffeetisch wurde verabredet, daß Anna gleich mit nach Lohe fahren sollte, um sich der Schwiegermutter als Tochter vorzustellen. Hinrich spannte an, und sie machten sich auf die Fahrt.

Als sie an Delmsloh vorüber kamen, bat Otto den Bruder, eben auf den Hof zu fahren, denn es wäre *ein* Abmachen, wenn sie der Mutter auch gleich die zweite Schwiegertochter zuführten.

„Du hast dich auch verlobt? Wohl mit Hilde?"

„Mit wem denn sonst?"

„Wenn't kummt, denn kummt 't up'n Hupen. Na, wir gratulieren. Junge, Junge, wird Mutter aber Augen machen!"

Der Wagen donnerte über das Loher Hofpflaster. Frau Lohmann, die gerade vor der Tür stand und den Hühnern Futter streute, guckte hoch auf.

„Na, was ist denn das?"

Otto erhob sich vom Wagenstuhl, um die Frage zu be-

antworten. „Hinrich Lohmann, Vollhöfner auf Lohe, und Fräulein Anna Bokelmann als Braut. Otto Lohmann, designierter Volkshochschuldirektor, und Fräulein Hilde Wessing als Braut. Alles klar! Nun erst alle Mann hoch zu unserer Oma, daß sie sich mit uns freuen kann! Und dann ein gutes Frühstück! Die letzten beiden Flaschen Wein müssen dazu aus dem Keller heraus! Auf einen glücklicheren Tag, als dieser ist, könnten sie hundert Jahr warten."

Großmutter schwamm in Seligkeit. „Friegeratschon" war die einzige weltliche Angelegenheit, für die sie noch etwas übrig hatte. Und nun standen völlig unerwartet beide Enkel als glückliche Brögams vor ihr! ... Hinrichs Braut sah sie heute zum erstenmal, aber sie wußte, daß sie einem guten, alten Bauernhause entstammte, und sie sah, daß sie starke Knochen und kirschrote Backen hatte. So war sie für Hinrich just die Richtige. Hilde dagegen hatte in Gesicht und Wesen was Apartiges, und darum war sie wie geschaffen für Otto, der ja auch ein apartiger Mensch war. Als Oma nun aber noch hörte, daß ihr Liebling Hinrich Lohbauer geworden war, da mußte sie ihr Glück schnell über die Wolken tragen dahin, wo sie auch alle ihre Lasten niederlegte; denn sonst hätte es ihr wohl die Luft abgedrückt.

Und dann gingen sie alle in das Eßzimmer und setzten sich an den Frühstückstisch.

Gerade war Otto dabei, die erste der Rüdesheimer 1904 zu entkorken, da erschien Rieke in der Tür und meldete: „Habersahts Fritz is'r mit sin junge Fro."

„Ach so," sagte Frau Lohmann, „sie wollen sich gewiß

für das halbe Pfund Butter bedanken, das ich ihnen in den jungen Haushalt gesteuert habe. Ja, ich komme sofort."

„Nee, Mutter," sagte Otto, „du wirst erlauben, daß die beiden mit uns frühstücken. Ich geh' sie holen."

Einen Augenblick später schob er die Neuvermählten vor sich her zur Tür herein.

„Frau Lohmann," begann Fritz, „wir wollten uns auch vielmals bedanken für ..."

„Ach was," unterbrach Otto, „laßt euch die Butter gut schmecken und seht euch lieber die Gegend an! Ihr dürft euch nicht einbilden, daß ihr beide allein die Schlauen seid. Was ihr könnt, das können andere auch. Dies ist meine Braut, Fräulein Hilde Wessing aus Delmsloh, und das ist meinem Bruder Hinrich seine, Fräulein Anna Bokelmann aus Brunkenbostel."

„Beide Brüder auf einmal mit 'ne Braut?" rief Fritz aufs höchste verwundert.

„Ja, und deine fidele Hochzeit ist schuld daran, daß das so über Nacht gekommen ist."

Hilde hatte inzwischen noch zwei Gläser geholt. Otto schenkte ein, und es wurde auf allerseitiges Wohl angestoßen.

„Und dann, mein lieber Fritz," fuhr Otto fort, „kann ich dir noch was Neues erzählen. Mit dem heutigen Tage bin ich abgemeiert, und mein Bruder Hinrich ist Lohbauer."

Fritz sah erst den alten Lohbauern erschrocken an, und dann den neuen ein wenig mißtrauisch.

„Du brauchst meinen Bruder gar nicht so anzukucken,

als ob er dich fressen wollte," rief Otto lachend. „Hinrich ist ein sehr netter Mensch, weiß es nur manchmal nicht so von sich zu geben."

„Wir kennen uns ja auch schon ganz gut," grinste Hinrich, „und werden wohl miteinander zurecht kommen. Und wenn auf dem Hof mal was kaputt ist und die Handwerker lassen auf sich warten ..."

„Wird nach Neu-Lohe herübergeschickt," ergänzte Fritz, „und Fritze Habersaht ist mit wendender Post da, um das in Ordnung zu machen. Und wenn Fritz Habersaht mit der Ackerei oder dem Vieh mal nicht recht Bescheid weiß ..."

„Findet er bei Hinrich Lohmann jederzeit Rat und Hilfe. Und wenn auf Hof Lohe in der Erntezeit die Arbeit kneift ..."

„Springt Neu-Lohe mit Kußhand zu. Und wenn Neu-Lohe mal was zu fuhrwerken hat ..."

„Spannt Alt-Lohe mit Vergnügen seine Gäule vor den Wagen oder Pflug."

„Bravo, bravo, Jungens!" rief Otto Lohmann. „Nehmt eure Gläser! Deerns, ihr mit! Mutter, du auch! Und Oma, so'n bißchen nippen wird dir nicht schaden:

Auf dauernd gute und getreue Nachbarschaft von Bauer und Siedler, von Alt-Lohe und Neu-Lohe!"